Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick

in Südwest-Afrika

Volks-Bibliothek
17
334

Phönix-Bibliothek

Band II.

Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwest-Afrika.

Der Entscheidungskampf auf der Spitzkuppe.

Mit Büchse, Spaten

und

Ochsenstrick

in

Südwest-Afrika

Für die reifere Jugend

von

A. Oskar Klaussmann

Mit Kartenskizze und Illustrationen

Titelzeichnung und Farbenbild von A. Dressel

Kattowitz und Leipzig
Karl Siwinna

Ursprünglicher Verfasser ist Vincent Janus, er machte den Feldzug gegen die Wittboi-Hottentotten 1894 u. gegen die Herero ~~1896~~ u. d. Janus-Hottentotten 1896 als Reiter d. 1. Komp. mit

S17/10034

Alle Rechte vorbehalten.

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

48/570x1

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Vorwort des Verlegers.

„Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwest-Afrika" ist der zweite Band der von mir ins Leben gerufenen Phönix-Bibliothek. Nicht die Absicht, die Zahl der vorhandenen Jugendschriften und Jugendbibliotheken lediglich aus geschäftlichen Rücksichten zu vermehren, hat mich veranlaßt, die Phönix-Bibliothek zu schaffen, sondern es war mir wohl bekannt, daß in den Kreisen der Pädagogen, Eltern und Erzieher seit langen Jahren sehnsüchtig nach neuen Jugendschriften ausgeblickt wurde, die etwas anderes sein sollten, als die Massenware, die allweihnachtlich auf den Markt kommt und fast ausnahmslos den Fehler hat, die Phantasie der Jugend zu überreizen, ohne ihr für Herz und Geist etwas zu bieten. Es entspricht entschieden einem tiefgefühlten Bedürfnisse, eine Sammlung von Jugendwerken herauszugeben, welche sich bemüht, gleichzeitig unterhaltend und belehrend zu sein, unserer Jugend Anregung zu geben und zugleich erziehlich zu wirken. Unsere Zeit der harten Kämpfe ums Dasein, die beständige Verschiebung aller sozialen und Lebensverhältnisse, die sich vor unseren Augen vollzieht, fordert gebieterisch, aus unserer männlichen Jugend vor allem Männer zu erziehen. Tatkräftige Männer müssen die jungen Leute sein, die in das Leben eintreten und den Kampf mit demselben aufnehmen. Tatkräftige Männer braucht das Vaterland zu seiner Erhaltung und für sein Fortschreiten. Nicht Philologen, Mediziner, Juristen, Kaufleute oder Beamte sollen wir erziehen, sondern vor allem Männer, tatkräftige Männer, die nebenbei Kaufleute, Juristen, Beamte, Geistliche, Lehrer usw. sind.

Zur Verwirklichung dieser Absicht sollen die Bücher der Phönix-Bibliothek beitragen. Es ist nicht gleichgiltig, welche Lektüre man

der heranwachsenden männlichen Jugend in die Hand gibt! Die Bücher der Phönix-Bibliothek sollen unterhalten, aber sie sollen auch belehren, nicht in aufdringlicher und langweiliger Weise, sondern durch Anregung zum Nachdenken, durch lebendige Darstellung. In den Büchern der Phönix-Bibliothek werden die Erzählungen auf der Grundlage realer Tatsachen aufgebaut. Die Erzählungen enthalten nicht phantastische Erfindungen, sondern sie lehnen sich streng an wirkliche Erlebnisse an. Die Tatsachen bleiben unverändert, sie werden weder verzerrt noch verschoben; sie dienen aber nur als Hintergrund für eine Erzählung, welche es sich zur Aufgabe macht, die Jugend über neue Verhältnisse und Zustände sorgfältig zu belehren und ihr zu zeigen, daß nichts in der Welt durch Zufall und durch leichtsinniges Drauflosgehen geschaffen wird, sondern allein durch Zähigkeit, Energie, Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und Fleiß.

Es ist besonders darauf Bedacht genommen, der Jugend bei allen Verhältnissen auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen, dem jugendlichen Leser klar zu machen, wie der Erfolg stets teuer erkauft werden muß, wie man nur zum Ziele kommt, nachdem man zahlreiche, oft sehr große Hindernisse überwunden hat. Gerade dadurch aber, daß man der Jugend zeigt, wie auch die größten Schwierigkeiten durch Tatkraft und Mut überwunden werden, soll ihr das doppelte Vertrauen auf Gott und auf die eigene Kraft gegeben werden!

Bisher sind von der Phönix-Bibliothek erschienen:

General Christian de Wet's

Der Kampf zwischen Bur und Brite, frei bearbeitet von A. Oskar Klaußmann. Mit Kartenskizzen und 7 Vollbildern, farbige Illustration und Titelzeichnung von R. Hellgrewe.

Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwest-Afrika, von A. Oskar Klaußmann. Mit Kartenskizze und 6 Vollbildern, farbige Illustration und Titelzeichnung von A. Dressel.

„Heiß Flagge und Wimpel" von A. Oskar Klaußmann. Mit 6 Vollbildern, farbige Illustration und Titelzeichnung von dem Marinemaler Willy Stöwer.

Inhaltsverzeichnis

Erstes Kapitel — Seite

„Freiwillige vor!“ 1

Zweites Kapitel

Auf afrikanischem Boden 17

Drittes Kapitel

Die Feuertaufe 33

Viertes Kapitel

In Hungers- und Durstes-Nöten 50

Fünftes Kapitel

Verwundet 65

Sechstes Kapitel

Friedensbilder 86

Siebentes Kapitel

Im Pontok 108

Achtes Kapitel

Krankheit und Herzeleid 127

Neuntes Kapitel

Beim Wegebau 144

Zehntes Kapitel

Auf Sterbeposten 170

Elftes Kapitel

Mord und Verrat 185

Zwölftes Kapitel

„Die Hereros kommen!“ 109

Dreizehntes Kapitel

Auf des Feindes Spuren 209

Vierzehntes Kapitel

„Marsch, marsch! Hurra!“ 219

Fünfzehntes Kapitel

Am Rande der Kalahari 231

Sechzehntes Kapitel

Im freien Jagdrevier 245

Siebzehntes Kapitel

Ein trauriges Ende 260

Achtzehntes Kapitel

Beim Eisenbahnbau 274

Neunzehntes Kapitel

Heimfahrt 287

Zwanzigstes Kapitel

Wie es jetzt in Deutsch-Südwest-Afrika aussieht 292

Erstes Kapitel.

„Freiwillige vor!“

Der 12. Mai 1894 war ein Sonnabend. Als ich vom Mittagessen kam, traf ich meinen Jugendfreund Gustav Döring, der mit mir zusammen als Freiwilliger im dritten Jahre bei demselben Dragonerregiment diente.

„Du kommst doch mit, Janus,“ sagte Döring, „wir machen morgen nach dem Mittagsappell einen Ausflug nach Knausdorf. Es sind lauter gute Bekannte von der Schwadron dabei. Du weißt doch, wir hatten es uns schon seit zwei Jahren vorgenommen, einmal nach Knausdorf zu gehen, aber wir sind nie hingekommen.“

„Ich bin dabei,“ erklärte ich, „teile mir doch nach dem Appell mit, wann wir morgen abmarschieren.“

Ich hatte mich dann für den Dienst vorzubereiten, und gegen vier Uhr nachmittags traten wir zu Fuß und im Stallanzug zum Appell auf dem Kasernenhofe an. Unser Rittmeister Erdmann musterte unsere Reihen, dann befahl er dem Wachtmeister:

„Lesen Sie den Befehl vor!“

Der Wachtmeister entfaltete ein großes Schriftstück und las aus diesem vor, daß auf Befehl des Kriegsministeriums Freiwillige zu einem Truppenkörper zusammengezogen werden sollten, der nach Deutsch-Südwestafrika geschickt würde, um dort gegen den Hottentotten-Häuptling Hendrik Witbooi zu kämpfen. Es sollten nur Freiwillige der Kavallerie-Regimenter angenommen werden, und zwar nur Leute, welche körperlich und geistig vollkommen gesund seien. Außerdem sei gutes Schießen, gutes Reiten und gute Führung Bedingung. Die Freiwilligen müßten aber auch ausdauernd im Fußmarsch sein. Der Gemeine sollte eine Jahresbesoldung von 1000 Mark, die Gefreiten

von 1100 Mark, die Unteroffiziere von 1200 Mark, die Feldwebel und Wachtmeister von 1800 Mark, freie Verpflegung und Uniform erhalten. Verpflichten sollten sich die Freiwilligen auf vier bis sechs Jahre. Diejenigen Mannschaften, welche ihre Dienstzeit in Afrika vollendet hätten und später im Lande zu verbleiben gedächten, sollten auf Staatskosten unentgeltlich Farmen und Vieh erhalten, um sich ansiedeln zu können.

Dieser Befehl kam uns sehr überraschend. Ich stand neben Döring im Gliede und wir stießen uns unbemerkt an. Bei jedem von uns war es in dem Augenblick, in dem wir den Befehl hörten, beschlossene Sache, mitzugehen. Wie oft hatten wir davon geträumt, einmal in die weite Welt hinauszuziehen, um andre Menschen und neue Verhältnisse kennen zu lernen. Gustav Döring war Techniker, ich hatte meine Lehrzeit als Kaufmann überstanden, und wir wußten beide, daß nur derjenige, auch im bürgerlichen Leben, etwas erreichen konnte, der nicht an der Scholle klebt, sondern auch im Ausland sich umsieht und dort Erfahrungen sammelt. Mehrfach hatte ich mit Döring verabredet, nach vollendeter Dienstzeit auf einige Jahre nach Amerika zu gehen; es fehlte uns nur am besten, nämlich am Gelde. Nun hatten wir hier auf einmal Gelegenheit, als Soldaten in die Ferne, noch dazu in den kaum erforschten Erdteil Afrika zu kommen. Wir hatten außerdem eine schöne Gelegenheit, unsere Pflicht als Soldaten zu tun und dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen.

Als der Wachtmeister die Vorlesung beendet hatte, ergriff der Rittmeister das Wort, um uns folgendes mitzuteilen:

„Ihr habt den Befehl des Kriegsministeriums gehört und ich zweifle nicht, daß sich auch in meiner Schwadron Freiwillige finden werden, welche an der Expedition teilnehmen wollen. Ich muß jedoch diejenigen, welche sich freiwillig zu melden beabsichtigen, darauf aufmerksam machen, daß es sich um eine sehr ernste Sache und um ein Unternehmen voll Schwierigkeiten und Strapazen handelt. Wer da glaubt, eine militärische Landpartie nach Afrika mitmachen zu können, der bleibe nur ruhig zu Hause. Der Feind, gegen den gekämpft werden soll, ist gut bewaffnet, außerordentlich geschickt und kennt das Terrain, auf dem er Krieg führt, besser natürlich, als die Weißen. Die Hotten-

totten sind nicht etwa Wilde, sondern ein ziemlich kultiviertes Volk, das sich fast ausnahmslos zum Christentum bekennt und durch die Missionäre so erzogen ist, daß die Leute sich nur durch ihre Hautfarbe von den Weißen unterscheiden. Sie kleiden sich wie die Europäer, haben Schulbildung genossen, und der Führer der Hottentotten, der vielgenannte Hendrik Witbooi, scheint eine ganz hervorragende Persönlichkeit zu sein. Es ist bedauernswert, daß dieser Mann, der dazu berufen sein würde, eine große Rolle in der Entwickelung Südwestafrikas zu spielen, ein Räuber ist, der mit seinen Leuten im Lande umherzieht, um Vieh zu rauben, und dem es dabei auf Gewalttätigkeiten nicht ankommt. Seit fast zehn Jahren, seit 1884, verübt Hendrik Witbooi seine Räubereien in Südwestafrika, das unter deutschem Schutz steht und deutsches Kolonialgebiet bildet. Die deutsche Schutztruppe war bisher nicht stark genug, um die Räubereien Hendrik Witboois zu verhindern. Im Februar vorigen Jahres ist ein Nachschub, bestehend aus einem Offizier einem Sanitäts-Offizier und zweihundertvierzehn Mann, sämtlich Freiwillige aus deutschen Kavallerie-Regimentern, in Südwestafrika angekommen. Major von François, der Kommandeur der Schutztruppe, hat am 12. April 1893 Hornkranz, den befestigten Wohnort Hendrik Witboois, überfallen und zerstört. Leider ist es Hendrik Witbooi mit seinen sämtlichen Kriegern gelungen, zu entfliehen, und seit dieser Zeit führt er einen erbitterten Kampf gegen die deutsche Schutztruppe. Es ist am 23. August ein weiterer Nachschub von drei Offizieren und zweihundert Mann in Südwestafrika eingetroffen, und doch haben auch diese Verstärkungen es nicht verhindert, daß Hendrik Witbooi die Schutztruppe in die größte Gefahr brachte, indem er ihr den Weg zur Küste verlegte. Der einzige Hafen, der in Südwestafrika für die Einführung aller Bedürfnisse der Schutztruppe zur Verfügung steht, ist Swakopmund. Von dort führt ein Weg voller Strapazen und Hindernisse in vielen Tagemärschen bis Windhuk, der Hauptstadt der Kolonie. Die Schutztruppe ist darauf angewiesen, Lebensmittel, Kleidung, kurz alle Bedürfnisse von Swakopmund her zu beziehen. Hendrik Witbooi hatte den Weg so unsicher gemacht, daß die Eingeborenen mit ihren Ochsengespannen nicht mehr wagten, den Verkehr zwischen Swakopmund und Windhuk aufrecht zu erhalten. Im Februar dieses Jahres ist

eine neue Verstärkung von hundert Mann in Swakopmund eingetroffen, und Major Leutwein, der jetzige Landeshauptmann, hat das Kommando der Schutztruppe übernommen. Es ist ihm gelungen, den Verkehr mit der Küste wieder herzustellen. Aber es muß gegen Hendrik Witbooi, der sich im Süden von Windhoek in einer unzugänglichen Felsenfestung, in der sogenannten Naukluft, sicher fühlt, ein entscheidender Schlag geführt werden. Um dieses zu ermöglichen, sollen weitere zweihundert Freiwillige aus allen Kavallerie-Regimentern sofort nach Südwestafrika abgehen. Ihr seht also, es handelt sich um einen ernsthaften Kampf. Die Schwierigkeiten der Verproviantierung, besonders aber der Wasserversorgung, sind in Südwestafrika außerordentlich große, und durch Durst und infolge von Strapazen werden mehr Mann zu Grunde gehen, als durch die Kugeln der Hottentotten. Aber es gilt, der deutschen Flagge Achtung zu verschaffen, die deutsche Herrschaft in Südwestafrika zu befestigen, und — koste es, was es wolle — einen intelligenten und außerordentlich geschickten Feind zu unterwerfen oder zu vernichten. Schweren Zeiten gehen diejenigen entgegen, welche diese Expedition mitmachen. Aber wer glücklich wieder heim kommt, wird das Bewußtsein haben, dem Vaterlande und dem deutschen Namen einen großen Dienst erwiesen zu haben. Kein schöneres Bewußtsein hat der Soldat, als das der erfüllten Pflicht, und so glaube ich, wird es auch vielen von euch am Herzen liegen, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Freiwillige vor!"

Eine Minute später standen dreißig Mann in zwei Gliedern vor dem Rittmeister.

Dieser lächelte, denn der Eifer der Mannschaften seiner Schwadron machte ihm große Freude.

„Ich habe es nicht anders von euch erwartet," sagte er, „aber dreißig Mann kann meine Schwadron nicht abgeben. Vor allem müssen diejenigen Leute zurücktreten, welche weniger als zwei Jahre dienen. Es können nur vollkommen ausgebildete, feldtüchtige Mannschaften Verwendung finden."

Es traten infolgedessen tiefbetrübt zwanzig Mann in die Front zurück, während wir noch zehn Mann stehen blieben.

„Wachtmeister," befahl Rittmeister Erdmann, „schreiben Sie die

Namen der Leute auf und lassen Sie sie sofort durch den Unteroffizier vom Tagdienst zum Herrn Oberstabsarzt führen, damit er die Leute auf ihre Dienstfähigkeit für die Tropen untersucht. Die Leute, welche für dienstuntauglich erklärt werden, sollen abends um sechs Uhr im Regimentsbureau sein, damit dort ein Protokoll mit ihnen aufgenommen wird.“

Der Oberstabsarzt war selbst eine Zeit lang in den Kolonien gewesen. Er setzte uns auseinander, daß wir großen, fast übermenschlichen Anstrengungen entgegen gingen. Er veranlaßte drei Mann, sofort freiwillig zurückzutreten, da sie nach seiner Ansicht nicht für die Tropen dienstfähig waren. Von uns sieben Mann wurden noch vier für unbrauchbar erklärt, und schließlich blieben von unsrer Schwadron nur noch Gustav Döring, ich und ein gewisser Bartel übrig, ein lustiger, fideler Kamerad, der Sohn eines Restaurateurs, der selbst einmal das Geschäft des Vaters übernehmen sollte.

Auf dem Wege zum Regimentsbureau, wohin wir uns nach der Untersuchung beim Oberstabsarzt begaben, sagte Bartel zu unsrer Heiterkeit:

„Kinder, wißt ihr, worauf ich mich freue, das ist Gazellen- und Antilopenbraten. Ich sage euch, so etwas habt ihr noch nicht gegessen, so zart, so saftig, so wundervoll; solches Fleisch gibt es hier überhaupt nicht.“

„Hast du denn schon Gazellen- und Antilopenbraten gegessen?“ fragte Döring, und etwas ärgerlich entgegnete Bartel:

„Noch nicht, aber ich habe sehr viel darüber gelesen. Dort unten wimmelt es ja von Gazellen und Antilopen, von Springböcken und so weiter. Die gibt's dort in solchen Mengen wie bei uns die Fliegen. Und dann die herrlichen Früchte, die Ananas, in solchen Mengen, wie bei uns die Holzbirnen, und sonst noch kostbares Obst, das man hier gar nicht kennt, oder das man in den Delikateßläden mit Gold aufwiegt. Na, ich sage euch, das wird großartig werden!“

In der Regimentskanzlei wurde ein Protokoll aufgenommen, durch welches uns die oben angegebene Löhnung, Verpflegung und spätere Ansiedlung zugesichert wurde. Wir verpflichteten uns jeder zu sechsjährigem Dienst und erklärten uns damit einverstanden, daß wir im Falle eines

Feldzuges auch nach Ablauf der sechs Jahre noch weiter dienen müßten, wenn dies im Interesse des Landes und der Schutztruppe nötig sei. Auch wenn wir uns ansiedelten, ständen wir in Südafrika in der Reserve der Schutztruppe und könnten zum Dienst einberufen werden.

Eine angenehme Überraschung, die nach der Unterschrift des Protokolls uns Freiwilligen zu teil wurde, bestand darin, daß auf Regimentsbefehl jedem ein vierzehntägiger Urlaub nach der Heimat bewilligt wurde, damit er sich von seinen Angehörigen verabschieden konnte.

Schon am Abend fuhren Döring und ich, die wir aus demselben Orte waren, auf Urlaub nach Hause. Während der Fahrt hatten wir Gelegenheit, uns darüber auszusprechen, wie wahr das Sprichwort ist, welches behauptet: „Unverhofft kommt oft!" Als wir uns in den Nachmittagsstunden zu dem Ausflug nach Knausdorf verabredeten, hatten wir noch keine Ahnung, daß wir wenige Stunden später auf der Eisenbahn sitzen, um einen Urlaub nach der Heimat anzutreten, und daß wir dann freiwillige Mitglieder der Schutztruppe von Südwestafrika sein würden.

Die vierzehn Tage des Urlaubs vergingen sehr schnell. Alle Mitglieder der Familie, selbst die entferntesten Verwandten, mußten natürlich aufgesucht werden. Überall bekam man gute Ratschläge, aber auch reelle Gaben. Wenigstens in meiner und in Dörings Familie wetteiferten alle lieben Angehörigen, uns mit Geld, Taschenmessern, Tabakspfeifen und allerlei sonstigen Gebrauchsgegenständen zu beschenken. Waren doch alle Mitglieder stolz auf die „Afrikaner", wie wir allgemein genannt wurden, und gingen wir doch schwierigen Verhältnissen und sehr ernsthaften Gefahren entgegen. Dann fuhren wir zurück nach der Garnison, und am 12. Juni gingen wir vierzehn Mann von unserem Dragonerregiment mit der Eisenbahn nach Berlin ab, wo wir uns im Reichsmarineamt zu melden hatten.

Zweihundert Kavalleristen fast aller Regimenter der deutschen Armee und eine Anzahl von Unteroffizieren hatten sich hier eingefunden. Wir wurden in zwei Kompagnieen eingeteilt, von denen die erste, zu der wir gehörten, der Hauptmann von Estorff übernahm, während Hauptmann von Sack die zweite Kompagnie erhielt. Dann

wurden wir nach dem sogenannten Ordonnanzhause in der Königstraße geführt und hier untergebracht. Die Stadt Berlin hatte für unsere Verpflegung und Einquartierung zu sorgen.

Bei dem Marsch nach dem Ordonnanzhause machten Döring und ich die Entdeckung, daß einer unserer Jugendfreunde namens Holzinger, den wir seit länger als zehn Jahren aus den Augen verloren hatten, sich unter den Freiwilligen für Südwestafrika befand. Wir erkannten den braven Kerl erst gar nicht wieder, aber er erkannte uns, und die Freude, ihn, den wir längst verschollen glaubten, hier wiederzusehen, war eine aufrichtige und herzliche.

Wir bekamen schon am Nachmittage einen Teil unseres Soldes für den Rest des Monats ausbezahlt, und das war pro Mann über sechzig Mark. Damit und mit den aus dem Urlaub mitgebrachten Geldvorräten konnten wir uns wenigstens bis zum Zapfenstreich Berlin gründlich ansehen. Am nächsten Tage erfolgte auf der Kammer der Kolonialtruppen unsere Einkleidung. Wir erhielten Plüschanzüge aus grauem, gestreiftem Plüsch, sogenanntem Cord. Das Abzeichen der Schutztruppe für Südwestafrika ist dunkelblau, die Plüschanzüge waren daher mit dunkelblauen Kragen und Aufschlägen versehen, welche mit blanken Knöpfen und den Gardelitzen geschmückt waren. Hellgelbes Lederzeug mit kurzem Seitengewehr, der große graue, an der einen Seite aufgeschlagene Filzhut mit blauem Bande, der mit der deutschen Kokarde geziert war, sowie gelbe Reiterstiefel vervollständigten unseren Anzug. Wir erhielten außerdem einen Koffer aus Zinkblech in welchem sich Anzüge für den südwestafrikanischen Aufenthalt, allerlei Ausrüstungsgegenstände und der Patronengurt befanden, der von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragen wird und auf dem eine Anzahl von kleinen Patronentaschen befestigt ist, von denen jede einzelne fünf Patronen enthält.

Am Nachmittag wurde fleißig auf dem Kasernenhofe Parademarsch geübt, denn wir hatten erfahren, daß der Kaiser uns am nächsten Tage vor unserer Abreise sehen wolle.

Am 16. Juni legten wir unsere Paradeuniform an. Wir wurden nach dem Potsdamer Bahnhofe geführt, von wo wir im Extrazug bis zur Station Wildpark befördert wurden. Der kurze Weg

von der Station bis zum Neuen Palais, in dem der Kaiser im Sommer mit seiner Familie wohnt, war bald zurückgelegt. Wir wurden vor der Terrasse an der Rückseite des gewaltigen Schlosses in zwei Gliedern aufgestellt und ausgerichtet.

Kurze Zeit nachdem wir angekommen waren, ertönte das Kommando „Stillgestanden!" Aus einer der Türen, die auf die Terrasse führen, trat der Kaiser, gefolgt von einigen Offizieren.

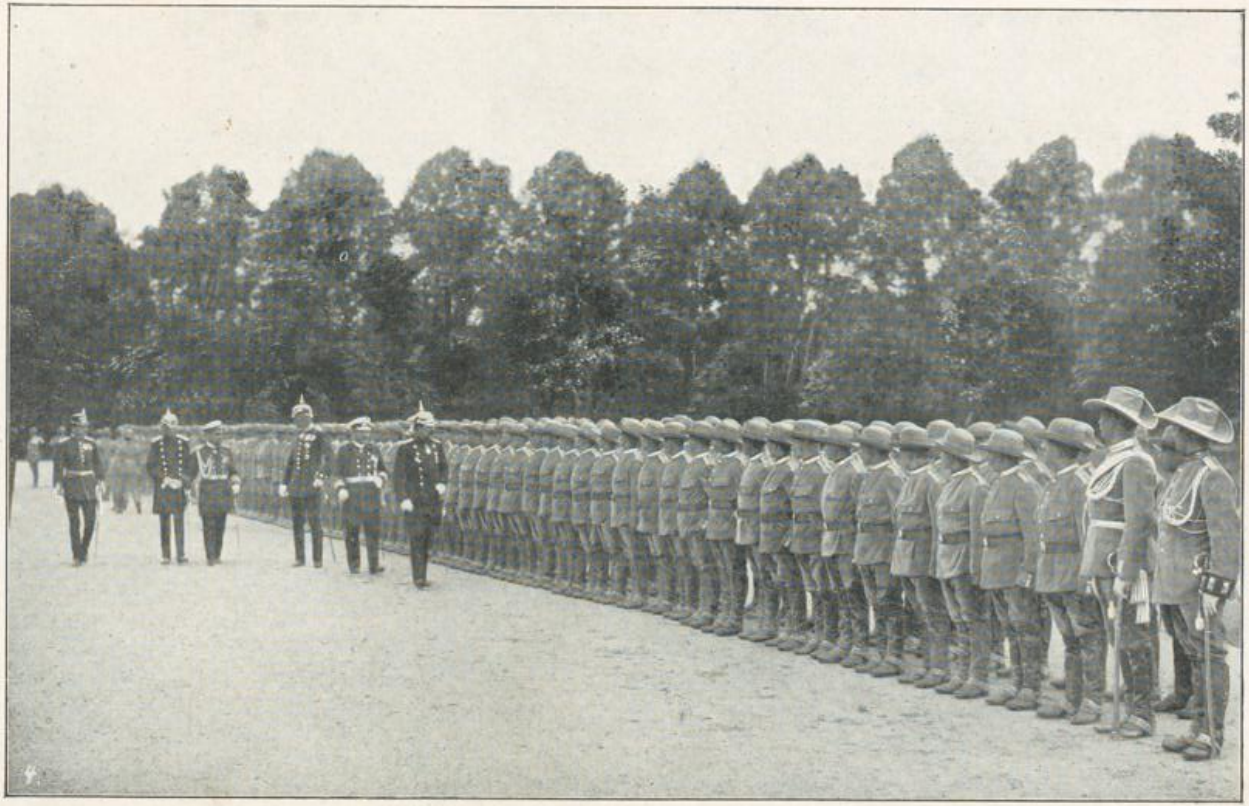
Es ist immer ein feierlicher Augenblick, wenn der Kaiser sich zur Besichtigung einer Truppe nähert, und jedem Soldaten schlägt noch bei der Erinnerung an solchen Augenblick das Herz höher. Kerzengerade und unbeweglich sitzen die Mannschaften auf den Pferden, welch letztere zu wissen scheinen, um was es sich handelt, denn sie stehen in solchen Momenten ganz unbeweglich. Wie nach der Schnur ausgerichtet sind die langen Linien der Reiter. Da naht der Kaiser auf feurigem Pferd, gefolgt von seiner nach Hunderten zählenden Begleitung in den funkelnden, glänzenden, blitzenden Uniformen. Die Trompeten schmettern, die Pauken wirbeln, die Standarten senken sich; an der langen Front herunter galoppiert der Kaiser, gefolgt von der glänzenden Suite. Das ist gewiß ein herrlicher, unvergeßlicher Anblick, doch die Scene, die wir jetzt durchleben sollten, war doch noch feierlicher.

Nur wenige Mann waren wir hier aufgestellt und der Kaiser trat jetzt an jedem einzelnen heran, um ihn mit seinem forschenden Blicke anzusehen. Der Kaiser hat einen Blick, der einem durch und durch geht, und jeden, dem er ins Auge blickte, schien er zu fragen: „Willst du auch da unten in Schrecken und Graus, im Kampfe gegen die Hottentotten deine Pflicht tun als Soldat und als Deutscher?!"

Jeder einzelne von uns hat sich in diesem Augenblicke den Schwur geleistet, treu seine Pflicht zu erfüllen, und wir haben diesen Schwur gehalten, wir sowohl, die wir zurückgekommen sind, als auch die, welche dort unten in südwestafrikanischer Erde in ewigem Schlummer liegen.

Mit lautem: „Guten Morgen, Kameraden!" hatte uns der Kaiser gegrüßt, und aus freudigem Herzen dröhnte ihm unser einstimmiges: „Guten Morgen, Majestät!" entgegen.

Nachdem der Kaiser die Front abgeschritten und jeden einzelnen Mann gemustert hatte, ließ er sich unsere Ausrüstung zeigen. Er



Der Kaiser besichtigt uns vor unserer Abfahrt.

untersuchte die mitgebrachten Proben von Sätteln, Karabinern, Zaumzeug, Schuhen, um sich davon zu überzeugen, daß es seinen getreuen Freiwilligen, die nach Südwestafrika gingen, auch an nichts fehlte. Dann trat der Kaiser vor die Front und hielt ungefähr folgende Rede:

„Ihr seid im Begriff nach Afrika zu reisen. Ich habe euch hierher kommen lassen, um euch Lebewohl zu sagen. Ihr werdet in Afrika mit vielen feindlichen Völkern zu kämpfen haben, aber obgleich sie euch an Zahl weit überlegen sind, kommen sie doch eurer Ausbildung nicht gleich und ihr werdet sie trotz eurer geringeren Stärke bewältigen. Bedenkt aber auch, daß es Menschen sind, und daß sie euch an Eigenliebe nicht nachstehen, bedenkt, was ihr im fremden Lande tut. Seid eingedenk eures Schwurs und betragt euch in Afrika, als ob ihr hier unter meinen Augen in Potsdam ständet, damit ihr auch fernerhin euren Regimentern, denen ihr bis jetzt angehört, Ehre machet. Adieu, Kameraden!“

Nach einem Parademarsch der Truppe, der sehr gut ausfiel, zog sich der Kaiser zurück und wir „Afrikaner“ wurden mit dem Extrazug nach Berlin zurückbefördert. Noch einmal wurde im Berliner Ordonnanzhause das Mittagsmahl eingenommen, dann begaben wir uns nach dem Lehrter Bahnhof, um den Extrazug zu besteigen, der uns nach Hamburg bringen sollte. Eine große Menschenmenge, unter der sich viele Angehörige der Freiwilligen aus Berlin und Umgegend befanden, hatte sich auf dem Bahnhofe eingefunden. In den Jubel der Abfahrt und in das Hurrarufen mischte sich das Jammern und Schluchzen der zurückbleibenden Angehörigen. Noch lange wehten vom Bahnsteig her die weißen Tücher, als der Zug sich in Bewegung setzte, bis auch diese letzten Grüße für uns nicht mehr sichtbar waren.

Am Morgen des 17. Juni kam der Extrazug in Hamburg an und direkt vom Bahnhofe ging es nach dem Hafen, wo ein kleiner Dampfer die Freiwilligen aufnahm, um uns nach dem weiter draußen liegenden Dampfer „Lulu Bohlen“ zu befördern. Dann kam das Gepäck und die gesamten Kammervorräte, welche die Freiwilligen mit sich nahmen, bestehend in Uniformen und Ausrüstungsstücken. Zum Schluß erschien mit einem Elbedampfer noch die Musikkapelle des Infanterie-Regiments Nummer 31 aus Altona, bei dem bisher Hauptmann von Estorff ge-

standen hatte. Sie brachte dem scheidenden Offizier ein Abschiedsständchen und spielte dann den Freiwilligen zu Ehren noch einige Stücke.

Es war nachmittags gegen vier Uhr, als die Dampfwinden die Anker aus dem Grunde hoben. In das Rasseln der Ankerketten mischten sich die Klänge der Musik, welche das alte Abschiedslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus" anstimmten. Ein Schlepper brachte die „Lulu Bohlen" in das Fahrwasser, während der Dampfer mit der Musik folgte.

Jetzt war das Fahrwasser erreicht, die Maschine der „Lulu Bohlen" sprang an, ihre Schrauben begannen langsam das Wasser der Elbe zu peitschen. Die Regimentskapelle der Einunddreißiger spielte die Nationalhymne und wir Freiwilligen und die Passagiere auf dem Schiffe stimmten in das Lied ein. An den Elbufern aber standen tausende von Menschen, welche den nach Afrika gehenden Freiwilligen noch einen Abschiedsgruß zuwinken und zurufen wollten, und auch diese stimmten in den Gesang der Nationalhymne ein, die in tausendstimmigem Chor über das Wasser dahin erklang. Langsam fuhr das Schiff die Elbe hinunter, an freundlichen Orten vorbei. Breiter und breiter wurde der Strom. An Glückstadt ging es vorüber. Rechts und links dehnte sich weit die Ebene, während das Fahrwasser zeitweise von Inseln unterbrochen wurde. Als wir uns Cuxhaven näherten, stand die Sonne schon tief am Horizont und vergoldete mit ihren Strahlen das Landschaftsbild, das wir zum letzten Male sahen. Wer von uns es nur irgend konnte, stand auf dem Deck, um noch einen letzten Blick auf das Heimatsland werfen zu können.

Cuxhaven wurde passiert, dann ging es hinaus in die Wogen der Nordsee. Das letzte „Feuerschiff" der Elbe hatte die „Lulu Bohlen" hinter sich gelassen und mit der ruhigen Fahrt war es vorbei. Unser Schiff begann zu rollen und zu stampfen. Alle leblosen Gegenstände an Bord, die nicht niet- und nagelfest waren, schienen lebendig zu werden. Eine halbe Stunde später hatten wir den ersten Seekranken unter unseren Kameraden. Ich will nur nebenbei bemerken, daß weder Döring noch ich jemals von der Seekrankheit befallen wurden, was entschieden dazu beitrug, uns die Fahrt bis Südwestafrika angenehm zu machen. Während der nächsten Tage hatten wir verhältnis-

mäßig wenig Dienst; derselbe bestand meist in Instruktion über die Bewohner von Afrika, ferner in Ziel- und in Schieß-Übungen.

Aus den Instruktionen erfuhren wir über die Bewohner des Landes, in dem wir zur Ehre der deutschen Flagge fechten sollten, folgendes:

Die Hottentotten, mit denen wir kämpfen würden, waren die kultivierteste und streitbarste der Völkerschaften, welche Deutsch-Südwestafrika besitzt. Wir vernahmen, daß der Hottentotte von mittlerem Wuchs sei, eine gelbe Hautfarbe habe, und daß man ihn an seinem breiten Mund mit vortretenden Lippen und den stark ausgeprägten Backenknochen von allen anderen Völkerstämmen unterscheide. Wir erfuhren, daß die Hottentotten sich in verschiedene Nationen gliedern, unter denen die wichtigsten die weiße, die rote und die schwarze Nation sind. Wie schon der Name Witbooi (wit heißt holländisch weiß) bedeutete, gehört Hendrik, der Kapitän der Witboois, zur weißen Nation. Als Abzeichen ihres Stammes tragen die Hottentotten auf der Krone ihrer großen schwarzen Filzhüte weiße, schwarze oder rote Tücher, welche die Hutkrone vollständig bedecken.

Der Hottentotte hat große Fehler, aber auch große Vorzüge. Er ist gastfreundlich und bereit, den Unterdrückten und Hilfsbedürftigen beizustehen, Geiz und Habsucht kennt er nicht. Er neigt zur Fröhlichkeit und hat außerordentliche Anlagen für den Kirchengesang, sodaß — wie wir uns später selber überzeugten — der Gottesdienst bei den Hottentotten eine geradezu ergreifende Wirkung ausübt. Diesen Tugenden der Hottentotten stehen aber ihre großen Fehler gegenüber: Wankelmut, Treulosigkeit und eine Großmannssucht, die sich bis zum Größenwahn steigert. Unter den verschiedenen Völkerschaften, die das deutsche Kolonialgebiet in Südwestafrika bewohnen, sind die Hottentotten entschieden die weitaus intelligentesten. Es wurde uns gesagt, daß es wirklich bedauernswert sei, daß man diese Nation um ihrer Räubereien willen vernichten müsse.

Die Hauptwaffe der Hottentotten ist das Gewehr, und zwar der verschiedenartigsten Modelle. Neben dem alten Vorderlader findet man bei ihnen auch neue Hinterlader, preußische Zündnadelgewehre, Vetterli-Büchsen und endlich englische Henry-Martini-Gewehre. Für

alle diese Gewehrarten haben die Hottentotten Patronen im Überfluß, und es ist wohl kein Zweifel, daß ihnen die Patronenvorräte heimlich durch englische Händler aus dem Osten Südafrikas zugeführt werden.

Hendrik Witbooi hielt unter seinen Leuten strenge Disziplin. Es war ihm gelungen, ihnen selbst die Trunksucht, unter welcher früher der ganze Stamm schwer gelitten hat, abzugewöhnen. Sie gehorchten seinen Befehlen blindlings. Da zu ihrer außerordentlichen Fertigkeit im Reiten und Schießen auch noch die genaueste Kenntnis des Terrains kam, so wurden sie uns als Gegner bezeichnet, vor denen man sich auf das sorgfältigste zu hüten habe. Namentlich im nächtlichen Überfällen seien die Hottentotten groß. Ihre Kriegsführung bereite der Schutztruppe vor allem deshalb Schwierigkeiten, weil die Hottentotten die Taktik befolgten, sich an bestimmten Orten zu versammeln, einen Raubzug oder einen Überfall zu unternehmen, um dann nach allen Windrichtungen sich zu zerstreuen und am nächsten Morgen an einem weit entfernten Punkte sich wieder zu einem neuen Handstreich zusammenzufinden.

Die zweite Völkerschaft, mit der wir in Südafrika bekannt werden sollten, waren die Bastards, das heißt Abkömmlinge der holländischen Kapburen und hottentottischen Frauen. Die Bastards sind auf ihre Abstammung von den Weißen sehr stolz und haben alle Vorzüge der Hottentotten, ohne deren Fehler. Das Einzige, was an ihnen auszusetzen sei, widerspreche eigentlich ihren sonstigen Charakterzügen. Sie betteln nämlich in einer geradezu unverschämten und den Weißen belästigenden Weise. Sie waren den Hottentotten günstiger gesinnt, als den Weißen, da sie leider durch die Schwäche der Schutztruppe bisher gegen die Räubereien der Hottentotten gar keinen Schutz vonseiten der deutschen Regierung erhalten konnten. In Kleidung und Sitte hatten sie sich vollständig den Europäern angeschlossen, und sie haben sich auch als Soldaten an der Seite der Europäer bewährt.

Ein ganz eigentümlicher Volksstamm, der sich scharf von den Hottentotten und Bastards, sowie von den später genannten Ovahereros unterscheidet, sind die sogenannten Berg-Damara. Sie haben eine ins Schwärzliche spielende Hautfarbe, einen kurzen, aber gedrungenen Körperbau. Sie sind arm an Vieh und nähren sich meist von

Pflanzen. Sie zeichnen sich durch große Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit aus und besitzen die Fähigkeit, sehr bald Belehrung und Gewandtheit im Gebrauch der europäischen Werkzeuge anzunehmen. Sie eignen sich daher vortrefflich als Diener und Arbeiter der Europäer. Die Ovahereros oder Hereros genannt, sind ein Zweig des großen Bantu-Stammes. Sie sind von Osten als Eroberer gekommen und haben sowohl die Hottentotten als auch die Damara aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt. Sie sind von chokoladebrauner Hautfarbe und fallen durch ihre riesige Figur auf. Männer von 1,95 bis 2 Meter Körpergröße sind bei ihnen durchaus nichts Seltenes. Sie sind ausschließlich Viehzüchter; ihr ganzer Reichtum besteht in riesigen Viehherden. Diese großen Viehherden aber reizten die Hottentotten fortwährend zu Einbrüchen in das Gebiet der Hereros, und da die deutsche Schutztruppe die Hereros, die sich unter deutscher Schutzherrschaft begeben hatten, nicht schützen konnte, so waren auch die Hereros uns nicht freundlich gesinnt. Wir erfuhren, daß der Herero wenig kultiviert sei, trotzdem die Missionare sich große Mühe mit ihnen gegeben hatten. Nur der Häuptling und die wenigen Reichen unter den Hereros trügen europäische Kleidung. Der Charakter der Hereros sei kein guter: sie seien verlogen, unverschämt, hochmütig und unzuverlässig.

Das waren die Völkerschaften, mit denen wir zu tun haben sollten. Am meisten interessierten uns natürlich die Hottentotten, die wir zu bekriegen hatten.

Die einunddreißigtägige Fahrt nach Swakopmund, während welcher wir nur die Kanarischen Inseln sowie die Negerrepublik Liberia zu kurzem Aufenthalt angelaufen hatten, gab auch uns Freiwilligen Gelegenheit, näher miteinander bekannt zu werden. Als wir uns im Reichsmarine-Amt trafen, standen wir uns ziemlich fremd gegenüber. Die Kameraden ein und desselben Regiments schlossen sich zusammen und gewissermaßen gegen die anderen Freiwilligen ab, als wir aber erst alle die gleiche Uniform auf dem Leibe hatten, zeigte sich der Wert dieser Uniformierung: wir waren auf einmal nicht mehr Mitglieder verschiedener Kavallerie-Regimenter, sondern Mitglieder einer einzigen Truppe, und die gemeinsame Uniform trug viel dazu bei, um uns einander näher zu bringen, und jene Kameradschaftlichkeit zu erzeugen,

die in den nächsten schweren und oft schreckensvollen Monaten sich so herrlich bewähren sollte. Man machte auch allerlei nähere Bekanntschaften unter den Kameraden, mit denen man beim prächtigsten Wetter und meist ruhiger See nach Swakopmund dahinfuhr.

Von den Kameraden fielen mir besonders zwei auf, welche ihrem Charakter nach Antipoden waren und als direkte Gegensätze betrachtet werden konnten. Der eine von ihnen war ein gewisser Moll, ein mürrischer, verschlossener und sehr schweigsamer Mensch. Er hat mehr als wir alle anderen in den nächsten Jahren gelitten, denn er war ein Selbstquäler und gehörte zu den Leuten, die immer durch die schwarze Brille sehen. Die einzige Redensart, die man von ihm hörte, war:

„Paßt auf, die Sache geht schief!"

Er prophezeite beständig Unglück und schon nach wenigen Tagen hatte er den Spitznamen „die Unke" weg. Es kam mir vor, als ob er irgend ein Herzeleid mit sich herumtrüge, das ihn veranlaßte, alles im ungünstigen Lichte zu sehen. Er litt schwer unter der Seekrankheit, ich nahm mich seiner an, und er war mir auch in seiner Weise sehr dankbar, aber wir wurden nicht intim mit einander. Nebenbei war er ein tüchtiger Soldat und ein braver Mensch.

Das diametrale Gegenteil von ihm war ein gewisser Weber, ein lustiger Thüringer, der alles durch die rosige Brille sah. Er hatte eine Redensart an sich, die uns nicht nur vielen Spaß machte, sondern auch in gewissen Augenblicken, wie wir sehen werden, geradezu wie eine Erlösung auf uns wirkte, nämlich die Worte:

„Es kann unser Glück sein!"

Damit ist der ganze Mensch gekennzeichnet. Er nahm alles von der günstigen Seite. Wo andere verzweifelten, war er lustig. Hätte er sich ein Bein gebrochen, so wäre er nicht nur vergnügt gewesen, weil es nicht gleich der Hals gewesen war, sondern er hätte wahrscheinlich gesagt: „Es kann mein Glück sein!" und hätte den Beinbruch noch als besondere Annehmlichkeit betrachtet. Weber erhielt wegen seiner Neigung, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten Lieder zu singen, den Spitznamen „die Lerche." Er war bei Vorgesetzten und Kameraden gleichmäßig beliebt und wir lernten ihn in

den schlimmsten Zeiten erst recht schätzen. Er war mehr als ein Kompagnie-Spaßmacher, er war gewissermaßen der verkörperte Humor und die Lebenslust der ganzen Truppe. Dabei waren seine Fröhlichkeit und sein Lebensmut weit entfernt von Leichtsinn. Er tat seinen Dienst auf das Gewissenhafteste und im Gefecht war er immer voran.

„Das ist 'was für meinen Vater seinen Sohn,“ pflegte er zu sagen, wenn das Geschieße begann.

Bartel machte uns sehr viel Spaß durch die Vorträge, die er uns über Gazellen- und Antilopenbraten hielt. Er hatte sein Gepäck um ein Kochbuch beschwert, um ganz vorzügliche Speisen aus Gazellen und Antilopen bereiten zu können. Wenn etwas seine gute Laune zu stören vermochte, so war es die Furcht, im wilden Südwestafrika nicht diejenigen Zutaten zu bekommen, die unumgänglich notwendig sind, um die großartigen Gerichte nach dem Kochbuch herzustellen.

Die Fahrt verlief ohne alle Zwischenfälle und am 17. Juli gegen Morgen sahen wir vor uns das afrikanische Festland liegen. Es machte auf uns allerdings keinen guten Eindruck. Man denke sich eine langgestreckte sandige Küste, bedeckt mit Dünen, dazu starken Nebel, der nur zeitweise einen Blick auf die Sanddünen gestattete und durch den alles grau in grau aussah, unruhiges Wasser und heulenden Ostwind, und man wird es verstehen, daß die Enttäuschung bei uns allen eine recht große war.

„Da ist Swakopmund!“ sagten uns die Matrosen. Wir mußten uns diesen damaligen Haupthafen von Südwestafrika mehrmals zeigen lassen, bis wir begriffen, daß die fünf kleinen Wellblechhäuser zwischen den Sanddünen wirklich Swakopmund seien.

„Ist das alles?“ fragten die Kameraden, und Moll brummte: „Da habt ihr die Bescherung. Die Sache wird schon schief gehen!“

Weber dagegen fand auch hier etwas Hübsches heraus, indem er erklärte:

„Die schwarzweißrote Flagge auf den kleinen Wellblechhäusern macht sich ganz gut; man sieht doch, daß man auch hier in Deutschland ist.“

Bald nachdem wir zu Anker gegangen waren, kamen einige Boote. In einem derselben befand sich der neue Landeshauptmann Major

Leutwein mit einigen Mitgliedern der Schutztruppe. Unsere Ankunft war dem Major hochwillkommen; er begrüßte uns sehr freundlich. Die ihn begleitenden Mannschaften der Schutztruppe hielten wir zuerst nicht für Europäer, sondern für Eingeborene, so braun waren ihre Gesichter. Wir sollten noch an Bord übernachten, und als wir abends das Zwischendeck aufsuchten, gab es wohl keinen von uns, der sich nicht mit sorgenvollem Herzen niedergelegt hätte. Dieses Swakopmund machte denn doch einen gar zu traurigen Eindruck und enttäuschte selbst die geringsten Hoffnungen, die irgendeiner von uns gehabt hatte.

Zweites Kapitel.

Auf afrikanischem Boden.

Am nächsten Tage, am 18. Juli, wurden wir mit unserm gesamten Gepäck an Land gesetzt. Nach der langen Seereise war es ja sehr angenehm, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, aber der Boden war nicht ganz fest, er wich bei jedem Schritt aus. Der Boden bestand aus Sand, Sand und immer wieder Sand, sodaß selbst des Heiligen römischen Reiches Streusandbüchse, die viel verschriene Mark Brandenburg, gegen diese Sandmengen nicht aufkommen konnte. Vier von den kleinen Wellblechhäusern, die auf und zwischen den Sandhügeln lagen, gehörten der deutschen Regierung, und in ihnen konnten wir wenigstens unser Gepäck unterbringen. Wir selbst mußten biwakieren. Die fünfte Wellblechbude gehörte der Firma Mertens und Sichel, welche an verschiedenen Punkten Südwestafrikas Filialen unterhält. Diese Wellblechbude enthielt ein Magazin und einen Kaufladen, den man auch als Restaurant benützte. Bier war gerade ausgegangen; es gab nur Gin, das heißt Kornschnaps, von dem die Flasche (ein halber Liter Inhalt) vier Mark fünfzig Pfennige kostete. Auch Sardinen gab es für schweres Geld; dann Kaffern-Anzüge, Schuhe und Kleidungsstücke für die Hottentotten.

Gegen zehn Uhr vormittags erschien ein Missionar mit ehrwürdigem, langem, weißem Barte. Er hatte seinen Wohnsitz in der benachbarten Walfischbai, welche bekanntlich von uns an die Engländer abgetreten worden ist. Er hielt im Freien einen Feldgottesdienst. Der Ostwind heulte schauerlich dazu und das Meer brauste wild und dumpf. Es wehte ein Sandsturm so heftig, daß wir kaum aus den Augen sehen konnten und die Stimme des Missionars verweht wurde. Aber ich glaube, so andächtig ist eine Soldatengemeinde

selten gewesen, wie wir am Strande von Swakopmund. Heiße Gebete um unser eigenes Wohlergehen und um Gottes Schutz stiegen hier zum Himmel empor. Es war uns, offen gesagt, allen ein wenig bange und ängstlich zu Mute geworden.

Die erste Nacht an Land war finster und kalt. Der Wind heulte und das Meer grollte, aber man schlief doch ein, um am Morgen halb begraben unter Sand aufzuwachen. Der Dünensand hatte uns fast gänzlich zugeweht. Die Eingeborenen und die in Swakopmund lebenden Europäer belehrten uns, daß der „afrikanische Schnee", wie dieser Dünensand genannt wurde, manchmal in einer einzigen Nacht ganze Berge von Sand aufschüttet, die er von anderswoher fortgeweht hatte. Unser gesamtes Kleinzeug, wie Kochgeschirre, Seitengewehre und Koppel, die wir neben uns gelegt hatten, waren vollkommen im Sande verschwunden und mußten erst wieder ausgegraben werden. Auf unseren Gesichtern lag eine dicke Sandschicht, bis in das Innere der Kleidung war der feine Sand eingedrungen.

Wir hatten nicht viel Zeit, über all die Unannehmlichkeiten nachzudenken, denn wir mußten unser Gepäck verladen. Hoch oben auf den Dünen stand ein Ochsenwagen, der dasselbe nach Windhuk schaffen sollte. Diese Ochsenwagen bildeten vor dem Bau der Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk das einzige Verkehrsmittel zur Küste. Ein solcher Wagen ist ein Riesenungeheuer aus bestem Holz und mit massiven Eisenbeschlägen. Er ist solide konstruiert, denn es werden an seine Haltbarkeit große Anforderungen gestellt. Der Wagen ist mit einer Anzahl von Kisten besetzt, die gleichzeitig als Sitze dienen; auch unter dem Wagen sind allerlei Vorrichtungen zum Anhängen der Gerätschaften, besonders der dreifüßigen Kochkessel und der Blecheimer vorhanden. Der hintere Teil des Wagens ist vollständig mit einer großen Plane aus Segelleinwand überzogen. Der Wagen kann — je nach seiner Größe, der Passierbarkeit des Weges und der Anzahl der Ochsen, von denen er geschleppt wird, — zweitausend bis sechstausend Pfund Ladung aufnehmen. Die Wagen werden in Kapstadt angefertigt und kosten zwei- bis dreitausend Mark. Zwölf bis achtzehn Ochsen werden paarweise vor den Wagen gespannt. Nur das zunächst am Wagen gehende Paar, die „Achterossen" von den

Holländern genannt, gehen an einer Deichsel. An der Spitze der Deichsel ist der sogenannte Ochsenstrick befestigt, das heißt ein aus Leder zusammengeflochtener, sehr fester Riemen. An diesem sind mit den Jochen, die sie über den Köpfen tragen, die anderen Zugochsen paarweise befestigt. Das Ende dieses Ochsenstricks, auch Leit-Tau genannt, nimmt der vorausschreitende Führer des Wagens in die Hand. Es ist gewöhnlich ein Bastard, der die Vorderochsen dirigiert. Auf der vordersten Kiste des Wagens nimmt der Kutscher Platz, der ein drei Meter langes Bambusrohr mit einer ellenlangen Peitsche hat, um von seinem Platze aus jeden einzelnen Ochsen, der zum Ziehen aufgefordert werden muß, mit großer Geschicklichkeit mit der Peitsche zu treffen. Jeder Ochse hat seinen besonderen Namen, der ihm auch zugerufen wird, wenn das Tier aufmerksam gemacht werden soll. Die Ochsen sind ganz prächtige Tiere, meist glänzend schwarz und mit geringen weißen Abzeichen. Sie haben riesige, nadelspitze Hörner. Die Leistungsfähigkeit dieser Tiere ist eine fast unbegrenzte: auf den fürchterlichsten Wegen gehen sie tagelang unermüdlich weiter, sie haben die Fähigkeit, tagelang zu hungern und zu dürsten. Ihre harten Hufe ermöglichen es ihnen, durch den Sand, über Felsengeröll, durch den Quarzschotter, der meilenweit das Land bedeckt, kurzum auf dem schlechtesten Wege unbeschädigt dahin zu wandern. Sie sind manchmal störrisch und schwer in Ordnung zu halten, aber im großen und ganzen haben diese Tiere doch außerordentliche Vorzüge.

Ein solcher Ochsenwagen stand oben auf dem höchsten Dünenberge und wir mußten unten vom Strande her die schweren Kisten und Kasten, die unsere Munition, Reservekleidungsstücke, allerlei Gerätschaften, Proviant u. s. w. enthielten, durch den tiefen, nachgiebigen Sand bis zum Wagen schleppen und hier verstauen. Wir waren abends müde zum Umfallen und schliefen trotz Sandsturm und Meeresgebrüll ganz ausgezeichnet.

Schon in der Nacht brach der Ochsenwagen auf, da ja die im Schritt marschierenden Zugtiere nur langsam vorwärts kamen. Am Morgen folgte ihm die zweite Kompagnie unter Hauptmann von Sack, während wir noch einen Tag in Swakopmund blieben, um dann erst abzumarschieren. Wir konnten nicht gemeinsam aufbrechen, da wir

befürchten mußten, daß die Wasserstellen, an denen wir zu rasten hatten, nicht Wasser genug für zwei Kompanien hergaben. Für damalige Reisende aber von Swakopmund nach Windhuk, der Hauptstadt des Landes, waren die Wasserstellen das Wichtigste. Deshalb führte der Weg auch nicht von Westen direkt nach Osten, obgleich Swakopmund und Windhuk fast genau auf derselben, von Westen nach Osten gezogenen Linie liegen, sondern der Weg ging eine Zeitlang nach Osten, dann nach Norden und Nordosten, um schließlich südwärts nach Windhuk zu führen.

Die Wasserbeschaffung ist die Hauptsache bei jeder Unternehmung in diesem Lande, Wasser ist das Bedürfnis, um das sich alles dreht. Wer von dem üblichen Wege abweicht, kommt sofort in die Gefahr, den entsetzlichen Tod des Verdurstens zu sterben. Nur zu Regenzeiten führen die Flußläufe und ihre Nebenflüsse Wasser. Quellen gibt es verhältnismäßig wenig, meist nur im Gebirge. Brunnen findet man nur in der Nähe von Ansiedelungen, aber es gibt fast allenthalben Grundwasser, wenn man nur versteht, es aufzufinden. In den ausgetrockneten Flußbetten findet man meist Wasser, man muß nur nach demselben graben. Oft sickert schon das Wasser aus dem Sand eines Flußbettes, wenn man nur einen halben Meter tief gräbt; manchmal allerdings muß metertief der Sand ausgehoben werden. Dann gibt es noch Pfannen (von den Holländern und den Eingeborenen Pan genannt). Diese enthalten meist salziges Wasser, das aber von den Haustieren und dem Wild sehr gern getrunken wird.

Man marschiert von Wasserstelle zu Wasserstelle und je nachdem diese Wasserstellen weiter oder näher auseinander liegen, sind die Märsche kürzer oder länger. Sehr oft aber sind in Südwestafrika große Durstgebiete zu durchqueren, wo man tagelang zu marschieren hat, ehe man an eine Wasserstelle kommt. Man nimmt dann Wasservorräte mit. An der Rückseite jedes Ochsenwagens befinden sich zwei Wasserfässer; außerdem wird Wasser in kleinen Säcken mitgenommen, die aus wasserdichter Segelleinwand hergestellt sind, die nur wenig Wasser durchläßt, sobald ihre Fasern naß geworden sind.

Die Qualität des Wassers ist natürlich sehr verschieden. Die Gebirgsquellen haben kristallklares Wasser, aber die Pannen und die

großen Tümpel, die von der Regenzeit her zurückgeblieben sind, enthalten meist braunes Wasser mit einem grünlichen Überzug, angefüllt mit totem und lebendigem Getier. Das Wasser, nach dem man in den Flußbetten gräbt, das Grundwasser, ist meist klar, aber es sickert nur langsam in die ausgegrabene Öffnung, und genügt kaum für die Menschen, geschweige denn für die Zugochsen, bei denen man erst kennen lernt, was ein Ochse zu saufen vermag, wenn er durstig ist.

In der Nacht vor dem Abmarsch ließ uns Hauptmann von Estorff alarmieren und eine Felddienstübung gegen einen markierten Feind machen. Während des einundzwanzigtägigen Marsches nach Windhoek, ließ es sich unser Führer angelegen sein, uns besonders an den Ruhetagen ordentliche Felddienstübungen machen zu lassen, um uns an die neue Gefechtsart, die wir in Afrika anwenden mußten, zu gewöhnen. Hauptmann von Estorff war nicht nur ein sehr tüchtiger Offizier, sondern auch ein liebenswürdiger, wenngleich strenger Vorgesetzter. Er ging uns stets mit bestem Beispiel voran, sei es im Gefecht, sei es im Ertragen von Strapazen, und schon nach kurzer Zeit verehrten ihn alle Leute seiner Kompagnie aufrichtig und bewunderten ihn.

Am 21. Juli morgens brachen wir von Swakopmund auf und marschierten langsam durch die Dünen, gepeinigt von dem heulenden Oststurm, der uns den Sand derartig in die Augen warf, daß wir dieselben kaum offen halten konnten. Unser Hauptmann von Estorff marschierte tapfer an die Spitze der Kompagnie und zog sich schon am ersten Tage eine schmerzhafte Augenentzündung zu. Unser Marsch ging nach Nonidas und dauerte vier bis fünf Stunden, während man bei günstiger Witterung diese erste Haltestelle, auf dem Wege nach Windhuk, in zwei Stunden erreichen kann. In Nonidas fanden wir unseren Wagen, während die Zugochsen in einiger Entfernung weideten. Wir lagerten uns um den Wagen, einer der mitgeführten Schlachtochsen wurde durch den Kopf geschossen und von dem Schlächter zerlegt. Es wurde Kaffee und Reis ausgegeben, denn nun sollte es an das Kochen gehen.

Vergebens sah man sich nach Holz um. Wir hatten zwar das Dünengebiet hinter und und befanden uns jetzt auf einer ansteigenden

Ebene, die mit Quarzgeröll und grobem Sand bedeckt war, aber fast nirgends sah man einen Strauch, und fand man einen solchen, dann sah er moosartig, lederartig aus. Ein paar Bäume, die in der Nähe des Wasserloches bei Nonidas standen, hatten auch solche lederartige Blätter. Einige der Schutztruppler, die schon längere Zeit in Afrika waren, und die uns auf dem Wege von Swakopmund nach Windhuk begleiteten, wollten Feuerungsmaterial beschaffen. Einer von ihnen, ein gewisser Lange, brachte zwei runde Platten, welche wie große Teller aussahen, steinhart und von schwarzer Farbe waren. Er gab sie Holzinger, der diese Riesenbisquits betrachtete und sagte:

„Das ist aber hartes Zeug! Daran werden wir uns die Zähne ausbeißen."

„Die Zähne ausbeißen?" fragte Lange ganz entsetzt, „wozu denn das?"

„Na, ist das nicht irgend eine Konserve zum Essen?" meinte Holzinger.

„Mann, sind Sie des Teufels?!" schrie Lange. „Das ist getrockneter Ochsenmist, getrocknete Kuhfladen, wenn Ihnen das sympathischer ist. Damit wird gekocht! Aber natürlich, wenn Sie das Zeug essen wollen — es steht dieser Absicht nichts im Wege, es liegen da noch hunderte solcher Bisquits, wie an jeder Ausspannstelle, hier in der Nähe herum."

Holzinger wurde brav ausgelacht, doch mit Unrecht, denn wir hatten es auch nicht gewußt, daß mit so wenig appetitlichem Zeug unser Essen gekocht werden sollte.

Lange ging aber jetzt daran, Brot zu backen. Er hatte von Swakopmund etwas Sauerteig in seinem Kochgeschirr mitgenommen, jetzt schüttete er Mehl auf eine Decke, rührte mit Wasser das Mehl und den Sauerteig zusammen, und bald hatte er ein ziemlich großes Brot aus diesem Teig hergestellt. Nun grub er ein Loch von der Größe des Brotes in den Sand, legte getrockneten Ochsenmist hinein, zündete ihn an und wartete, bis nur noch glühende Asche in dem Loche war, dann wurde der Brotteig darauf gelegt und mit Sand überschüttet.

Die meisten von uns entsetzten sich, als sie diese Art des Brotbackens sahen. Bartel wurde mit seinem Kochbuch zitiert, nur um

ihn zu verhöhnen und ihn zu fragen, ob er auch ein Rezept zu „Pastete mit Kuhfladen" habe. Er ging brummend davon, zu seinem Kochloch. Er hatte sich schon den ganzen Tag geärgert, daß er kein Wild gesehen hatte, aber er tröstete sich, daß er noch genug Gazellen und Antilopen finden würde, wenn wir erst in eine Gegend kämen, wo es Graswuchs gäbe. Wir kochten uns aus dem frisch geschlachteten Ochsenfleisch mit dem Reis eine Suppe und hinterher einen ordentlichen Kaffee, der uns vortrefflich schmeckte. Dann war auch das Brot, das Lange gebacken hatte, fertig. Der Sand und die Kuhmistasche mußten natürlich abgekratzt werden, aber als das Brot angeschnitten wurde, war es ganz vorzüglich. Mir schmeckte es wenigstens großartig. Es gab allerdings einige unter uns, die sich nicht entschließen konnten, dieses auf so wenig appetitliche Weise hergestellte Brot zu essen, aber wer zimperlich im Essen und Trinken ist und wer sich leicht ekelt, der darf nicht in die Kolonieen gehen, der soll nur ruhig zuhause an Mutters Tisch sitzen bleiben und sich dort das Essen schmecken lassen. Zu Bartels Ehre soll bemerkt werden, daß er einen ganz passablen Gulasch fertig brachte, da er mit einer Quantität Paprika-Gewürz sich versehen hatte.

Am nächsten Tage marschierten wir sieben und eine halbe Stunde bis zu einem Wasserloch, wo gelagert wurde. Der Marsch strengte uns über alle Maßen an, denn es wurde entsetzlich heiß. Die niedrige Temperatur, die an der Küste herrscht und dort die Nebel erzeugt, lag nun hinter uns. Wir marschierten über glühende Felsenplatten, auf welche vom wolkenlosen Himmel herab die Sonne unbarmherzig ihre Strahlen herniedersandte. Wir hatten Mittags gegen dreißig Grad Celsius, und die Felsenplatten, über die wir marschieren mußten und die stellenweise mit Quarz- und Gneisgeröll bedeckt waren, sollen sich in den Mittagsstunden bis auf 60 Grad Celsius erhitzen. Dabei befanden wir uns in der sogenannten „kalten Jahreszeit". Diese kalte, trockene Periode dauert von Mai bis September. In den Monaten Juni, Juli und August fällt an den meisten Stellen in Deutsch-Südwestafrika kein Tropfen Regen. Die Temperatur steigt mittags bis dreißig Grad Celsius, nachts fällt sie aber bis auf sieben Grad unter Null. In der heißen Regenzeit, die von Oktober bis April dauert, steigt die

Temperatur mittags auf 35 bis 40 Grad und die Nächte bringen nur verhältnismäßig wenig Abkühlung. In der Mittagsstunde glaubten wir mehrfach, daß auf uns geschossen werde, als wir Kieselsteine in der glühenden Hitze mit lautem Knall auseinanderspringen sahen und hörten.

Im Nachtlager machte sich die Kälte, die gleich nach Eintritt der Dunkelheit einsetzte, sehr unangenehm bemerkbar. Wir hatten jeder zwei Decken mitgenommen, aber trotzdem wir uns in dieselben einhüllten und uns dicht um die Feuer herum legten, froren wir doch noch. Man glaubt nicht, was es heißt, nach einer Tageshitze von 30 Grad eine Nachtkälte von 7 Grad durchzumachen. Dieser Temperaturwechsel ist so anstrengend für den Körper, ist für den untrainierten Neuling etwas so Unangenehmes, daß man sich das in der Heimat gar nicht vorstellen kann. Auch alarmiert wurden wir in der Nacht, als plötzlich rings um uns herum Gewehrschüsse knatterten und krachten. Aber die alten Schutztruppler lachten uns aus: das, was wir für Schüsse hielten, war das Knacken und Springen der Felsplatten, die nach der Tageshitze jetzt in der Nachtkälte kreuz und quer zersprangen und sich von den unten liegenden Felsmassen ablösten. Auch Hyänen hörten wir aus weiter Entfernung heulen, eine grauenhafte Musik, die uns ebenfalls nicht schlafen ließ.

In Onanis hatten wir einen Ruhetag und hier blieben wir noch einen Tage zusammen mit der zweiten Kompagnie, die wir eingeholt hatten. Von da ab trennten wir uns. Die zweite Kompagnie marschierte von Onanis aus nach Südosten und direkt nach der Naukluft, um Hendrik Witbooi den Weg zu verlegen, während wir nach Norden nach Tsaobis — jetzt Wilhelmsfeste genannt — unsern Weg nahmen. Dieser Marsch währte achtzehn Stunden und war wohl einer der schwierigsten und längsten, die wir durchzumachen hatten. In Wilhelmsfeste befand sich eine Militärstation mit einer geringen Besatzung von der Schutztruppe. Hier kommandierte der Unteroffizier Zimmermann, der schon lange in Südafrika diente, und der uns freundlichst Auskunft über die Verhältnisse im Lande gab.

Bartel wollte durchaus wissen, warum man nirgend Wild sah, und Zimmermann belehrte ihn, daß sich das Wild infolge der über-

eifrigen Verfolgung durch Eingeborene und Weiße weiter nach Osten und Süden zurückgezogen habe. In der Nähe der Straße zwischen Swakopmund und Windhuk finde man fast niemals Wild, während es früher in ganzen Herden vorhanden war. Aber ebenso wie Weiße und Eingeborene die Vegetation vernichtet hatten, indem sie die Dornbüsche niederschlugen, um Schutzhecken um ihre Lagerplätze und Kraale zu errichten und wie man die Bäume zu Brennholz niederschlug, so war rücksichtslos unter dem Wild aufgeräumt worden, das sich natürlich vor dieser Verfolgung zurückzog.

„Sagen Sie einmal, Herr Unteroffizier, gibt es denn hier Ungeziefer?" fragte Döring, der sich während des Marschtages schon wiederholt darüber beklagt hatte, daß in seiner Kleidung irgendwelche Einquartierung sitze.

„Ungeziefer?" fragte Unteroffizier Zimmermann, „na, ich danke, es geht. Über mangelnde Abwechselung haben Sie sich nicht zu beklagen. Was Sie belästigt, sind Kleiderläuse, die haben wir hier alle, vom Höchstkommandierenden bis zum letzten Hottentottenjungen. Alle Lagerplätze sind voll Ungeziefer. Diese Einquartierung werden Sie auch nicht wieder los. Aber es kommen dazu auch noch die Flöhe. Dann gibt es Wespen, besonders eine ganz gefährliche Sorte, von den Eingeborenen „Roikamps" (rote Krieger) genannt. Sie stechen mit Vorliebe in die Augengegend und hinter die Ohren und verursachen sehr schmerzhafte Beulen. Die Eingeborenen fürchten sie mehr als den Tiger. Dafür kommen aber auch auf jede Wespe dreitausend Fliegen, die Ihnen noch viel zu schaffen machen werden. Dann gibt es die sogenannten Termiten, die großen schwarzen und weißen Ameisen, welche alles Holz, Leder, Gewebe u. s. w. zerfressen. Die Bestien sind imstande, in einer Nacht ein ganzes Warenlager zu ruinieren. Dann gibt es Skorpione, sehr nette, liebe Tiere, und Sie brauchen nur einen Stein umzudrehen, um darunter einen oder mehrere Skorpione zu finden. Ich rate Ihnen, wenn Sie sich abends zur Ruhe legen, alle Steine in der Umgegend nachzusehen, damit Sie nicht im Schlafe von Skorpionen gestochen werden. Der Stich des „Hub" — so nennen die Hottentotten den Skorpion — ist zwar nicht tödlich, er verursacht aber sehr schmerzhafte Entzündungen. Dann gibt es noch die giftige

Tarantelspinne, auf welche ein Wachtfeuer eine magische Anziehungskraft ausübt, und deren Biß ebenfalls schmerzhaft ist und Entzündungen hervorruft. Dann gibt es Tausendfüße, deren Biß ebenso unangenehm ist, schließlich Buschläuse von der Größe einer Wanze, die Sie weiter im Innern kennen lernen werden. Sie lassen sich von der Spitze der Baumäste und Büsche an den Ausspannplätzen auf Menschen und Tiere nieder und saugen sich in das Fleisch des Menschen hinein, so daß sie dick und rund wie eine Haselnuß werden. Jeder Biß gibt eine Entzündung. Wenn Sie dazu noch Mücken und kleine Ameisen rechnen ....."

„Um Himmels willen, hören Sie auf!" rief Döring. „Sie können einen ja wirklich graulich machen. Das ist ja fürchterlich!"

„Oh, man gewöhnt sich an alles," meinte Zimmermann ironisch. „Sie werden auch noch Bekanntschaften mit Schlangen machen, darunter die giftige Kobra, dann die Puffotter, die noch giftiger ist. Ein höchst amüsantes Tier ist die Spuckschlange, die ihr Gift dem Feinde entgegen spuckt. Dann gibt es auch noch Riesen- und Baumschlangen. Der Ochsenfrosch ist zwar nicht gefährlich, aber die Bestie brüllt die ganze Nacht und läßt einen nicht schlafen."

Unsere Gesichter wurden recht lang, als wir diese Aufzählung hörten, aber die fidele Lerche, der unverwüstliche Weber, rief:

„Kinder, das ist ja großartig! Wir legen uns jeder eine Sammlung von Gewürm an, halten uns Aquarien und Terrarien. Es kann unser Glück sein!"

Von Tsaobis oder Wilhelmsfeste brachte uns der nächste Marsch nach einer Hauptstation auf dem Wege nach Windhoek, nämlich nach Otyimbingwe.

Der Name klingt ja nicht besonders schön, aber für uns bedeutete er Seligkeit und Erlösung, denn Otyimbingwe war ein Ort, ein wirklicher Ort, nachdem wir, wie Döring behauptete, tagelang nichts als „Gegend" und höchstens noch etwas „Umgegend" gesehen hatten. Otyimbingwe bestand aus einer Anzahl von Wellblechhäusern und Holzbaracken, überragt von Bäumen; auch einige Pontoks, das heißt Hütten der Hereros, die hier wohnten, sah man. Vor allem fanden wir in Otyimbingwe weiße Missionare, Händler, die Besatzung der Militärstation,

und, was die Hauptsache war: Otyimbingwe hatte einen Store. (Store ist das englische Wort für Kaufladen.) Nur wer tagelang in der Wildnis, im glühenden Sonnenbrand herummarschiert und nachts am Wachtfeuer vor Kälte mit den Zähnen geklappert hat, weiß, was es bedeutet, einen Store zu finden, wo man die wunderschönsten, europäischen Dinge kaufen kann. Der Store ist das Zeichen der Kultur. Erst erscheint in der Wildnis der Missionar, dann folgt ihm der Händler mit dem Store und dann beginnen die Kulturbedürfnisse der Eingeborenen.

Welch ein Genuß war es, wieder einmal eine Flasche Bier zu trinken, noch dazu kühles Bier, das aus einem Erdloch kam, in dem es sich wunderschön frisch gehalten hatte. Die „Lerche" behauptete zwar, das Bier habe einen stark „metallischen Beigeschmack," weil die Flasche zwei Mark kostete; aber es war doch ein Hochgenuß, dieses deutsche Gebräu zu trinken.

Die Preise für die Bedürfnisse, die man im Store kaufen konnte, waren echt südwestafrikanisch. Das Pfund Platten-Tabak kostete fünf Mark. Es wird meist amerikanischer Tabak in Südwestafrika eingeführt, sogenannter Cavendish, der in Platten gepreßt ist, sodaß er wenig Raum einnimmt und sich gut aufbewahren und transportieren läßt. Tabak, Kaffee und Bier wurden von jetzt ab für uns Hochgenüsse, und wenn wir nur eins von diesen drei Dingen hatten, so waren wir glücklich. Eine Flasche Kognak kostete in Otyimbingwe zehn Mark, ein Liter Kap-Branntwein sieben Mark, ein Pfund Seife eine Mark fünfzig, ein Pfund Zucker eine Mark. Verhältnismäßig billig war der Kap-Wein, da der Transport von der Kapkolonie bis hierher nicht so weit war. Immerhin wurde die Flasche mit 3 Mark und 20 Pfennigen bezahlt.

Unvergeßlich wird uns der Rasttag unter den schattigen Bäumen von Otyimbingwe bleiben. Man fühlte es, wie man sich innerlich wieder aufrichtete. Südafrika kam uns nun wirklich nicht mehr so schlimm vor. Moll blieb zwar bei seinem Unkenruf: „Die Sache geht schief!" Aber ich glaube, niemand hörte mehr auf ihn. So ist nun einmal der Mensch: kommt er in neue Verhältnisse, die ein wenig schwierig sind, so will er verzweifeln. Allerdings richtet man sich wieder auf, wenn man sieht, daß die Verhältnisse sich ein wenig bessern.

Wir hatten in Otyimbingwe auch Gelegenheit, mit einer größeren Anzahl Hereros zusammenzukommen, die aus entfernten Werften („Werft" heißt „Dorf" beim Hottentotten und Herero) nach Otyimbingwe gekommen waren, um hier im Store einzukaufen. Es wurde uns ein Scherz erzählt, welcher beweist, welch' betrügerische Kerls diese Hereros sind. Einer von diesen chokoladefarbenen Gesellen brachte ein Ochsenfell in den Laden geschleppt, um dafür europäische Waren einzutauschen. Ein solches Ochsenfell ist riesengroß und steinhart. Der Händler wollte das Ochsenfell nicht im Laden haben und sagte dem Herero:

„Trag' es nur wieder hinaus und leg' es auf den Hof; dann hole dir die Waren."

Kaum war der erste Herero weg, so kam ein zweiter, wieder mit einem Ochsenfell, und auch diesem wurde bedeutet, das Fell in dem Hofe niederzulegen. Dann kam ein dritter, vierter, fünfter, und zu spät erst entdeckte der Händler, daß die gaunerischen Hereros die Waren immer mit demselben Ochsenfell bezahlt hatten, das sie draußen im Hofe aufnahmen und dort wieder hinlegten.

Prächtige Figuren waren die Hereros, kein einziger von uns erreichte an Körpergröße die Riesengestalten dieser Leute. Viel Spaß machte uns die Kopftracht der Herero-Frauen. Dieser Kopfputz, Ekori genannt, sieht urdrollig aus und ähnelt riesigen Eselsohren. Der Ekori besteht aus einer genau auf den Kopf passenden Kappe von Ochsenleder. An dieselbe sind rechts und links lange, nach oben spitz zulaufende Stücke hartgedörrten Ochsenleders angenäht, die auf der Außenseite mit Tiersehnen benäht und bestickt sind. Nur die verheirateten Frauen tragen diese verrückte Tracht; die Mädchen haben den Kopf glatt rasiert, bloß am Hinterkopf lassen sie einige Haare stehen.

Von Otyimbingwe ging unser Marsch jetzt auf Windhuk nach Südosten. Wir sahen vor uns das Gebirge. Dasselbe schien aber von uns nichts wissen zu wollen und rückte immer weiter von uns ab. Wir sahen es nämlich dicht vor uns und es kam doch nicht näher. Der Grund für diese Erscheinung war, daß die Luft in jener Gegend rein und dünn ist, so daß man viel weiter sieht, als in Europa. Das

noch meilenweit entfernt liegende Gebirge kam uns dadurch zuerst ganz nahe vor.

Der geologische Charakter Afrikas ist fast auf dem ganzen Kontinent genau derselbe. Denkt man sich eine gerade Linie von West nach Ost gezogen, so findet man, an der Westküste, Dünen, welche 15 bis 20 Kilometer breit sind. Dann kommt allmählich ansteigendes Terrain, das schließlich in kolossale Berge übergeht. Diese aus Gneis und Granit bestehenden Gebirgszüge zeigen entweder die charakteristische Form der Tafelberge, das heißt, ihre Gipfel werden von weiten Hochebenen gebildet, oder sie zeigen dicht beieinander stehende Spitzberge, die sogenannten Kopjes. Jenseits dieser Gebirge, nach Osten zu, senkt sich das Land wieder allmählich nach der Küste hin, bis es in die Dünen der Ostküste übergeht.

Graswuchs trat jetzt auf und je näher wir den Bergen kamen, desto reicher war das Land mit grünem und silbergrauem, hohem Grase bestanden.

Dieses Gras fängt sehr oft Feuer, manchmal durch Bierflaschen. Leere Bierflaschen sind in Südwestafrika ein vollkommen wertloses Objekt. Hinter den Stationen, wo Stores sind, sieht man ganze Berge von leeren Bierflaschen. Aber auch in der Nähe befahrener Wege sieht man Bierflaschen herumliegen. Das Glas der Flaschen wirkt in der glühenden afrikanischen Sonne wie ein Brennglas und die von der Flasche zurückgeworfenen Strahlen setzen sehr oft das Gras in Brand.

Der Weg wurde, je weiter wir kamen, desto beschwerlicher; aber bald tat sich vor uns auch die ganze Pracht der südwestafrikanischen Pflanzenwelt auf. Da, wo es Wasser gab, zeigten sich Bäume, Sträucher und Gras, ein Beweis, wie fruchtbar der afrikanische Boden ist, wenn man nur für die nötige Bewässerung sorgt. Eigenartig, wie alles in Südwestafrika, ist auch die Pflanzenwelt. Der bedeutendste Baum ist die Ana-Akazie, welche größer und stärker als unsere deutsche Eiche wird. Die Ana-Akazien sind geradezu riesenhafte Bäume, die aber leider ein sehr weiches Holz haben, das die Bearbeitung nicht verlohnt. Fast ebenso groß ist die Giraffen-Akazie, auch Kameldorn-Baum genannt. Der Kameldorn-Baum trägt lange Schoten, die als Vieh-

futter Verwendung finden. Auch die Giraffen fressen sehr gern davon, und da die Bastards die Giraffen „Kamele" nennen, führt der Kameldorn-Baum auch den Namen Giraffen-Akazie. Der lange spitze Dorn ist das charakteristische Kennzeichen der Sträucher und Bäume Südwestafrikas. Es gibt Weißdorn- und Büffeldorn-Bäume und unter den Sträuchern gibt es einen, den die Holländer „Wart' ein Weilchen" nennen. Dieser Strauch hält nämlich jeden, der an ihm vorübergeht, mit seinen Dornen fest und zwingt ihn, einen Augenblick zu verweilen. Affenbrotbäume, Feigenbäume, Ebenholzbäume, die indes nicht besonders hoch werden, findet man hier und dort. Aber auch Palmen, Goliath-Bäume und andere Baumarten sind dort vorhanden, wo nicht der Weiße und der Eingeborene den Baumbestand verwüstet haben.

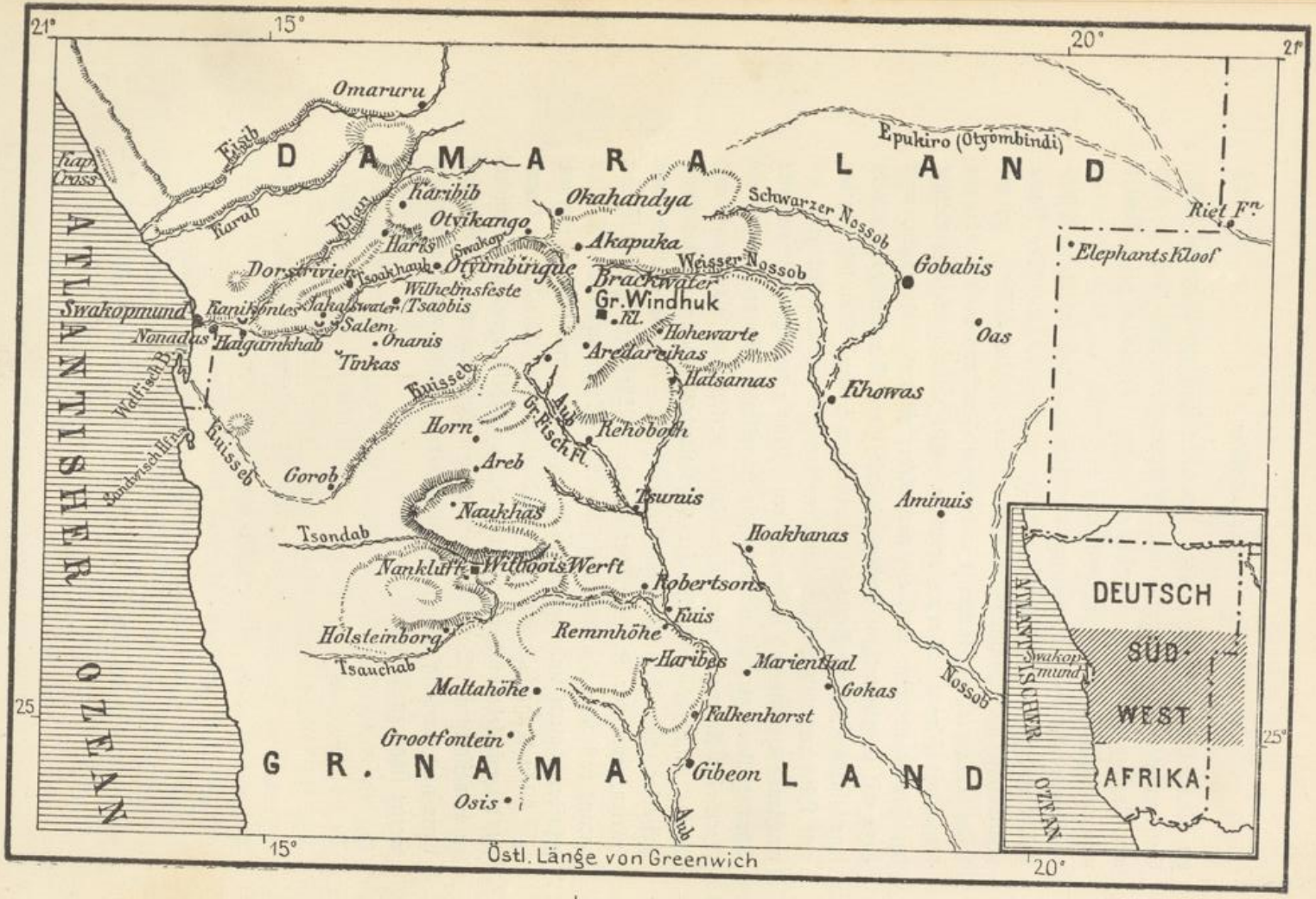
Sehr charakteristisch sind die Kandelabergewächse, das heißt diejenigen Pflanzen, deren Zweige in der Form eines vielarmigen Leuchters oder Kandelabers gewachsen sind, dessen Arme erst seitwärts gebogen sind und dann senkrecht emporgehen. Euphorbia candelabra ist ein riesiges, aus Felsen emporstrebendes Gewächs, dessen einzelne Arme die Dicke eines Mannesschenkels haben. Diese Euphorbie wird auch Kandelaber-Kaktus genannt. Ferner gibt es eine Aloe-Art, welche genau so aussieht, wie die Aloegewächse, die man in europäischen Gärten findet. Dann existiert aber auch noch eine zweite Art, eine Kandelaber-Aloe, die wie ein Baum emporwächst, dessen Äste wiederum täuschend dem Oberteil eines vielarmigen Leuchters gleichen. Da, wo man Gartenanlagen findet, wie in der Nähe von Militärstationen, besonders aber in Windhuk, sieht man die ganze Pracht der südwestafrikanischen Flora. Pflanzen, welche fächerförmige, riesenhafte, glatte oder gefiederte Blätter aussenden, wechseln ab mit den Dornbäumen, mit blühendem Buschwerk und weiten Grasflächen. Eigentümlich ist es, daß keine der südafrikanischen Blumen einen besonderen Duft oder einen angenehmen Geruch hat. Aber doch waren wir stets entzückt, so oft unsere Augen eine Blüte oder Blume sahen, wenn wir wochen- und monatelang in der Stein- und Sandwüste umhermarschiert waren.

Auch Wild beobachteten wir, besonders in der Nähe von Wasserstellen. Insbesondere sahen wir Kuddu-Antilopen, welche riesenhafte, korkzieherartig gedrehte Hörner haben. Die Tiere waren indes durch

die vielen Verfolgungen so scheu geworden, daß sie schon auf weite Entfernungen bei unserem Anmarsch flüchtig wurden. Den Appetit auf Antilopen- und Gazellenbraten mußte sich unser guter Bartel also vorläufig noch für bessere Zeiten aufheben.

Nach einundzwanzigtägigem Marsche kamen wir endlich in Windhuk, der Hauptstadt des deutschen Kolonialgebietes, an. (Der Name stammt aus dem Holländischen und bedeutet: „Wind-Ecke".) In der Nähe der Hauptstadt fanden wir Hochwald, der uns nach der langen Reise mit seinem Schatten erquickte. Ein unbeschreibliches Gefühl der Freude überkam uns, als wir wieder einmal Wald sahen, noch dazu mit so großartiger Vegetation, wie hier. Die Landeshauptstadt war keine geschlossene Stadt im europäischen Sinne. Man sah einzelne rote Häuschen und Wellblechbaracken hier und dort auf den grün bewachsenen Bergen und in den Tälern. Eine gewaltige Feste mit vier Türmen überragte, als Zitadelle, die Hauptstadt. An der Hauptstraße lagen eine Kaserne, einige Wohnhäuser, verschiedene Warenlager und Stores, dann das ansehnliche Haus des Landeshauptmanns, das Kommissariat, das Lazarett, das Doktor-Haus. Überall erblickte man Gärten, aber der Kirchhof, der in der Nähe lag, gemahnte uns daran, daß Klima und Krieg schon viele Opfer unter den Weißen gefordert hatten und wahrscheinlich auch unter uns fordern würden.

Nicht lange sollten wir in Windhuk bleiben. Die Pferde kamen an, die wir sehnlichst erwartet hatten, und endlich wurden wir wieder zu Kavalleristen. Das Marschieren von Swakopmund bis Windhuk hatte uns gewaltig mitgenommen und wir dankten Gott, wieder im Sattel sitzen zu können.



Mittlerer Teil von Deutsch-Südwest-Afrika
(auf der Nebenkarte schwarz schraffiert)

Drittes Kapitel.

Die Feuertaufe.

Nur einen zweitägigen Aufenthalt nahmen wir in Windhuk, am 12. August brachen wir nach Süden auf. Die zweite Kompagnie von Sack, die sich unterwegs von uns getrennt hatte, war direkt bis zur Naukluft, dem Schlupfwinkel Hendrik Witbooi's, marschiert und hatte hier den Eingang zur Schlucht, die sogenannte Bullsport (Ochsenpforte) besetzt. Major Leutwein war ebenfalls seit dem 5. August unten in Bullsport. Wir nahmen unseren Marsch über die große Bastard-Niederlassung Rehoboth und über Aub und hatten im ganzen gegen 180 Kilometer zurückzulegen. Der Marsch war natürlich jetzt zu Pferde viel weniger anstrengend als unser Fußmarsch von Swakopmund bis Windhuk. Wir marschierten zeitweise durch das Gebirge und fanden viele Wasserstellen, sahen auch Wild, kamen aber nicht zum Schuß.

Am 17. August sahen wir die Felswände der Nau-Kluft vor uns. Himmelhohe, dunkelblaue Berge stiegen vor uns auf; dunkelblau und blaugrau schoben sich kulissenartig Tafelberge, Kopjes und gewaltige, eigentümlich geformte Sandsteinmassen durcheinander. Dunkelgrüne Stellen verrieten Pflanzenwuchs, untermischt mit gelblichen Flecken, die getrocknetes Riedgras andeuteten. Als die Strahlen der Morgensonne das Gebirgsmassiv der Naukluft beleuchteten und die Gipfel im rötlichem und goldigem Glanze schimmerten, bot sich uns ein wunderbares Landschaftsbild. Aber wir wußten, daß in diesen Bergen, die für unzugänglich galten, der Feind saß, der fest davon überzeugt war, daß es uns nimmer gelingen würde, ihn aus dieser natürlichen Festung herauszutreiben.

Die Nau-Kluft, von den Eingebornen Onab genannt, ist ein ungefähr 45 Kilometer langes und 35 Kilometer breites Gebirge, das sich von Nordost nach Südwest erstreckt. Die gewaltige Gebirgskette wird von Schluchten durchschnitten, welche eng, steil und tief sind und sich manchmal bis auf einen Meter Breite verengen. Auf der Sohle dieser Schluchten gibt es Wasserstellen, und zwei Flüsse, die sich allerdings bald in den Dünen verlaufen, kommen aus der Nau-Kluft heraus. Es ist das der Tsauchab im Süden und der Tsondab im Norden. Östlich von der Nau-Kluft dehnt sich die Ebene, aus welcher die Berge steil emporragen; westlich kommt man bald in unwegsame Dünen ohne jedes Wasser, ein Gebiet, welches wohl noch kein Europäer durchstreift hat.

Am 17. August trafen wir also in Bullsport ein und lagerten hier an der Wasserstelle. Vorläufig sah alles sehr friedlich aus. Aus den Bergen kamen sogar die Hottentottenfrauen, um an der Wasserstelle ihre Wäsche zu waschen. Sie spionierten dabei wohl ein wenig, aber es wurden Feindseligkeiten gegen sie, sowie gegen einzelne Hottentotten, die aus den Bergen kamen, nicht unternommen, denn der Gouverneur Major Leutwein unterhandelte immer noch mit Hendrik Witbooi. Vergeblich waren die Bemühungen des Majors Leutwein, mit Hendrik Witbooi ins Reine zu kommen. Dieser, der sich stolz „Kapitein van ganſche Kowese-Volk" nannte, verhandelte zwar, aber man merkte, daß es ihm nicht Ernst war. Witbooi sollte sich verpflichten, die Räubereien zu unterlassen und die deutsche Oberherrschaft anzuerkennen. Der „Kapitein" war stets groß im Briefschreiben. In Hoornkranz hatte man bei dem Überfall ein großes Buch erbeutet, in dem sich die Abschriften aller Briefe befanden, die er in den letzten Jahren geschrieben hatte, und man ersah aus denselben, welch' geschickter Diplomat dieser Hottentotten-Häuptling war. Auch jetzt versuchte er den Major Leutwein hinzuhalten, und als dieser dringend wurde und eine entschiedene Erklärung des „Kapiteins" verlangte, erklärte Witbooi plötzlich, wenn der deutsche Kaiser etwas von ihm wolle, solle er selbst zu ihm kommen. Man sah ein, daß es keinen Zweck hatte, mit Witbooi noch zu verhandeln; er mußte mit Gewalt zur Anerkennung der deutschen Herrschaft gezwungen werden. Es

mußte ihm gezeigt werden, daß die deutsche Kriegskunst auch vor der Nau-Kluft nicht Halt machte, sondern ihn auch in einer Stellung angreifen und schlagen könne, die Hendrik Witbooi für uneinnehmbar hielt. —

Am 20. August waren vor Bullsport drei Kompagnien und zwei Geschütze versammelt. Die dritte Kompagnie bestand aus Leuten der Schutztruppe, die schon längere Zeit in Afrika gedient hatten und wurde von Premierleutnant von Perbandt geführt, einem tüchtigen Afrikander, der schon unter Major Wißmann ruhmvoll gefochten hatte.

Major Leutwein beschloß, Hendrik Witbooi in der Nau-Kluft, wo er seine große Werft hatte, vollkommen einzuschließen. Es mußten also alle Talausgänge und besonders die Wasserstellen an diesen Ausgängen besetzt werden. Der ganze Norden des Naukluft-Gebietes wurde durch Posten der zweiten Kompagnie unter Hauptmann von Sack abgesperrt; Leutnant von Perbandt deckte den Süden, und von Osten her, wo die erste Kompagnie unter Hauptmann von Estorff stand, sollte der Einmarsch in die Nau-Kluft erzwungen werden.

Vorläufig waren wir aber noch bei den Vorbereitungen. Unsere Pferde wurden beschlagen, wir exerzierten, hielten Zielübungen ab und schossen nach der Scheibe. Daß aber etwas in nächster Zeit geschehen würde, sahen wir an den vielen Beratungen, welche Major Leutwein mit unseren Offizieren abhielt. Am 26. August hatten wir Appelle mit Waffen und Munition und gegen Abend wurde uns mitgeteilt, daß wir nachts gegen den Feind aufbrechen würden. Jeder Mann hatte seinen Mantel oder eine Decke mitzunehmen und in diese Proviant für drei Tage einzurollen; die Feldflaschen wurden gefüllt und so saßen wir denn abends um unsere Wachtfeuer und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Wir rauchten unsere kurzen Feldpfeifen, aber es kam kein richtiges Gespräch auf. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. In wenigen Stunden, vielleicht schon in der Nacht, kamen wir ins Feuer und es war vorauszusehen, daß ein Teil von uns sein Leben lassen mußte, sei es, daß man gleich erschossen wurde oder fürchterliche Verwundungen davontrug. Die Hottentotten waren wachsam; wir hatten während der letzten Nächte ihre Wachtfeuer überall in den Bergen leuchten sehen. Die mit der Kampfweise

der Hottentotten vertrauten Offiziere meinten allerdings, diese Wachtfeuer seien nur zum Schein unterhalten, um uns über die Stellung und Stärke des Feindes zu täuschen. Aber wir hatten doch ungefähr zweitausend Hottentotten mit Frauen und Kindern vor uns, und daß sie verzweifelt fechten würden, war selbstverständlich. In den vorhergehenden Nächten hatten wir auch ein eigentümliches Rollen gehört, das aus den Bergen kam. Die Hottentotten stürzten große Steine, Klippen genannt, von den Bergabhängen herunter, um uns zu zerschmettern, wenn wir den Versuch gemacht hätten, nachts die Bergabhänge zu ersteigen. Sie erwarteten uns also und höchst wahrscheinlich gab es noch während der Nacht ein Gefecht.

Die Nacht brach ohne lange Dämmerung herein. Gleichzeitig begann der Ostwind in höchst unangenehmer Weise zu wehen. Es werde sehr kalt. Dichtgedrängt saßen wir nebeneinander um die Wachtfeuer. Um halb zwölf Uhr nachts marschierten die Teile der zweiten und dritten Kompagnie, die nicht die Posten um die Nau-Kluft herum besetzt hielten, ab.

Der Kriegsplan, den Major Leutwein mit seinen Offizieren festgestellt hatte, war der folgende: Am nächsten Morgen, am 27. August, sollte der Angriff auf die Werft der Hottentotten in der Nau-Kluft von drei Seiten aus erfolgen. Von Osten sollten wir, die erste Kompagnie, den Eingang in die Nau-Kluft erzwingen; von Norden sollte die Kompagnie von Sack und von Süden die Kompagnie von Perbandt durch die Berge vorgehen, sodaß die drei Kompagnien sich an einem Punkte treffen sollten. Die Pferde mußten zurückbleiben, der Marsch sollte zu Fuß gemacht werden. Bald nachdem die anderen Kompagnien abmarschiert waren, mußten auch wir feldmarschmäßig antreten. Hauptmann von Estorff hielt uns noch einmal eine Rede, in der er uns mitteilte, daß in wenigen Stunden der erste Zusammenstoß mit dem Feinde stattfinden würde. Jeder Mann solle eingedenk sein seiner Pflichten und sich besonders der Kriegsartikel erinnern, die ja jedem von uns bekannt seien. Wer seine Pflicht nicht tue, habe strenge Bestrafung, höchstwahrscheinlich den Tod zu erwarten. Der Hauptmann aber sei überzeugt, daß jedermann von uns seine Pflicht bis auf das äußerste tun werde.

Nun wurde abmarschiert. In pechschwarzer Finsternis ohne Weg und Steg tasteten wir uns vorwärts. Unser Marsch ging über Hügel, die mit Felsblöcken besät waren. Der Boden war stellenweise mit Dorngestrüpp bewachsen und wenn man nicht über die niedrigen Dornbüsche stolperte, kam man durch die Felsblöcke zu Fall und durch die schweigende Nacht hörte man das unterdrückte Murren und Fluchen, sowie hin und wieder einen Jammerlaut, wenn einer gar zu hart hingeschlagen war. Bis morgens fünf Uhr dauerte dieser fürchterliche Marsch, dann befanden wir uns direkt vor dem Eingang zur Hauptschlucht, die in die Nau-Kluft hineinführte. Wir erwarteten sicher, als wir den letzten Hügel erstiegen, von den Hottentotten beschossen zu werden; aber nichts regte sich. Als es gegen Morgen etwas heller wurde, sahen wir einen langgestreckten Berg sich mitten in die Schlucht hineinziehen, aber auch dieser Berg war merkwürdigerweise nicht besetzt. Hauptmann von Estorff ließ zwei Züge formieren. Den ersten übernahm Leutnant Volkmann, den zweiten Wachtmeister Stellbring. Als die feuerroten Strahlen der Sonne die Berggipfel erhellten, sahen wir in der Schlucht vor uns die Pontoks der Hottentotten. Wir nahmen an, daß die Pontoks verlassen seien, weil dort alles still blieb. Kein einziger Posten war zu sehen. Wir führten ein Geschütz mit uns, das mit sechzehn Ochsen bespannt war und in einer Entfernung von ungefähr drei Kilometern hinter uns fuhr. Als wir jetzt unmittelbar vor dem Osteingang der Schlucht Halt machten, kam das Geschütz langsam heran und es rasselte derartig, daß es zeitweise wie Donnerrollen klang. Dieses Geräusch mußten wohl auch die Hottentotten in den Pontoks gehört haben, denn mit einem Male war alles lebendig. Wir sahen Männer, Frauen und Kinder aus den Pontoks herausstürmen und den Berg hinaufeilen. Einzelne Männer aber warfen sich hinter Deckungen und begannen uns mit einem Hagel von Geschossen zu überschütten. Wir blieben natürlich die Antwort nicht schuldig; wir feuerten. Dann aber hieß es:

„Vorwärts! Auf, marsch, marsch!"

Sprungweise stürmten wir die Hügelketten, die vor uns lagen, empor. Es war ein, die Kräfte auf das höchste anspannendes Laufen die Hügel hinauf und wieder herunter. Endlich lagen wir ganz in

der Nähe der Pontoks fest und hatten ein lebhaftes Feuergefecht mit den Hottentotten. Auch die zuerst geflohenen Feinde schienen sich besonnen zu haben, denn wir bekamen jetzt aus allen Richtungen Feuer, sowohl aus kleinkalibrigen Gewehren, wie aus den englischen, großkalibrigen Snyder-Gewehren. Die Kugeln prallten von den Bäumen und Felsen ab und verwundeten einzelne unserer Leute.

Furcht hatte niemand von uns, und wenn unsere Herzen vielleicht etwas rascher geschlagen hatten, als wir die Feuertaufe erhielten, als die Kugeln uns um die Ohren pfiffen und klatschend vor und hinter uns, staubaufwirbelnd, einschlugen, so verschwand unsere Aufregung, als wir unseren Hauptmann von Estorff wie eine Bildsäule zwischen den beiden Zügen stehen und kommandieren sahen. Während wir alle hinter Deckung lagen, blieb Hauptmann von Estorff stehen und bildete so eine Scheibe für die Hottentotten, auf welche diese wie wahnsinnig losknallten. Es war geradezu ein Wunder, daß der Hauptmann nicht wie ein Sieb von den Kugeln durchlöchert wurde. Aber endlich sahen wir ihn doch zusammenbrechen; er hatte einen Schuß in den Fuß erhalten. Doch selbst als er am Boden saß, drohte er dem Feinde noch mit der Faust, was uns geradezu heiter stimmte. Wir erfuhren, daß unser tapferer Hauptmann zum Glück nur eine leichte Verwundung hatte, die ihm allerdings sehr viel Blutverlust verursachte. Der Lazarettgehilfe nahm sich seiner an und Hauptmann von Estorff übergab das Kommando dem Leutnant Volkmann.

„Auf! Marsch, marsch!“ hieß es wieder und wir stürmten die nächste Hügelkette hinan, um in ein noch heftigeres Gewehrfeuer der Hottentotten zu geraten. Unterdes aber hatte unser Geschütz auch seine Schuldigkeit getan. Es feuerte im Bogen über uns hinweg und hinter die Höhen, die vom Feinde besetzt waren. Ein paar Shrapnells, die mitten in der Stellung der Hottentotten krepiert waren, hatten dort solches Unheil angerichtet, daß die Feinde sich zum schleunigen Rückzuge entschlossen. Wir wußten zwar davon nichts und stürmten mit der letzten Kraftanstrengung bis zu den Pontoks vor, weil wir überzeugt waren, wir würden dort Hendrik Witbooi selbst gefangen nehmen. Als wir die Pontoks erreichten, entdeckten wir, daß der Feind geflohen war; nicht ein Mann war zu sehen. Die wenigen Pontoks

bildeten auch nicht die Hauptwerft Hendrik Witboois, die viel weiter im Innern der Nau-Kluft lag, sondern waren wahrscheinlich nur von den auf Vorposten stehenden Hottentotten hier angelegt worden. Ein kleiner, etwa vier Meter breiter Fluß mit kristallhellem Wasser kam aus einer Seitenschlucht hervor und hatte den Bewohnern der Pontoks bisher das nötige Wasser geliefert. Jetzt stürzten wir erschöpft von Durst und durch das Laufen über das unwegsame Terrain, auf das Wasser zu und tranken es in gierigen Zügen.

Major Leutwein kam heran und beglückwünschte uns zu unserem Erfolge. Er gab uns das Lob, daß wir uns mit der größten Tapferkeit geschlagen hätten. Wir konnten aber auf der Stelle, auf der wir uns befanden, nicht stehen bleiben, da wir ja mit den beiden anderen Kompagnien, die von Norden und Süden kamen, an dem verabredeten Punkte zusammentreffen sollten. Es mußte also weiter vorgegangen werden. Dies geschah mit aller Vorsicht und mit der nötigen Sicherung, und um diese zu erreichen, wurden Seitenpatrouillen ausgeschickt. Mit Döring und einem anderen Kameraden namens Bock erhielt ich den Auftrag, als rechte Seitenpatrouille vorzugehen. Dieses Seitenpatrouillen-Laufen in der Nau-Kluft sollte uns auch in den nächsten Tagen noch blühen und war eine unsägliche Strapaze. Es galt Berge von mehr als tausend Meter Höhe zu überwinden. Auf unwegsamen Pfaden, wo jeder Fehltritt den Absturz und schrecklichen Tod bringen konnte, mußten wir emporklettern, und hatten wir das Plateau eines solchen Berges erreicht, so galt es, nachdem der Gipfel abgesucht war, sofort wieder den Abstieg in ebenso gefährlicher Weise zu unternehmen. Jeden Augenblick mußten wir gewärtig sein, von den Hottentotten, die in irgend einem Versteck lagen, über den Haufen geschossen zu werden; denn wir hatten es bereits erfahren, daß die Feinde mit Vorliebe kleine Abteilungen dicht an sich herankommen ließen, um sie dann mit einer gutgezielten Salve niederzustrecken. Es kam also zu der fast übermenschlichen Anstrengung auch noch die doppelte Lebensgefahr.

Unser Aufstieg wurde dadurch erleichtert, daß auf Befehl des Leutnant Volkmann die ganze Kompagnie ihre Decken und Mäntel mit dem eingewickelten Proviant bei den ersten erstürmten Pontoks zurückließ, um bei der Rückkehr wieder die Sachen mitzunehmen, die

uns beim weiteren Vorgehen doch nur gehindert hätten. Weder Leutnant Volkmann noch wir ahnten ja, was bevorstand, und daß dieses Zurücklassen der Mäntel und des Proviants uns noch teuer zu stehen kommen sollte.

Bock, Döring und ich stiegen mühsam bis zur Höhe des rechts liegenden Berges empor. Oben erblickten wir eine gewaltige, mit silbergrauem Grase bewachsene Fläche. Mit gespanntem Gewehr schlichen wir langsam vorwärts und ich gestehe offen, daß wir nicht wenig erschraken, als ein paar Klipp-Böcke aus dem Grase aufsprangen und das Weite suchten. Als wir aber bis zum Rande des plateauartigen Berggipfels gekommen waren, sahen wir vor uns ein Panorama von überwältigender Schönheit. Soweit der Blick reichte, erstreckten sich Berge, kreuz und quer durchzogen von Schluchten, und nur die furchtbare Hitze, die wir oben auf dem Bergplateau auszuhalten hatten, veranlaßte uns, schleunigst wieder abwärts zu steigen.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde unter großen Gefahren bergab geklettert sein, als wir unten, aus der Tiefe zu unserer Linken, Kampfgeräusch hörten. Das Gewehrfeuer der Hottentotten und unserer Kameraden rollte wie Trommelwirbel; dazwischen hörte man das wilde „Ajoh! Ajoh!" der Hottentotten und das sehr schwache „Hurra! Hurra! Hurra!" unserer Mannschaften. Es mußte dort unten zu einem gefährlichen Zusammenstoß gekommen sein und wir hielten es für unsere Pflicht, in das Gefecht zu eilen, zumal wir ja durch unsere Patrouille festgestellt hatten, daß der Berg, auf dem wir uns befanden, vom Feinde nicht besetzt war. Verzweifelt aber liefen wir hin und her, um irgend einen günstigen Abstieg zu entdecken. Endlich fanden wir eine glatte, schräge Felswand. Auf diese setzten wir uns, nahmen unsere Gewehre zwischen die Knie und rutschten nun in wilder Fahrt ungefähr hundert Meter schräg hinunter. Durch kleine Schluchten und Rinnen, die das Wasser in der Regenzeit beim Absturz von den Bergen, gerissen hatte, kamen wir im Zickzack bis auf den Grund der Schlucht und erreichten hier die Kompagnie, welche sich mitten in der Hauptwerft Hendrik Witbooïs befand.

Das erste, was wir erblickten, waren sechs verwundete Kameraden, die im Schatten eines Pontoks lagen. Mitten zwischen den Kämpfen-

den aber saß auf dem Pferde, das verwundete Bein über den Sattel gelegt, wiederum als Zielscheibe, Hauptmann von Estorff, mit ununterbrochenen Rufen den Rest der Kompagnie, welcher aus ungefähr 45 Mann bestand, anfeuernd und seine Befehle erteilend. Bei Hauptmann von Estorff waren kaum 20 Mann; weiter südlich befand sich Leutnant Volkmann mit ungefähr 15 Mann. Wir waren kaum einige Schritte auf der Sohle der Schlucht vorwärts gegangen, als Bock einen Schuß in den Kopf erhielt und tot zusammenbrach. Wir machten, daß wir hinter Deckung kamen und griffen nun in das Feuergefecht ein. Wir befanden uns in einer sehr schlechten Stellung: wir steckten in einem Kessel, der rings von Bergen umgeben war, von denen herab die Hottentotten mit großer Sicherheit schossen. Man hörte Verwundete aufschreien und unsere kleine Schar mußte binnen kurzem vollkommen aufgerieben sein. Daß Hauptmann von Estorff nicht samt seinem Pferde von den Geschossen der Feinde zerschmettert wurde, ist allen, welche dieses unglückliche Gefecht mitgemacht haben, heute noch unbegreiflich. Aber die unerschütterliche Ruhe, mit welcher der Hauptmann auf seinem Pferde mitten im Kugelregen saß, gab uns auch Mut und bestärkte uns in dem Entschluß, auszuharren bis zum letzten Ende. Wir hatten ja die Stelle erreicht, wo wir uns mit der zweiten und dritten Kompagnie treffen sollten. Aber wo blieben diese?

Unsere Lage wurde eine immer ungünstigere. Die Hottentotten hatten mit ihren vorzüglichen Augen entdeckt, daß wir nur ein verhältnismäßig kleines Häuflein waren. Ihr Mut kehrte zurück und sie gingen jetzt gegen uns vor. Der Hottentotte ist ein vorzüglicher Schütze und keineswegs feige. Er hält im bösesten Kugelregen stand und flüchtet nur, wenn man auf ihn losgeht, aber auch dann erst, wenn der Feind bis auf fünfzig Meter herangekommen ist. Allerdings muß der Hottentotte wissen, daß er dann noch flüchten kann, und es gelingt ihm selbst dort zu entkommen, wo ein Weißer unfehlbar abstürzen würde. Aber in Bezug auf Sprünge und Überwindung von Terrainschwierigkeiten nimmt es der Hottentotte mit jedem Pavian auf. Jeden Schatten weiß er als Deckung zu benützen, und ehe wir uns oft besonnen hatten, wo der Feind geblieben war, hatte er sich schon wieder hinter irgendeine Deckung geworfen und beschoß uns aus

einer Entfernung von mehreren hundert Metern. Selbst auf achthundert Meter noch schossen die Hottentotten ganz vorzüglich.

Mit lautem „Ajoh! Ajoh!“ machten sie sich jetzt gegenseitig Mut, und es war klar, daß unsere kleine Abteilung verloren war, wenn wir nicht Hilfe bekamen.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, unsere Patronen waren fast verschossen. Mit Lebensgefahr holten wir von den Verwundeten und Toten die Patronen, um sie zu verwenden, und immer mehr Hottentotten schienen vor uns aus der Erde zu wachsen, immer näher kamen sie heran, trotzdem jede Kugel von uns traf. Unser Geschütz hatte nicht ordentlich in Stellung gebracht werden können; auch war sein Feuern auf die zerstreut um uns liegenden Feinde nicht von großer Wirkung. Dagegen hatten die Hottentotten das Feuer derartig auf das Geschütz konzentriert, daß Lafette und Protzkasten vollkommen durchlöchert waren und zusammenbrachen. Dieser Erfolg wurde von den Hottentotten mit wildem Geheul begrüßt.

„Ajoh! Ajoh!“ tönte es von den Bergen, „de Grootrohr kaput, de Grootrohr kaput!“

Der Feind hatte entdeckt, daß die Bedeckung des Geschützes, die aus fünfzehn Mann bestand, sich vor dem mörderischen Feuer zurückgezogen hatte und daß sich bei ihr kein Offizier befand. Die Hottentotten griffen deshalb diese Abteilung hart an. Sie haben sonst selten einen direkten Sturm gewagt und immer nur dort, wo keine Offiziere kommandierten. Ein dichter Schwarm von Hottentotten stürmte von Berge herunter und auf das Geschütz los, um sich des Kanonenrohres zu bemächtigen. Die Bedeckungsmannschaft warf sich den Feinden entgegen und eben sollte es zu einem fürchterlichen Blutbad kommen, als von der Höhe her ein Hagel von Kugeln in die Reihen der Hottentotten schlug. Donnernd krachte das Schnellfeuer unmittelbar nach den Salven von der Höhe des Berges hinter uns.

„Hurra, die dritte Kompagnie ist da!“ hieß es in unseren Reihen und wie von der Erde weggefegt, waren im nächsten Augenblick die vielen Hunderte von Feinden, die uns soeben noch von allen Seiten beschossen hatten.

Die dritte Kompagnie hatte einen noch weit schlimmeren Marsch zu

machen gehabt, als wir. In der Dunkelheit hatte sie den Weg verfehlt und nach mühseligem Marsch war sie hinter unserer Stellung anstatt links von uns erschienen, aber hatte zum Glück noch rechtzeitig in das Gefecht eingreifen können. Die zweite Kompagnie unter Hauptmann von Sack traf gar nicht bei uns ein und wir waren natürlich in großer Sorge um die Kameraden. Vor allem brachte uns die dritte Kompagnie unter Premierleutnant von Perbandt frische Patronen mit und wir fühlten uns erst sicher, nachdem wir die kleinen Taschen unserer Patronengestelle wieder frisch gefüllt hatten. Auch die dritte Kompagnie war durch Abgabe von Beobachtungsposten sehr geschwächt, sodaß wir mit derselben zusammen nur siebzig Mann stark waren.

Hauptmann von Estorff war infolge großen Blutverlustes doch zurückgegangen, aber als er auf den Verbandsplatz mit zwei Begleitern abkochen wollte, bekam er von den Hottentotten solches Feuer, daß einer seiner Leute dicht neben ihm zusammenbrach. In der Hauptwerft Hendrik Witboois, die wir erstürmt hatten, sah es traurig genug aus. Außer unseren Verwundeten lagen auch noch tote und verwundete Hottentotten umher. Unter furchtbarem Gewinsel und Geschrei lief eine große Anzahl von verwundeten Hunden, welche während des Gefechts Schüsse erhalten hatten, zwischen den Pontoks der zerstörten Werft herum und machte die Verwirrung noch größer. Es ist ein trauriger Anblick, Kameraden, mit denen man zusammen noch vor kurzer Zeit Schulter an Schulter gestanden hat, tot am Boden liegen zu sehen, oder gar zusehen zu müssen, wie sie langsam sterben, weil ihre Verwundungen zu schwere sind. Es kommt einem zuerst wie ein böser Traum vor, in die brechenden Augen eines lieben Kameraden zu blicken, der noch vor einer Stunde frisch und munter neben uns hergegangen ist.

Die dritte Kompagnie erhielt sofort den Auftrag, das Geschütz auf den Berg rechts zu schaffen, um von dort die abziehenden Hottentotten zu beschießen. Unter unsäglicher Mühe geschah der Transport mit Hilfe von sogenannten Leit-Tauen, wie man sie bei den Ochsenwagen verwendet. Aber als das Rohr sich endlich auf dem Berge befand und man daran ging, eine neue Lafette zu konstruieren, mußte es mit Mühe wieder heruntergeschafft werden, weil das Bergplateau nicht

genug Aussicht auf das vorliegende Terrain und auf den Feind bot. Die dritte Kompagnie war nach Sonnenuntergang mit ihrer schweren Arbeit fertig und die Mannschaften bedurften dringend der Erholung. Nachdem aber die Dunkelheit hereingebrochen war, kamen die Hottentotten zurück und begannen uns in einer höchst unangenehmen Weise zu beschießen. Die meisten der Kugeln gingen über unsere Köpfe hinweg, aber wir merkten doch, daß die Hottentotten sich uns näherten. Um uns ihrer zu erwehren, mußte ein Angriff gemacht werden.

Es war gegen acht Uhr abends, als der Rest der ersten Kompagnie, bestehend aus vierzig Mann unter Führung des Leutnants Volkmann noch einmal aufbrach, um die Hottentotten aus ihrer Stellung hinauszuwerfen. Lautlos gingen wir in Schützenlinie vor und stiegen mit der letzten Kraft auf den vor uns liegenden Berg. Das Aufblitzen der Schüsse bei den Hottentotten gab uns die nötige Richtung an; jedesmal, wenn der Schuß aufflammte, sahen wir die Gestalten der Hottentotten, oder ganze Gruppen von ihnen, deutlich. Bis auf zweihundert Meter ließen sie uns herankommen. Schon hörten wir ihre Stimmen und Zurufe, mit denen sie sich gegenseitig anfeuerten und Mut machten, als sie mit ihrem feinen Gehör wohl unser Herannahen entdeckt hatten. Sie überschütteten uns mit einem furchtbaren Feuer, aber mit Hurrageschrei warfen wir uns jetzt auf den Feind. Diesen Frontangriff hielten die Hottentotten nicht aus. Sie flohen, als wir dicht herangekommen waren. Mit ihnen war Hendrik Witbooi entkommen, auf dessen Gefangennehmung wir uns schon sehr gefreut hatten. Es wurde die Zahl unserer Mannschaften festgestellt und es kam heraus, daß zwei von uns fehlten. Dieselben wurden am nächsten Morgen als Leichen gefunden. Sie waren beim Sturm auf den Berg erschossen worden.

Wir mußten natürlich auf dem Berge liegen bleiben, um die Stellung gegen die Hottentotten zu halten, denn nach kurzer Zeit begannen dieselben wieder auf uns zu feuern, ein Beweis, daß sie sich nicht allzuweit entfernt und in einer neuen Deckung festgesetzt hatten. Daß die Hottentotten mit solcher Hartnäckigkeit kämpften und nur immer kleine Strecken zurückgingen, zeigte uns, daß sie viel Mut hatten und daß die Verzweiflung sie zu den größten Anstrengungen

anspornte. Wir konnten es uns selbst sagen, daß wir in den nächsten Tagen noch Schweres mit ihnen durchzumachen haben würden.

Es kam eine Nacht, die fürchterlich war. Feuer durften wir natürlich nicht anzünden, denn dann hätten die Hottentotten leichtes Zielen gegen uns gehabt. Unsere Decken und Mäntel waren bei der ersten kleinen Werft zurückgeblieben und das Thermometer sank unter Null. Proviant hatten wir nicht bei uns; zum letzten Male hatten wir in den Morgenstunden etwas genossen. So galt es denn, sich hungrig und klappernd vor Kälte haufenweise zusammenzulegen, sodaß man sich gegenseitig mit den Körpern erwärmte. Aber nicht alle konnten sich zur Ruhe niederlegen — ein Teil von uns mußte natürlich Posten stehen, damit wir nicht durch einen nächtlichen Angriff der Hottentotten überrascht wurden. Wir näheren Bekannten waren in einer Gruppe zusammen und lagen kreuz und quer übereinander, nur um uns etwas zu erwärmen.

„Die Sache geht schief!" sagte Moll wieder.

Diesmal fand Moll mit seinem Unkenruf natürlich viel Anklang, und eine Anzahl von Kameraden wiederholte nicht nur diesen Unkenruf, sondern man setzte auch hinzu:

„Die zweite Kompagnie ist höchst wahrscheinlich vollkommen verloren. Wir siebzig Mann sind der letzte Rest, wir werden alle hier unser Grab finden."

Döring fuhr auf.

„Haltet doch das Maul, ihr Jammerkerle! Was ist das für ein feiges Klagen und Heulen!"

„Nun, Moll hat doch recht, die Sache geht schief!" tönte eine halblaute Stimme aus der Dunkelheit.

„Natürlich muß er einmal recht haben," erklärte Döring. „Wenn einer immerfort behauptet und prophezeit, es würde regnen, so wird das schließlich eintreffen, denn wenn es auch vier Wochen lang schönes Wetter gewesen ist, ohne daß ein Tropfen Regen fiel, so kommt doch endlich einmal eine Regenperiode, und wenn ein Mensch wie eine Unke immerfort Unglück prophezeit, so muß dieses Unglück schließlich einmal eintreffen, denn auf Erfolge und freudige Ereignisse folgt im Leben mit unfehlbarer Sicherheit eben Unglück und Fehlschlag. Das

ist ja aber das Angenehme im Leben, daß es eben Abwechselung bringt. Wenn es nichts als Glück und Erfolge gäbe, so würde uns die Sache sicherlich bald furchtbar langweilig werden. Sagt doch der Dichter: „Nichts läßt sich schwerer ertragen, als eine Reihe von guten Tagen!“ Natürlich wenn das Unglück ununterbrochen, gewissermaßen knüppeldick kommt, dann ist das ja auch nicht angenehm, aber man muß die Zähne zusammenbeißen und auf bessere Zeiten warten; die Hoffnung darf man nicht aufgeben.“

Nach Dörings Rede entstand eine längere Pause, bis plötzlich eine Stimme aus der Dunkelheit heraus trocken sagte:

„Es kann unser Glück sein!“

Diese Bemerkung des fidelen Kameraden Weber wurde mit unterdrücktem Gelächter beantwortet. In ganz anderer Stimmung machten wir dann Versuche zu schlafen, und bei der großen Erschöpfung — waren wir doch fast vierundzwanzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen gewesen — gelang es uns auch, zeitweise zu schlafen und abwechselnd vor Kälte zu klappern. Die ganze Nacht fielen ununterbrochen Schüsse auf uns, und zwar nicht bloß von vorn, sondern auch von seitwärts, ein Beweis, daß wir von den Hottentotten umstellt waren. Major Leutwein, der sich an dem Sturm auf den letzten Berg beteiligt hatte, wollte in der Nacht, begleitet von einem Trompeter, nach der eroberten Hauptwerft Hendrik Witboois zurückkehren. Er stieß in der Dunkelheit plötzlich auf einen Hottentotten-Posten, von dem er stark beschossen wurde. Er wurde von dem Trompeter getrennt, mußte sich in einer Schlucht verstecken und hier bis zum Morgen in der Kälte ausharren, bis es ihm endlich bei Sonnenaufgang gelang, nach der eroberten Werft durchzubrechen. Er hatte bereits für verloren gegolten, und die Freude war groß, als er gesund zurückkehrte, und bald darauf auch der Trompeter eintraf.

„Die Stunde läuft durch den schlimmsten Tag!“ sagt das Sprichwort, aber auch — möchte man hinzusetzen — durch die schlimmste Nacht. Auch die Nacht, die wir da oben auf der Höhe, beständig beschossen von den Hottentotten, durchmachten, nahm ein Ende, und als die Sonne aufging, als die abscheuliche Kälte von der Wärme abgelöst wurde, welche unsere steifen Glieder wieder allmählich beweglich

machte, kehrte auch die gute Laune zurück. Leutnant Volkmann war uns mit wahrem Löwenmute bei dem Sturm auf die Höhe, die wir in der Nacht genommen hatten, vorangestürmt, wir beschlossen zur dauernden Erinnerung diese Höhe „Volkmannshöhe" zu taufen, und dieser Name ist ihr auch bis heute geblieben. Sobald es hell wurde, suchten wir den Berg gründlich ab und fanden auch die beiden gefallenen Kameraden. Durch vier Mann wurden sie nach der Hauptwerft Hendrik Witboois zurückgetragen und dort mit den anderen Toten begraben. Für uns aber lautete die Losung: „Vorwärts!"

Nachdem es Tag geworden war, hatten die Hottentotten ihr Feuern eingestellt, wir mußten aber sehen, wo sie geblieben waren. Mit aller Vorsicht rückten wir vor, denn wir hatten zu gewärtigen, daß die Hottentotten das Feuer nur eingestellt hatten, um uns auflaufen zu lassen und dann niederzuschießen. In glühender Hitze, die immer schlimmer wurde, je mehr wir uns dem Mittag näherten, marschierten wir vorsichtig, bergauf, bergab, weiter. Ich hatte wieder das Vergnügen, Seitenpatrouille zu laufen und glaubte meine Kräfte bis zum letzten Rest erschöpft zu haben, aber der Mensch kann auch das Unmögliche, wenn nur der feste Wille vorhanden ist. So schleppten wir uns denn in glühender Hitze über Berge, durch Schluchten und Engpässe immer weiter, ohne vom Feinde auch nur das geringste zu sehen. Wir wußten es damals noch nicht, daß Hendrik Witbooi gegen Morgen sich entschlossen hatte, mit seiner gesamten Macht nach Süden durchzubrechen, weil er vermutete, daß dort der Weg frei war. Bis gegen drei Uhr nachmittags dauerte der schreckliche Marsch, dann gab die Spitze das Zeichen, daß sie auf Wasser gestoßen war.

Eine mit Sicherheitsmaßregeln marschierende Truppe sichert vor allem durch eine Spitze, daß heißt durch eine Abteilung von acht bis zehn Mann mit einem Offizier, die voraus marschieren und sorgfältig nach dem Feinde ausspähen. Achtzig Schritt hinter der Spitze marschierte ein sogenannter Verbindungsmann, achtzig Schritt hinter diesem der zweite Verbindungsmann und nach diesem folgt mit demselben Abstand der Haupttrupp, der sich — wie bereits erwähnt — auch durch Seitenpatrouillen nach rechts und links deckt. Unsere Spitze hatte in einer Schlucht vortreffliches Wasser gefunden.

Wir waren halb verdurstet und das Wasser wurde von uns mit wahrem Entzücken getrunken. Ganz in der Nähe des Wasserloches lag ein Pavian, der wohl von der, fast hundert Meter hohen, Felswand abgestürzt sein mochte. Wir sahen oben auf dem Felsen noch ein ganzes Rudel von Pavianen, die einen fürchterlichen Skandal machten. Die Tiere waren wohl auch durch das Gefecht des vorhergehenden Tages in große Aufregung versetzt worden, da gewiß einige von ihnen durch verirrte Kugeln getötet oder verwundet wurden.

Die Paviane halten sich natürlich auch in der Nähe der Wasserlöcher auf. Als die Eingeborenen noch nicht mit Schießgewehren versehen waren, hat es manchmal um das Wasser an den Wasserlöchern wütende Kämpfe zwischen den Pavianen und den Eingeborenen gegeben. Die Eingeborenen kämpften mit Bogen und Pfeil und mit ihren eigentümlichen Keulen, die aus einem langen Stabe bestehen, an dessen unterem Ende sich eine Holzkugel befindet. Mit dieser Holzkeule, Kirri genannt, weiß der Herero auf weite Entfernung sein Ziel zu treffen. Die Paviane kämpften mit Steinen und Knütteln gegen die Eingeborenen, und wenn die Paviane in der Überzahl waren, gelang es ihnen manchmal, an den Wasserlöchern gegen die Hereros zu siegen. Der Pavian greift sonst den Menschen nicht an, aber ist er verwundet, dann wird er zu einer wilden Bestie, und eine Anzahl von Pavianen, die einen Menschen überfallen, zerreißen diesen in einem Augenblick. Selbst eine Gruppe von Eingeborenen kann sich ohne Feuerwaffen gegen gereizte Paviane kaum verteidigen.

Als wir uns satt getrunken und die Feldflaschen gefüllt hatten, marschierten wir weiter. Die langentbehrte Tabakspfeife mußte unserm Magen etwas vorgaukeln, das heißt, wir vertrieben uns durch Rauchen unseren immer nagender werdenden Hunger. Kurze Zeit nachdem wir die Wasserstelle passiert hatten, trafen wir auf die dritte Kompagnie, die seitwärts von uns ebenfalls vorgegangen war und die sich jetzt wieder mit uns unter dem Kommando des Leutnants von Perbandt vereinigte. Wir rasteten zusammen in der Schlucht, da wir aber dort nicht übernachten konnten, weil wir den Hottentotten einen Überfall zu leicht gemacht hätten, stiegen wir noch anderthalb Stunden lang, zeitweise auf Händen und Füßen kletternd, wieder auf einen Berg

hinauf. Abermals sollten wir dieselben Leiden durchmachen, wie in der Nacht vorher. Es war entsetzlich kalt, Feuer durften wir nicht anzünden, um uns den Hottentotten nicht zu verraten. Wir sahen vor uns in nicht allzu weiter Entfernung lange Reihen von Lagerfeuern und wir konnten nicht feststellen, ob diese Feuer nur zum Scheine unterhalten wurden oder ob wirklich Hendrik Witbois Hauptmacht ganz in unserer Nähe lagerte. Wiederum wurde Vorposten ausgestellt und wie frierende Tiere krochen wir zusammen, um uns gegenseitig mit unseren Leibern zu wärmen.

Und auch diese Nacht verging, aber wer sie mit durchgemacht hat, wird sie sein Leben lang nicht vergessen!

Die aufgehende Sonne des 29. August erwärmte uns und brachte neuen Lebensmut für uns alle, die wir ein wenig kleinmütig geworden waren. Das landschaftliche Bild, das uns umgab, war köstlich, doch niemand hatte Sinn, seine Schönheiten zu bewundern. Ermattung und Hunger plagten uns, trotzdem mußten wir weiter, denn die Fühlung mit dem Feinde durfte nicht aufgegeben werden. Wiederum begann der Abstieg, der noch schwieriger war, als der Aufstieg am Abend vorher. Wir hatten wohl eine sehr ungünstige Stelle zum Abstieg gewählt, denn der Weg wurde immer gefährlicher, zeitweise schien es ganz und gar unmöglich, weiter zu kommen. Wir erfuhren, daß die dritte Kompagnie einige Tage vorher, am 27., beim Marsch zum verabredeten Treffpunkt, vier Leute durch Abstürzen von den Felswänden verloren hatte. Die Abgestürzten waren schwer verwundet und ihr Transport hatte ziemlichen Aufenthalt verursacht. Zwei Stunden dauerte die Kletterpartie hinunter in die Schlucht, aber wir hatten Glück, denn wir stießen jetzt auf ein Wasserloch, ja sogar auf eine Quelle mit kristallklarem Wasser. Hier wurde Halt gemacht und bald darauf kam das Kommando:

„Abkochen!"

Viertes Kapitel.

In Hungers- und Durstes-Nöten.

Wir machten sehr erstaunte Gesichter, als wir den Befehl vernahmen.

Was sollten wir denn abkochen? Wir hatten nicht eine Krume Brot oder Fleisch bei uns. Der fidele Weber behauptete zwar, wenn man zwei Liter Wasser zu einem Liter einkoche, so entstehe daraus eine sehr kräftige Suppe, und Wasser wäre genug vorhanden. Aber niemand glaubte an die Kraft und Nahrhaftigkeit dieser Wassersuppe. Vorläufig allerdings tranken wir so viel Wasser, als nur in uns hineinging. Wir wußten ja nicht, wann wir wieder zu Wasser kommen würden. Auch unsere Feldflaschen füllten wir natürlich bis zum Rand.

Plötzlich erhob sich ein gewaltiges Geschrei. In unmittelbarer Nähe des Wasserloches hatten einige Leute unserer Abteilung zwei entsetzliche Schindmähren entdeckt. Es waren alte, gänzlich unbrauchbare Hottentottenpferde. Sie bestanden fast nur noch aus Haut und Knochen, sie waren abgelebt und altersschwach. Die Tiere machten einen geradezu mitleiderregenden Eindruck, als sie in das Lager gebracht wurden.

„Wo ist der Schlächter?" wurde gefragt, und als der in unseren Reihen dienende Schlächter vortrat, erhielt er vom Kommando den Auftrag: „Murksen Sie die beiden Schlachtrosse ab, das gibt ein großartiges Essen."

Ich selbst hatte noch nie in meinem Leben Pferdefleisch gegessen, aber mir machten doch die vielen, langen Gesichter, die ich unter den Kameraden sah, Spaß. Keiner von ihnen hatte sich wohl jemals am Pferdefleisch ergötzt, und nun sollte er das Fleisch dieser elenden Klepper genießen! Doch Not kennt kein Gebot und Hunger treibt bekanntlich Bratwürste hinunter. Im Handumdrehen waren die beiden Rosse abgestochen und abgelebert, und nun ging es an das Zerteilen des Fleisches.

Während abgekocht wurde, mußten nach rechts und links auf die Berge Patrouillen entsendet werden, welche die lagernde Mannschaft zu decken hatten. Es wurden Freiwillige aufgefordert, sich zu melden, und da ich es mir zum Grundsatze gemacht hatte, mich stets zu melden, wenn Freiwillige gebraucht wurden, trat auch ich vor und wurde mit einer Anzahl anderer Kameraden unter Führung des Leutnants Schwabe auf den rechts von der Marschrichtung liegenden Berg geschickt. Eine andere Patrouille unter Führung eines Unteroffiziers ging auf den links liegenden Berg. Es hatte sich eine ganze Anzahl von Leuten gemeldet, die sonst nicht vortraten. Meist schienen es Kameraden zu sein, denen das Schlachten und Zerlegen der Pferde Ekel verursachte.

Als die Patrouillen abmarschierten, hörte man plötzlich ein wildes Rufen. Es war unsere fidele Thüringer „Lerche," der Kamerad Weber, welcher immerfort schrie:

„Bartel! Bartel! Bartel!"

Kamerad Bartel befand sich bei der Patrouille, die unter Führung des Unteroffiziers abmarschierte. Endlich hörte er das Geschrei und rief zurück:

„Was ist denn los?"

„Bartel, gib uns doch ein paar gute Rezepte zur Zubereitung von Hottehüh-Antilope!" schrie ihm Weber zu, und unbändige Heiterkeit brach im Lager aus. Aber Bartel war sehr ärgerlich.

„Dämlicher Quatsch!" schrie er zurück, und machte, daß er davonkam. Sein berühmtes Kochbuch hatte er längst, als unbrauchbar, in Windhuk zurückgelassen.

Wir kletterten unter Führung des Leutnants Schwabe auf den uns zugewiesenen Berg und brauchten dazu etwa eine Stunde. Auch das Plateau dieses Berges war mit silbergrauem Grase, das uns bis an die Hüften ging, bedeckt. Das Gras stand unbeweglich, denn es herrschte absolute Windstille und die Sonne brannte unbarmherzig auf uns hernieder. Wir entdeckten Blutspuren in dem Grase, ein Zeichen, daß verwundete Hottentotten hier oben gewesen waren. Die Feinde nahmen, wenn es irgend angängig war, ihre Verwundeten stets mit sich, wenn sie sich zurückzogen, und selbst die Toten ließen

sie nur im äußersten Notfalle liegen. Wir hielten scharfen Ausguck, aber vom Feinde war nichts zu sehen.

Bis gegen elf Uhr vormittags blieben wir in der glühenden Hitze auf dem Berge; dann erhielten wir von dem Lager her das Zeichen zurückzukehren. Die Kompagnie war bereits zum Abmarsch angetreten, aber man hatte für die Patrouillen natürlich auch gekocht. Wir bekamen jeder einen Kochgeschirrdeckel voll Pferde-Bouillon, die wir gierig hinunterschlürften, denn wir waren über alle Maßen hungrig. Dann erhielt jeder von uns ein Stück Pferderippe mit Fleisch, und ich schätze den „Happen", der auf meinen Anteil kam, auf ziemlich drei Pfund. Man trank sich hierauf noch einmal voll Wasser und dann traten wir den Weitermarsch an. Im Gehen wurde aus der Hand das Pferdefleisch verzehrt und die Knochen abgeknabbert, und nie hat mir in meinem Leben etwas so gut geschmeckt, wie das Fleisch von dieser Pferderippe. Ich bin auch überzeugt, ich werde nie in meinem Leben wieder so etwas Gutes essen, wie nach dem achtundvierzigstündigen Fasten und der beinahe übermenschlichen Anstrengung, die wir durchgemacht hatten.

Wir marschierten mit Sicherheitsmaßregeln, mit Spitze und Seitenpatrouillen. Ich meldete mich, nachdem ich mein Pferdefleisch verzehrt hatte, sofort zur Seitenpatrouille und wurde mit sechs Mann und einem Unteroffizier in die rechte Flanke geschickt. Stundenlang dauerte nun wieder das Bergeklettern. Wir merkten besonders an frischem Ochsenmist, den wir in den Schluchten trafen, daß der Feind mit seinen großen Viehheerden hier vorübergezogen war. Wir befanden uns also in der Nähe des Feindes und es galt äußerste Vorsicht. Nicht nur um unsertwillen hatten wir die Augen offen zu halten, sondern auch wegen unserer Kameraden. Die Hottentotten liebten es, kleine Patrouillen oder andere Abteilungen von vier bis sechs Mann ruhig an sich vorüberziehen zu lassen, während sie im Versteck lagen, und dann sich auf das ungewarnte Gros der Truppen zu werfen. Die Patrouille entging ihnen ja doch nicht, sondern sie wurde gleichzeitig mit dem Gros niedergeschossen. Leutnant Schwabe hatte uns auf dem Bergplateau, als wir die in der Schlucht abkochenden Kameraden deckten, Unterricht erteilt, wie man an geknickten Grashalmen deutlich sehen könne, ob jemand vor kürzerer oder längerer Zeit durch das Gras ge-

gangen sei. Ebenso hatte er uns über die Spuren, die man aus Ochsen- oder Pferdedünger herauslesen konnte, sorgfältig unterrichtet.

Je weiter der Nachmittag vorschritt, desto mehr kamen wir zu der Überzeugung, daß wir uns in der Nähe des Feindes befinden mußten. Um fünf trafen wir in einer Schlucht mit der Spitze unter Leutnant Schwabe zusammen und machten ihm unsere Meldung. Auch er war mit seinen Leuten der Ansicht, daß der Feind dicht vor uns sei. Nachdem wir den Gipfel des nächsten Berges erstiegen hatten, sahen wir ungefähr zwei Kilometer vor uns den Feind in dichten Massen mit seinen Viehheerden marschieren. Er schien uns nicht bemerkt zu haben, denn einige Zeit vor Sonnenuntergang begann er sein Nachtlager aufzuschlagen. Schon sahen wir an verschiedenen Stellen dieses Lagers Rauch aufsteigen, ein Beweis, daß sich die Hottentotten häuslich einrichteten, um abzukochen. Ich wurde vom Gipfel des Berges hinuntergeschickt, um der Kompagnie, die hinter uns marschierte, mitzuteilen, daß wir wieder Fühlung mit dem Feinde hatten. Ich kam an, als die Sonne im Untergehen begriffen war, und unser Führer, Premierleutnant von Perbandt beschloß, die Kompagnie nicht auf die Anhöhe hinaufzuführen, sondern sie während der Nacht in der Schlucht am Fuße des Berges liegen zu lassen, wo sie gegen den Wind und die Geschosse der Hottentotten gesichert war. Er selbst begab sich mit mir zurück zur Bergeshöhe, um, so gut es ging, die Stellung des Feindes zu beobachten. Es wurden starke Posten ausgestellt, um die untenlagernden Truppen nach allen Seiten hin zu decken. Auch ich wurde für diese Nacht auf Wache kommandiert. Natürlich durften wir oben auf dem Gipfel des Berges kein Feuer anmachen, nicht einmal ein Zündhölzchen anzünden, um uns nicht den Feinden zu verraten. Auch alle Bewegungen mußten möglichst leise erfolgen. Das letztere war beim Postenstehen am allerunangenehmsten, denn natürlich trat nach Sonnenuntergang wieder die übliche Nachtkälte ein, und nach dem Marsch und dem ununterbrochenen Schwitzen waren wir um so empfindlicher. Zum Unglück war diese Nacht eine der kältesten, die wir während der Gefechte in der Nau-Kluft durchzumachen hatten. Wir hatten die aus wasserdichter Segelleinwand bestehenden Wassersäcke natürlich aus der Quelle gefüllt, an der wir abgekocht hatten, und die

Wasservorräte mitgenommen. Es sickerte an einzelnen Stellen aus den Wassersäcken das Wasser tropfenweise heraus und am nächsten Morgen entdeckten wir sechs Zoll lange Eiszapfen an unseren Wassersäcken. Man kann sich denken, wie kalt es in der Nacht war. Zwar wurden wir stündlich von Posten abgelöst, mußten aber unbeweglich auf einer Stelle stehen. Nicht einmal hin- und hergehen oder den Boden mit den Füßen stampfen durfte man, um sich den Hottentotten nicht zu verraten. Wenn die Ablösung kam, war man wie ein Eiszapfen gefroren. Man klapperte so vor Kälte, daß man kaum im stande war, dem Posten, der ablöste, zu sagen, daß bis jetzt nichts Verdächtiges zu sehen gewesen war, und wenn man zu den Kameraden zurückkam und sich ohne Decke auf den immer kälter werdenden Felsboden legte, setzte man das Klappern mit den Zähnen fort und konnte natürlich nicht schlafen.

Aber es gab eine Hoffnung auf den kommenden Morgen und auf die Wärme, welche die Sonnenstrahlen uns bringen sollten.

Die Hoffnung ist es ja, die den Menschen aufrecht erhält! So lange der Mensch Hoffnung hat, geht er nicht zu Grunde. Wehe ihm aber, wenn er die Hoffnung verliert! Das sollte sich jeder sagen, der in schlimme Lagen kommt, sei es in der Heimat oder im Ausland!

Auch diese schreckliche Nacht ging vorüber. Am Morgen des 30. August stieg die Sonne am wolkenlosen Himmel empor und erwärmte uns mit ihren gesegneten Strahlen. Vor uns breitete sich nach Süden eine weite, ebene Fläche aus, auf welcher sich einige kleine kegelförmige Berge erhoben, die vom Feinde stark besetzt waren. Aber auch im Umkreis um diese Ebene erhoben sich Berge von vielleicht fünf-, sechshundert Meter Höhe, sodaß die Ebene einen Talkessel bildete. Wer die äußeren Berge besetzt hatte, war natürlich Herr des Talkessels und des Weges, der durch denselben führte. Wir mußten daher alles aufbieten, um uns wenigstens in den Besitz derjenigen Berge zu setzen, welche den Weg durch den Talkessel hindurch flankierten. Schleunigst wurden daher Patrouillen von sechs bis acht Mann nach rechts und links entsendet, während der Rest der Kompagnie, ungefähr fünfzig Mann, den Feind in der Front angreifen sollte. Ich hatte mich freiwillig gemeldet und kam zur linken Seitenpatrouille, die sieben Mann

zählte und von Wachtmeister Urban geführt wurde. Gerade als wir abmarschierten, kam ein Reiter mit einem Packpferde aus dem Hauptlager im Osten der Nau-Kluft an und brachte in den beiden Packtaschen des Tragpferdes einen Vorrat von Kaffee, Reis und Hartbrot. Die Quantität war zwar sehr gering, aber jeder hoffte doch wenigstens etwas Hartbrot zu erlangen, weil man dieses während des Marsches und des Patrouillenkletterns zu sich nehmen konnte. Alles drängte sich um das Packpferd. Die Hottentotten hatten aber wohl unsere ziemlich starke Gruppe gesehen, denn plötzlich erhielten wir eine derartige Salve, der sofort mehrere andere folgten, daß wir uns schleunigst zerstreuten und auf das Hartbrot verzichteten.

Sprungweise ging es von Klippe zu Klippe, bergauf und wieder herunter und wir waren fast außer Atem, als wir den Gipfel des Berges erreichten, den wir besetzen sollten. Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit. Von der anderen Seite stürmten die Hottentotten herauf, um den Berg ebenfalls zu besetzen und uns den Weg durch den Talkessel abzuschneiden. Obgleich ganz außer Atem, gelang es uns doch, einige wohlgezielte Schüsse auf den Feind abzufeuern, worauf die Hottentotten schleunigst vom Berge verschwanden. Bald darauf konnten wir von unserem erhöhten Standpunkte aus sehen, wie sich unten das Gefecht entwickelte. Der Rest der Kompagnie, fünfzig Mann, war auf dem Boden der Schlucht mit großer Geschwindigkeit in den Talkessel hinabstiegen und schoß sich mit dem Feinde herum.

Sehr schlimm erging es der rechten Seitenpatrouille unter Leutnant Frost. Sie war auf eine starke Übermacht des Feindes gestoßen, gegen welche sie sich nur mühsam verteidigte. Wir sahen, wie die Patrouille hinter Steinen Deckung suchte und wie die Hottentotten auf jeden einzelnen Mann der Patrouille Dutzende von Schüssen abfeuerten. Unteroffizier Herz, der sich bei jener Patrouille befand, rief seinen Leuten zu, sie sollten eine Kriegslist gebrauchen, welche die Feinde uns gegenüber oft angewandt hatten. Diese legten nämlich ihre Hüte mit den weißen Kappen seitwärts von der Stelle nieder, wo sie sich befanden oder sie setzten sie auf Klippen, die sich über ihnen befanden. Natürlich wurde nach diesen Hüten stark geschossen und die Witbooi selbst, welche in einiger Entfernung von ihren Hüten lagen, blieben

unbeläſtigt. Dieſe Kriegsliſt gebrauchten die Mannſchaften der Patrouille auf Anraten des Unteroffiziers Herz mit ihren Mützen. In wenige Minuten war jede einzelne dieſer Mützen von den Kugeln des Feindes vollſtändig zerfetzt. Merkwürdigerweiſe hatte die Patrouille trotz der Unmaſſe von Kugeln, mit denen ſie überſchüttet wurde, nur einen einzigen Verwundeten, welcher einen Schuß durch den Arm erhielt. Die auf der Talſohle kämpfende Kompagnie hatte aber bemerkt, in welcher Gefahr ſich die Abteilung unter Leutnant Froſt befand. Sie kam ihr zu Hilfe, beſchoß die Hottentotten von der Flanke her und befreite die Patrouille aus ihrer ſchlimmen Lage.

Nachdem der Feind Seitenfeuer erhalten hatte, zog er ſich wieder zurück. Wir blieben ihm dicht auf den Ferſen und den ganzen Tag ging es ununterbrochen hinter den Hottentotten her. Gegen Abend kamen wir an eine Waſſerſtelle, über welche wir halb tot vor Durſt herfielen, um uns von dem entſetzlichen Waſſer ſo voll zu trinken, als es nur ging. Das Waſſerloch enthielt Regenwaſſer, das ſeit Wochen hier geſtanden hatte und in Fäulnis übergegangen war. Es wimmelte von totem und lebendigem Ungeziefer aller Art und glich mehr einer braunen Jauche, als einer trinkbaren Flüſſigkeit. Aber wir hätten auch ein noch ekelhafteres Naß getrunken, und wäre es unſer Tod geweſen.

Hier holte uns Leutnant Diſtel mit ſeinem Burſchen ein, der außerdem noch ein Packpferd, mit Reis, Kaffee, Hartbrot und einigen Erbswürſten beladen, mit ſich führte. Leutnant Diſtel war bisher Adjutant des Gouverneurs geweſen, der ſich wieder nach dem Hauptlager bei Bullsport begeben hatte, um von dort aus neue Dispoſitionen zu treffen. Diſtel hatte den Gouverneur beſchworen, ihn doch zu den Kameraden ziehen zu laſſen, die vorn ſich mit dem Feinde herumſchlugen, und Gouverneur Leutwein hatte die Bitte des Offiziers erfüllt, der wenige Tage darauf einen ſo ſchrecklichen Tod finden ſollte.

Wir zählten ungefähr ſiebzig Mann, auf welche der mitgebrachte Proviant verteilt wurde, und unwillkürlich mußte man fragen:

„Was iſt das unter ſo viele?“

Auf jede Kochgruppe von ungefähr acht Mann kam ein Becher Reis von vielleicht dreiviertel Pfund, dazu eine Kleinigkeit Erbswurſt

und einige Gramm Kaffee. Unser herzensguter Premierleutnant von Perbandt, der jederzeit um uns besorgt war, sagte:

„Kinder, von dem bischen Essen werdet ihr nur noch hungriger. Ich muß euch doch noch etwas zukommen lassen."

Und richtig, es gab an diesem Abend wieder „Hottehüh-Antilope," das heißt, wir schlachteten ein unglaublich mageres Hottentotten-Pferd, das während des Marsches aufgegriffen worden war. Aber das zähe Fleisch, das wir von den Knochen abknabberten, nachdem wir uns im Kochkessel davon delikate Bouillon gekocht hatten, stillte doch unseren Hunger. Die ganze Nacht hindurch hörten wir das Geräusch der in der Nähe vorüberziehenden Viehheerden der Hottentotten. Wir konnten in der Schlucht wenigstens Feuer anzünden. Da wir gegessen hatten, besonders da wir nach Einbruch der Nacht noch die warme „Roßbouillon" bekamen, ließ sich die Kälte besser ertragen, als in der schrecklichen Nacht vorher. Der Morgen des 1. September fand uns schon wieder auf dem Marsch, denn wir mußten dicht am Feinde bleiben. Immer grausiger wurden die Schluchten, in die wir hineinmarschierten. Berge, die bis zu zweitausend Meter Höhe geschätzt wurden, erhoben sich rechts und links von den Tälern, die sich immer mehr und mehr verengerten. Auf der Sohle der Schluchten gab es nicht etwa ebenen Weg. Während der Regenzeit haust das Wasser fürchterlich in diesen engen Schluchten und was ihm nicht widerstehen kann, wird von den Bergen heruntergeschwemmt. Deshalb waren jene mit großen und kleinen Felsblöcken besät, über welche der Weg hinwegführte. Aber auch das arme Vieh der Hottentotten hatte diesen Weg in der Nacht zurücklegen müssen und an den zahlreichen Blutspuren sahen wir, daß die Heerden des Feindes fußkrank waren und daß die armen Tiere entsetzlich auf dem Marsche leiden mußten. Was aber dem einen sein Unglück, ist dem andern sein Glück, und die Leiden des Viehs kamen uns doch schließlich zu statten; denn als wir am Mittag wieder an ein Wasserloch kamen, das erfreulicherweise kristallklare Flüssigkeit enthielt, fanden wir hier eine zusammengebrochene Kuh des Feindes, welche infolge ihrer wunden Füße nicht mehr weiter konnte und die natürlich sofort für uns abgeschlachtet wurde. Die „Muh-Gazelle", wie Weber die

abgetriebene Kuh nannte, gab uns doch ein vorzügliches Mittageſſen. Man konnte das Fleiſch ohne jeden Ekel eſſen, den man, ſelbſt in den Augenblicken größten Hungers, gegen das Pferdefleiſch empfand. Die Leute, die ſo glücklich waren, ſich gewiſſermaßen bis an den Hals volleſſen zu können, taten wohl daran; denn die fürchterlichſten Strapazen ſtanden uns noch bevor. Zum Verdauen blieb uns nicht viel Zeit übrig. Unmittelbar nachdem wir das gekochte Fleiſch gegeſſen hatten, mußten wir den Marſch wieder antreten, weil die Hottentotten durch die nächtliche Flucht einen bedeutenden Vorſprung gewonnen hatten. Aber die Kräfte der Mannſchaften waren durch die tagelangen Strapazen vollkommen erſchöpft. Premierleutnant von Perbandt ſah ein, daß er uns zeitig Ruhe gönnen mußte, wollte er uns in den nächſten Tagen in gefechtsmäßiger Verfaſſung an den Feind bringen. Bei Einbruch der Dunkelheit lagerten wir uns in einer Schlucht, in der wir auch Feuer anzünden konnten, und diejenigen von uns, die nicht Wache zu ſtehen brauchten, ſchliefen in der Nähe des Lagerfeuers, auf der einen Seite halb gebraten vom Feuer, auf der andern halb erſtarrt von der Nachtkälte, den Todesſchlaf der Erſchöpfung und Ermattung.

Am frühen Morgen des 2. September, ſchon bevor die Sonne aufgegangen war, ſetzten wir uns wieder in Bewegung. Es wurde eine Spitze von zehn Mann unter Führung des Leutnants Diſtel zu Pferde vorausgeſchickt. Auch ich war zur Spitze kommandiert worden, da ich aber zu den Leuten gehörte, die ihre Pferde zurückgelaſſen hatten, konnte ich bei der Spitze nicht verwendet werden, ſondern wurde erſter Verbindungsmann. Ich ahnte nicht, daß mir der Mangel des Pferdes, den ich jenen Augenblick lebhaft beklagte, das Leben retten würde. Ich war als erſter Verbindungsmann der Spitze vielleicht zwanzig Minuten gefolgt, als dieſelbe in einer der vielen Krümmungen der Schlucht, auf deren Boden wir uns fortbewegten, verſchwand. Plötzlich ſah ich einen Mann zu Fuß vor mir in einer der Krümmungen der Schlucht auftauchen, der mir von weitem laut zurief:

„Zurück! zurück! Es iſt alles verloren!“

Ich blieb ſtehen und ſah, daß der Mann ſtark an der Hand blutete. Ich wußte noch nicht, was geſchehen war, ſah aber im nächſten Augen-

blick einen zweiten Mann zu Fuß ankommen, der seinen Karabiner in der Hand hielt und von weitem winkte. Als auch er herangestürzt war, konnte er in seiner Atemlosigkeit nur die Worte hervorstoßen:

„Alles tot! Alles tot!"

Jetzt gab ich aus meinem Karabiner einen Warnungsschuß ab, welchen der zweite Verbindungsmann hinter mir wiederholte.

„Fort! Fort!" schrie der zweite Mann, der ebenfalls zur Spitze gehört hatte, und jagte an mir vorüber auf das Gros zu. In dem wilden Hin- und Herreden der beiden Menschen, die zurückgekommen waren, gab es zuerst weder Sinn noch Verstand. Endlich erfuhren wir, daß die Hottentotten die Spitze dicht hatten auflaufen lassen, um sie dann mit einer einzigen Salve niederzustrecken. Leutnant Distel und die anderen Leute, mit Ausnahme der beiden Geflüchteten, waren in einem Nu zu Boden gesunken. Die beiden Geretteten waren mit ihren Pferden zusammengebrochen, hatten sich aber wieder aufgerafft und waren zu Fuß geflüchtet. Es wurde hinter ihnen her stark geschossen, ja mit Steinen geworfen, aber sie wurden zum Glück nicht getroffen. Da anzunehmen war, daß die Hottentotten uns den Weg verlegten, befahl Leutnant Lampe, welcher den Vortrupp kommandierte, sofort rechts und links die Berge zu besetzen, um uns den Weg durch die Schlucht zu sichern. Leutnant Lampe stürmte selbst zuerst den Berg hinauf und es war unmöglich für uns, dicht hinter ihm zu bleiben, denn er war ein großartiger Turner und machte Sätze über Felsblöcke hinweg, die wir ihm nicht nachmachen konnten. Schon während wir die Berge erkletterten, erhielten wir von vorn, von den Hottentotten ununterbrochen Feuer. Die Steinsplitter flogen mitsamt den Kugeln um uns herum, zum Glück wurde aber keiner getroffen.

Der Berg, den wir zu ersteigen hatten, war sehr steil. Je höher hinauf wir kamen, desto öfter standen wir vor senkrechten Felsenwänden. Man mußte nach rechts und nach links einen Umweg suchen, und sehr oft fanden unsere Füße kaum auf den Felsenkanten genügenden Platz, um sicher aufzutreten. Jeder Fehlgriff oder Fehltritt hätte uns den sicheren Tod gebracht. Unter beständiger Lebensgefahr, in Schweiß gebadet durch die Anstrengung und Aufregung, kamen

wir endlich nach länger als einer Stunde auf die erste Höhe hinauf. Ein Schluck aus der Feldflasche stärkte uns, dann kletterten wir weiter, um die nächste Höhe zu erreichen. Unsere Aufgabe mußte es sein, den höchsten Punkt, den die Schlucht hatte, zu besetzen, da nur von dort aus sich der Weg beherrschen ließ. So ging es immer wieder ein Stück Weges hinunter und dann bergauf. Terrassenartig türmten sich die Berge vor uns bis zu einem besonders hohen Plateau auf.

Es war Mittag, als wir die letzte, höchste Stelle erreichten. Kamerad König und ich erhielten den Auftrag, unter allen Umständen auf diesem Plateau zu bleiben und dasselbe nicht zu verlassen, bevor wir einen besonderen Befehl erhielten. Wir befanden uns auf nacktem Felsen, die Mittagssonne brannte auf uns hernieder und vergeblich spähten wir nach irgend einem Schatten aus. Unsere Feldflaschen waren leer, und wir waren überwältigt von der Müdigkeit, die das Erklettern der Berge erzeugt hatte. Von dem höchsten Punkte, auf dem wir uns befanden, übersahen wir alle umliegenden Berge und Schluchten auf das genaueste. Westlich von einer tiefer liegenden Terrasse sahen wir eine Menge schwarzer Punkte sich bewegen, die unzweifelhaft Hottentotten waren, welche dieselbe Absicht hatten wie wir, nämlich den höchsten Punkt des Terrains in ihre Gewalt zu bekommen. Bald wurden ihre Gestalten größer; wir konnten deutlich erkennen, daß es Weiß-Hüte waren, und daß das Ziel der Kletterpartie, die die Hottentotten veranstalteten, unser einsamer Posten sei. Von Osten und Süden hörten wir ununterbrochenes Salven- und Schützenfeuer, ein Beweis, daß unsere Leute sich hartnäckig mit dem Feinde herumschlugen.

König und ich trugen Steine zusammen, um für uns eine Brustwehr zu erbauen, denn es kam binnen kurzem zu einem Gefecht mit der zehnfachen Übermacht der Feinde, die den Berg zu besteigen begannen. Ich weiß, daß mir bei dem Heranschleppen der Steine plötzlich einfiel, daß es Sonntag sei, und daß man eigentlich am Sonntag keine Arbeit verrichten solle. Doch dieser Gedanke machte mir dann wieder gewissermaßen Spaß: es war ja eine Arbeit, die wir um unserer Lebensrettung willen taten! Ich führe diese Gedanken nur an, um einen Beweis dafür zu geben, daß man in den gefährlichsten Augenblicken

meist an recht sonderbare und gar nicht zur Sache gehörende Dinge denkt. Als wir uns eine ziemlich hohe Brustwehr errichtet hatten, mußten unsere Bewegungen, von den Hottentotten, die schon das unter uns liegende Felsplateau erreicht hatten, bemerkt worden sein, denn sie verschwanden plötzlich. Wir kauerten uns hinter der Brustwehr nieder und beobachteten sorgfältig die ganze Umgegend, um in demselben Augenblick, in dem der Feind die Köpfe über unser Plateau steckte, ihn mit wohlgezielten Schüssen zu begrüßen.

Der Nachmittag verging, große Abspannung machte sich bei uns geltend, aber wir waren noch immer allein auf dem Berge. Tiefer und tiefer sank die Sonne. Der Augenblick mußte bald kommen, wo die Nacht hereinbrach. Was sollten wir beiden einsamen Posten dann oben auf der Bergeshöhe beginnen?

Hatte man uns vergessen? Hatten im Eifer des Gefechts sowohl die Kameraden wie die Offiziere gar nicht mehr daran gedacht, daß König und ich da oben allein auf dem Berggipfel standen? Konnten sich Vorgesetzte und Kameraden da unten nicht denken, in welcher fürchterlichen Gefahr wir uns befanden, wenn erst die Nacht hereinbrach? Die Hottentotten hatten uns auf dem Plateau bemerkt. Es war für sie von außerordentlicher Wichtigkeit, dieses Plateau ebenfalls zu besetzen. Daß sie nach Einbruch der Dunkelheit einen verzweifelten Sturm auf unsere Stellung wagen würden, war selbstverständlich, und daß wir zwei Mann die Stellung nicht halten konnten, war ebenfalls klar. Wir konnten nichts tun, als unsere Pflicht, aber in wenigen Minuten waren wir zwei einzelnen Menschen niedergeschossen und der Berg war in den Händen der Feinde.

Die Sonne verschwand und tiefe Nacht trat ein. König und ich betrachteten uns als verloren. Jeden Augenblick mußten wir jetzt auf einen Überfall durch die Hottentotten gefaßt sein — die Gefühle, die uns bewegten, lassen sich nicht beschreiben. Wer solche Lage nicht durchgemacht hat, kann sich nicht denken, was wir ausstanden, selbst wenn er zehnmal Soldat gewesen ist. Es ist eben etwas ganz anderes, Soldat zu sein in Europa, in Kriegen, die auf europäische Art und Weise ausgefochten werden, als Soldat in den Kolonien zu sein und dort seine Pflicht zu erfüllen. Im großen Haufen mitzulaufen und

Hurra zu schreien, dazu gehört schließlich nicht viel. Selbst ein Mensch mit geringem Mut läßt sich gern mit fortreißen und läuft blindlings mit und dem Führer nach, besonders wenn es ein Führer ist, wie wir sie haben. Aber hier in Südwestafrika ist die Sache anders; hier ist mit den Haufenmenschen und Massensoldaten nichts anzufangen. Hier muß ein jeder für sich allein etwas leisten.

„Hier tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er ganz allein."

Wer es in solchen Augenblicken nicht versteht, die Zähne zusammenzubeißen und ein Stoßgebetlein zu sprechen, wer nicht das Vertrauen auf sich selbst und seine Waffe hat, der soll ruhig zu Hause bleiben, denn er wird eine Angst ausstehen, die einen Menschen umbringen kann.

Die Betrachtungen, die ich in der Finsternis anstellte und die ich hier nur kurz wiedergebe, verhinderten natürlich nicht scharfes Hören, denn nach Einbruch der Dunkelheit konnten wir uns nicht mehr auf unsere Augen, sondern nur noch auf unsere Ohren verlassen. Es mochte gegen acht Uhr sein, als wir ein Geräusch hörten, das uns gespannt aufhorchen ließ. Dieses Geräusch kam nicht von vorn her, wo wir den Feind vermuteten, sondern von rückwärts.

Wir zweifelten nicht einen Augenblick, daß uns die Hottentotten umgangen hatten und daß nun die Katastrophe über uns hereinbrechen werde. Wir faßten unsere Karabiner fester, und König und ich drückten uns noch einmal die Hand. Man hörte das Geräusch von Schritten, die näher und näher kamen. Eine furchtbare Spannung hatte sich unserer bemächtigt, die geradezu unerträglich wurde. Wir mußten uns in irgend einer Weise Luft machen.

„Wer da!" schrie König, nur um die furchtbare Ungewißheit, die uns umgab, zu durchbrechen.

„Gut Freund!" lautete die Antwort. „Seid ihr es, König und Janus?" rief eine Stimme, an der wir sofort Bartel erkannten.

Es waren die Unsrigen, die uns zu Hilfe kamen!

Nein, sie hatten uns nicht vergessen! Man wird nie von Vorgesetzten und Kameraden vergessen, wenn man in Not und Gefahr ist! Wie kleinmütig waren wir gewesen!

Aber welch ein Alb fiel jetzt von unserer Brust, als wir die Stimmen der Freunde und Kameraden hörten! Es war eine Verstärkung von zehn Mann, die heraufgeschickt waren, um das Plateau zu besetzen und gegen jeden Angriff der Hottentotten zu halten. Der Berggipfel war ungefähr zweihundert Meter lang und fünfzig Meter breit. An jeder Schmalseite wurden fünf Mann postiert, welche sich zunächst, so gut es die Finsternis gestattete, mit Klippen umbauten, um wenigstens gegen die schlimmsten Wirkungen der Schüsse, die vielleicht aus nächster Nähe auf uns abgefeuert wurden, Deckung zu haben. Drei Mann konnten sich in der kleinen Schanze, die entstand, niedersetzen, einer stand vor derselben Posten und horchte scharf in die Dunkelheit hinaus. Ein anderer Posten aus jeder Schanze patrouillierte ununterbrochen den Bergrücken ab, um eine etwaige Annäherung des Feindes frühzeitig genug zu entdecken. Diese Patrouilleure hatten entschieden noch den besten Dienst, denn sie konnten sich während der jetzt hereinbrechenden Nachtkälte ununterbrochen Bewegung machen. Allerdings mußten sie vorsichtig auftreten, um nicht kopfüber von den Bergabhängen, in deren Nähe sie hin und her schlichen, abzustürzen und zerschmettert zu werden.

Ich hatte soeben eine Patrouille vollendet und es mochte gegen Mitternacht sein, als plötzlich vom Bergesrand her ein Schuß fiel. Das wilde Geschrei der Hottentotten folgte diesem Schuß, der — wie wir später erfuhren — aus Unvorsichtigkeit von einem der herannahenden Feinde abgegeben worden war, weil der Mann die Finger dicht am Abzug des Gewehrs hielt und beim Stolpern am Abzug riß. Lautlos, mit katzenartiger Gewandtheit waren die Hottentotten an der Westseite des Berges emporgestiegen und hatten beinahe den Rand des Plateaus erreicht, als sie durch den Schuß verraten wurden. Wäre dieser Schuß nicht gefallen, so hätten die hundert Mann, welche ungefähr herangeschlichen waren, mit uns wahrscheinlich kurzen Prozeß gemacht. In dem Augenblick aber, in dem der Schuß fiel, sprangen wir natürlich auf und eröffneten ein wütendes Schnellfeuer nach der Gegend, woher der Feind kam. Unser Feuer wurde ebenso energisch erwidert. Man zielte nach dem Aufblitzen der Schüsse und die Verschanzungen gewährten uns jetzt vorzügliche Deckung. Es galt

unser Leben und wir schossen, bis unsere Gewehrläufe ganz heiß waren. Wir mögen nicht viel getroffen haben, aber doch war unser Schnellfeuer für uns ein Glück. Wie wir später, nach dem Friedensschlusse, von den Hottentotten erfuhren, hatte unser Schnellfeuer sie zu dem Glauben veranlaßt, daß der Berg mit mindestens hundert Weißen besetzt sei; hätten sie geahnt, daß wir nur zwölf Mann dort oben waren, so hätten sie den Sturm gewagt, selbst auf die Gefahr hin, daß eine größere Anzahl von ihnen gefallen wäre. Der Besitz des Berggipfels, den wir verteidigten, war für den Feind ja von allergrößter Wichtigkeit, unser Schnellfeuer aber trieb den Feind, der — wie bereits erwähnt — glaubte, daß wir zehnfach so stark seien, zurück. Die Hottentotten verschwanden und wagten in dieser Nacht keinen weiteren Angriff.

Daß wir aber bis zum Eintritt der Helle jeden Augenblick auf einen erneuten Angriff gefaßt waren, daß wir kein Auge zutaten und daß infolge des beständig angestrengten Horchens und der Spannung sich unserer schließlich eine Abspannung und Müdigkeit bemächtigte, die geradezu unerträglich wurde, kann man sich wohl denken. Das Schnellfeuer des Feindes hatte uns weiter keinen Schaden zugefügt. Nur der Kamerad Heidenreich, der vor unserer Schanze auf Posten gestanden hatte und sich nur durch einen Sprung hinter die Brustwehr der Schanze rettete, hatte seinen Karabiner eingebüßt. Mehrere Schüsse trafen gleichzeitig die Waffe des Mannes, zerschmetterten den Schaft und verbeulten den Laufmantel derartig, daß der Karabiner nicht mehr zu gebrauchen war. Wir haben also mit elf Gewehren den Angriff der Hottentotten zurückgeschlagen.

Daß es unseren Kameraden unten in der Schlucht nicht besser ging und daß man uns von unten her keine Hilfe senden konnte, das wußten wir durch das ununterbrochene Feuern, das man von unten herauf vernahm. Also auch unsere Mannschaften in der Schlucht waren in der Nacht überfallen worden, und — wie wir später erfuhren — hatte am härtesten der Zug des Leutnants Volkmann und der Vorposten, den Leutnant Lampe kommandierte, zu leiden gehabt.

Fünftes Kapitel.

Verwundet.

Die Dämmerung des 3. September kam herauf, und eben dachten wir, die wir oben in der Verschanzung lagen, daran, einen Augenblick zu schlummern, als die beiden Posten vor den Schanzen Feuer gaben. Die Hottentotten waren schon wieder da. Wir hörten die Stimmen ihrer Vormänner deutlich, die in holländischer Sprache die Mannschaften zum Vorgehen aufforderten. Ein paar ältere Kameraden von uns, die etwas holländisch verstanden, weil sie schon länger im Lande waren, riefen den Hottentotten holländisch zu, sie sollten nur kommen, und es entwickelte sich ein ganz lebhaftes Schimpfen zwischen den noch verborgenen Feinden und unseren holländisch sprechenden Kameraden. Plötzlich ertönte ein fürchterliches Geschrei aus einer Entfernung von wenigen Metern vor uns und ungefähr fünfzig Hottentotten sprangen, wie aus dem Erdboden kommend, auf das Plateau des Berges. Im nächsten Augenblick aber krachten unsere Schüsse und jeder einzelne von ihnen saß. Kopfüber sah man die Hottentotten den Abhang hinunterstürzen, und nachdem jeder von uns in rasender Eile ungefähr fünf Schüsse abgefeuert hatte, waren die unheimlichen Gesellen verschwunden. Ob sie sämtlich gefallen waren, oder ob sich diejenigen, die nicht getroffen waren, wieder vom Plateau hatten hinuntergleiten lassen, um ihr Leben zu retten, konnten wir nicht sehen. Sobald die gelben Teufel verschwunden waren, stellten wir das Feuern ein, um unsere Munition zu sparen, doch nach kaum einer halben Stunde nahmen wir das Feuer wieder auf, als wir aus einer Entfernung von kaum hundert Metern von einer gegenüberliegenden Terrasse aus, die etwas tiefer als unser Berg lag, beschossen wurden. Dort hatte sich eine Abteilung von Hottentotten festgesetzt, welche mit großer

Sicherheit schoß und uns durch ununterbrochenes Feuern anscheinend von unserem Posten vertreiben wollte. Um nicht aus unserer Stellung hinausgeschossen zu werden, mußten wir natürlich die Schüsse beantworten. Auf kaum achtzig Meter Entfernung erblickte ich einen Hottentotten, der soeben auf mich anlegte. Ich riß den Karabiner hoch und feuerte auf ihn. In demselben Augenblick hörte ich dicht an meinem Kopfe auf dem Stein, hinter dem ich mich duckte, einen eigentümlichen Laut, der ungefähr wie ein helles „Patsch!" klang. Eine Staubwolke fuhr auf und blendete mich. Unwillkürlich zuckte ich mit geschlossenen Augen zurück.

Als ich die Lider öffnete, bemerkte ich, daß etwas Nasses über mein linkes Auge lief. Ich fuhr mit der Hand hin und sah an meinem Finger Blut. Ein Blei- oder Steinsplitter hatte mir die linke Augenbraue aufgerissen, welche sehr stark blutete. Ich hatte gar keinen Schmerz gehabt, wischte mir das Blut ab und wollte das Gewehr laden, als ich einen stechenden Schmerz im linken Oberschenkel spürte. Als ich hinsah, entdeckte ich, daß das linke Hosenbein vollständig aufgerissen war. Die Schnürgamasche war vom Knie bis zum Absatz zerfetzt und durchlöchert und selbst im Stiefelabsatz befanden sich Löcher. Durch die aufgerissene Hose hindurch sah ich auf meinem linken Oberschenkel zwei nebeneinander liegende Schußwunden. Sämtliche Verwundungen rührten von der einen Kugel her. Entweder war es sehr weiches Blei, das auf dem Stein zerspritzte, oder die Hottentotten hatten mit Explosivgeschossen gefeuert. Aus den zerfetzten Gamaschen holte ich später eine ganze Menge kleiner Bleistückchen heraus.

Trotz der Verwundung war es natürlich meine Pflicht, auf dem Posten zu bleiben. Die Hottentotten stellten das Feuern ein, aber sie beobachteten uns scharf, denn sobald einer der Unsrigen die Schanze verlassen wollte, flogen die Kugeln nur so um ihn herum. In dieser unerquicklichen Stellung blieben wir nun den ganzen Tag. Unbarmherzig brannte die Sonne wieder auf uns hernieder. Der Durst, den wir schon am Tage vorher empfunden hatten, stieg bis zur Unerträglichkeit und der Magen knurrte, denn auch er hatte lange keine Befriedigung gehabt. Da wir von der Kompagnie keine

Nachricht bekamen, mußten wir natürlich auf unſerem Platze ausharren. Wo die Kompagnie war, ob ſie ſich noch mit dem Feinde herumſchlug, ob ſie vormarſchierte oder noch auf dem Grunde der Schlucht ſich befand, das wußte niemand von uns. Vereinzelt hörten wir Schüſſe auch von rechts und links und aus der Tiefe heraufklingen. Gegen Abend waren wir durch Hunger, Durſt und Hitze derartig erſchöpft, daß einer unſerer Leute erklärte, er wolle ſich das Leben nehmen, weil er vor Durſt vergehe. Der arme Kerl war eben mit ſeinen Kräften zu Ende. Die geiſtige Kraft hatte ihn noch aufrecht erhalten, nachdem die körperliche Energie verbraucht war; aber jetzt hatten die Qualen des Durſtes auch ſeine geiſtige Kraft verzehrt. Wir redeten ihm gut zu, da wir aber alle dem Verſchmachten nahe waren, wurde beſchloſſen, einen Mann zu entſenden, der nach der Kompagnie ſuchen ſollte, damit der Beſatzung auf dem Berge ein wenig Waſſer und vielleicht auch Proviant zugeführt würde. Die Kameraden beſchloſſen einſtimmig, mich als Boten zur Kompagnie zu entſenden, damit ich meine Wunde verbinden laſſen könnte.

Es war ein ſchrecklicher Abſtieg, den ich vom Berge herunter mit meinem kranken Fuß zu nehmen hatte. Bei jedem Schritt ſchmerzte mich meine Wunde und die Ermattung laſtete ſo ſchwer auf mir, daß ich mich am liebſten hingelegt hätte, ſelbſt auf die Gefahr hin, von den Hottentotten als Zielſcheibe benützt und wie ein Sieb durchlöchert zu werden. Mir war alles ſo furchtbar gleichgiltig geworden, daß ich den Tod faſt als Erlöſung begrüßt hätte. Aber ich durfte nicht allein an mich denken, ſondern auch an die armen, verſchmachtenden Kameraden da oben auf dem Berge. Endlich war die Schlucht erreicht und nachdem ich mich hier eine halbe Stunde mühſam fortgeſchleppt hatte, ſtieß ich auf die Kompagnie unter Premierleutnant von Perbandt. Ich machte meine Meldung und bat, den Kameraden auf dem Berge Waſſer und Brot zu ſenden. Aber unſer hochverehrter Leutnant von Perbandt, der alle Strapazen mit uns teilte, zuckte die Achſeln und ſagte:

„Liebe Kinder, wir haben keinen Biſſen Brot und kein Waſſer. Ich würde ſelbſt alles Geld, das ich beſitze, um einen Becher Waſſer geben; aber es heißt vorläufig ausharren.“

Das war eine traurige Nachricht für mich, und am meisten leid taten mir die armen Kameraden auf dem Berge. Aber die zwölf Mann, die noch bei Premierleutnant von Perbandt waren, — denn die anderen Mannschaften waren sämtlich als Posten auf die verschiedenen Berge verteilt — litten ebenso entsetzlich unter Hunger, Durst und Müdigkeit, wie die Leute auf dem Berge. Es befand sich ein Wasserloch in der Schlucht, sogar in ziemlicher Nähe; dieses Wasserloch war aber sowohl von uns, als von den Hottentotten unter Feuer genommen. Leute von uns und von den Hottentotten lagen versteckt hinter Felsvorsprüngen und schossen jeden nieder, der es wagte, an das Wasserloch heranzugehen. Unser Lazarettgehilfe erbot sich trotzdem mit zwei Mann nach dem Wasserloche zu gehen, um dort die Feldflaschen zu füllen, aber unser Kommandeur verweigerte ihm die Erlaubnis.

„Ich befehle Ihnen hier zu bleiben," sagte Leutnant von Perbandt; „wer sich an das Wasserloch wagt, wird von den Hottentotten sicher erschossen. Es ist brav von Ihnen, daß Sie sich für Ihre Kameraden opfern wollen, aber es wäre ein zweckloses Opfer, denn Sie würden doch nicht mit Wasser zu uns zurückkehren, sondern erschossen neben dem Wasserloch liegen bleiben. Ich brauche aber hier auf das notwendigste jeden Mann. Also harren Sie aus, wie wir alle aushalten müssen. Verbinden Sie den verwundeten Janus."

Der Lazarettgehilfe legte mir einen Verband an, und ich konnte mich auf die Felsen zur Ruhe legen. Ein Mann mit einem Karabiner als Ersatz für den zerschossenen wurde nach dem Berge, von dem ich heruntergekommen war, entsendet, um den Posten dort zu sagen, sie müßten unter allen Umständen, und zwar ohne Wasser und Proviant, aushalten bis zum letzten Ende. Wir waren von den Hottentotten vollkommen umringt und mußten in unserer Stellung bleiben, bis die Hottentotten abzogen oder bis uns von den anderen Kompagnien Hilfe wurde.

Der Ersatz-Karabiner war einem schwer verwundeten Mann abgenommen worden, der einen Schuß durch den Oberschenkel erhalten hatte und jetzt neben mir lag. Der unglückliche Kamerad Ueben hatte

einen gefährlicheren Schuß als ich, denn während ich nur eine Fleischwunde hatte, war bei ihm der Knochen durchschossen.

Unsere letzte Hoffnung war das Hereinbrechen der Nacht, da man annahm, es würde unter dem Schutze der Dunkelheit möglich sein, zu dem Wasserloch zu gelangen und wenigstens einige Feldflaschen zu füllen. Aber als nach Einbruch der Dunkelheit dieser Versuch gemacht wurde, mußte er sofort wieder aufgegeben werden. Die Hottentotten hatten jetzt das Wasserloch unmittelbar besetzt und eröffneten auf das geringste Geräusch hin, das aus unserer Richtung kam, ein mörderisches Feuer. Ein direkter Angriff auf das Wasserloch hätte uns auch nichts genützt, da uns die Hottentotten zehnfach überlegen waren.

Die ganze Nacht über wurde hin- und hergeschossen und wir konnten uns die Hartnäckigkeit, mit der die Hottentotten hier ausharrten, gar nicht erklären. Erst später erfuhren wir, daß sie in der Verzweiflung so lange standhielten, weil das Wasserloch, das sie besetzt hatten, das letzte war, das sie auf ihrem Rückzuge benützen konnten. Wenn sie dieses Wasserloch aufgaben, mußten sie weiter nach Westen abziehen und kamen dann in eine Sandwüste, in der sie mit Sicherheit auf Wasserstellen nicht rechnen konnten. Natürlich brachte die Nacht auch noch die schreckliche Kälte. Was wir durch Durst, Hunger, Ermattung und Kälte zu leiden hatten, war fast übermenschlich.

Unser Premierleutnant von Perbandt gab sich alle Mühe, uns zu trösten und zu beruhigen. Trotzdem er selbst zu Tode erschöpft war, gab er uns ein glänzendes Beispiel der Selbstbeherrschung und des ungebrochenen Mutes. In solchen Augenblicken ist das Vorbild der Offiziere von höchstem Wert, denn es erhält den letzten Funken von geistiger Energie bei den Mannschaften. Ebenso wie jede Angst im Gefecht bei dem einzelnen Mann schwindet, wenn er die Offiziere sich todesmutig in aufrechter Stellung den Schüssen der Feinde aussetzen sieht, so rafft er sich, wenn es sich darum handelt, die schwersten Strapazen zu ertragen, doch noch zu einer letzten Kraftanstrengung auf, sobald er sieht, daß auch die Offiziere schwer leiden und sich doch nicht unterkriegen lassen.

Der Morgen kam herauf und brachte einen allgemeinen Angriff

der Hottentotten. Rings um uns knatterte und krachte es und die großkalibrigen Gewehre der Feinde, wahre Donnerbüchsen, knallten wie kleine Kanonen. Aus dem wilden Geschieße konnten wir entnehmen, daß nicht nur wir in unserer Stellung auf dem Boden der Schlucht, sondern auch alle unsere Posten rings auf den Bergen auf das hartnäckigste angegriffen wurden.

Es war der 4. September, der hier in fürchterlichster Bedrängnis für uns zu verlaufen begann. In unsere Stellung kam der Feind nicht herein, durch unsere gedeckt liegenden Schützen hatte er große Verluste erlitten, er schien aber auch gegen unsere anderen detachierten Posten keinen Erfolg gehabt zu haben, denn das Feuern hörte ganz und gar auf. Die Sonne schien, nachdem sie hoch am Horizont emporgestiegen war, auch in unsere Schlucht hinein und begann uns, die zu Tode Erschöpften und Verschmachteten, zu braten. Plötzlich kam ein Mann von einem unserer detachierten Posten mit der Meldung, der Feind sei in vollem Rückzuge begriffen. Diese Nachricht erregte einen unbeschreiblichen Jubel bei uns. Kurze Zeit darauf kam auch von dem am weitesten vorgeschobenen Vorposten, den Leutnant Lampe kommandierte, die Meldung, der Feind sei verschwunden.

Nur ein Gedanke erfüllte uns jetzt, nachdem wir gehört hatten, daß der Feind abgezogen sei, nämlich der an das Wasser. Wie die wilden Tiere stürzten wir zu dem Wasserloch und einzelne von uns tranken so gierig, daß sie ohnmächtig zusammenbrachen. Die Offiziere schrieen auf uns ein, wir sollten uns nicht durch allzugieriges Trinken Schaden zufügen; aber wer erst einmal zu trinken angefangen hatte, konnte das Wasserschlürfen nicht mehr lassen, und hätte es sein Leben gekostet. Trotz des Hungers, der Hitze und der sonstigen Erschöpfung fühlten wir uns wie neugeboren, nachdem wir erst den wahnsinnigen Durst, der uns fast um den Verstand brachte, hatten stillen können. Jetzt wurden Mannschaften entsendet, um die detachierten Posten einzuberufen, und mit derselben gierigen Hast, wie wir vorher, kamen jetzt die kleinen Abteilungen, so rasch es ging, nach dem Wasserloch, um sich niederzuwerfen und zu trinken. Die vom Wassertrinken ohnmächtig gewordenen Kameraden erholten sich

unter der Bemühung des Lazarettgehilfen und jetzt, nachdem unser Durst gestillt war, sah man sich nach Nahrung um. In der Nähe des Wasserlochs lagen drei tote Pferde. Daß sie schon tagelang der Sonnenglut ausgesetzt gewesen waren, rochen wir. Trotz des furchtbaren Gestankes gingen einige von unseren Leuten an die Pferdekadaver heran, um zu sehen, ob nicht doch noch genießbares Fleisch vorhanden wäre; aber in der Nähe der Tiere mußten sie umkehren, da sie infolge des Kadavergeruches von schwerer Übelkeit befallen wurden.

Indes, der Mensch muß nicht alles haben. Unser Durst war gestillt, die Feldflaschen mit Wasser versehen, wir mußten dem Feinde nachziehen. Es fand sich allerdings ein Pferd, aber dieses konnte nicht geschlachtet werden, da es zum Transport des verwundeten Kameraden Ueben verwendet werden mußte. Dieser wurde auf das Pferd gesetzt, und unter furchtbaren Schmerzen in seiner Wunde ritt er hinter der Kolonne her, ich humpelte neben dem Pferde mühsam dahin. Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde marschiert waren, wurden wir wiederum durch Kadavergeruch belästigt.

In einer Seitenschlucht, welche wir passierten, bot sich uns ein schrecklicher Anblick. Dort fanden wir die Leichen des Leutnants Distel, eines Bastards und der fünf deutschen Kameraden, welche mit Leutnant Distel zusammen die Spitze gebildet hatten. Wie entsetzlich aber sahen diese Leichen aus! Die Hottentotten hatten dieselben vollständig beraubt; nur die Unterbeinkleider hatten sie den Leichen aus einem gewissen Anstandsgefühl gelassen. Die Toten waen total zerfetzt von Kugeln, eine Blutkruste überzog die Körperreste, die in der glühenden Sonne ganz schwarz geworden waren. Es war beim besten Willen unmöglich, herauszufinden, welcher Körper der des Leutnants Distel und welcher der des Bastards sei oder ob die Körperteile, die wir vor uns sahen, einem der fünf Kameraden angehörten. Der Anblick war so fürchterlich, daß den meisten von uns die Tränen in die Augen traten.

Auf einer der Leichen lag ein Brief. Hendrik Witbooi hatte diesen an den Gouverneur Leutwein geschrieben. Der Brief war unverschlossen und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber, edler Major Leutwein!

Ich gebe Ihnen diese Zeilen bei Ihren sechs Toten, lassen Sie mich doch in Frieden stehen und gehen Sie zurück, Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin doch nicht so Großes schuldig für Sie. Indem ich hoffe, daß Sie dies tun werden, bin ich

Ihr Freund

der Kapitän Hendrik Witbooi.

Lassen Sie doch nach diesem Briefe kein unschuldiges Blut mehr fließen."

Der Inhalt des Briefes hätte uns vielleicht gerührt, aber hier im Angesicht der entsetzlich entstellten Leichen des Leutnants Distel und unserer anderen Kameraden erregte er unseren höchsten Zorn, und wilde Flüche hörte man rings gegen den Räuberkapitän Hendrik Witbooi ausstoßen. Der Brief wurde durch einen Mann sofort an Gouverneur Leutwein bestellt, was nicht leicht war, weil niemand wußte, wo sich der Gouverneur augenblicklich aufhielt. Wir aber gingen daran, die Leichen der gefallenen Kameraden zu begraben. Die Schlucht bestand nur aus Felsen und wir hatten keine Gerätschaften und Werkzeuge bei uns, um den Felsboden aufzuhauen. Wir mußten uns daher begnügen, die Leichen mit Zweigen zu bedecken, die aus der Nachbarschaft geholt wurden, und auf die Zweige wälzten wir mit vereinten Kräften schwere Felsblöcke. So verhinderten wir, daß die Gefallenen ein Fraß der Geier, Schakale und Hyänen wurden. Als die Steine, die wir auf die Leichen häuften, die Überreste unserer unglücklichen Kameraden vollständig bedeckten, wurde ein stilles Gebet verrichtet, und die kurze Feierlichkeit war vorüber. Ich habe vielen Begräbnissen beigewohnt, ich habe am Grabe lieber Angehöriger gestanden, aber niemals ist eine Beerdigungsfeierlichkeit ergreifender für mich und für uns alle gewesen, als die, welche wir hier den Überresten unserer Kameraden zuteil werden ließen. Was mich und meine Kameraden vom heimatlichen Regiment aber noch trauriger stimmte als diese Feierlichkeit, war der Umstand, daß einer unserer Regimentsgenossen, ein gewisser Frey, sich unter den Getöteten, die wir hier mit Steinen bedeckt hatten, nicht vorfand. Auch er war bei

der Spitze gewesen und mit niedergeschossen worden. War er noch unter den Lebenden, lag er irgendwo mit dem Tode ringend als Schwerverwundeter, war er verwundet in die Hände der Hottentotten gefallen? Wir wußten es nicht, und diese Ungewißheit war schrecklicher, als der Gedanke an die von uns verscharrten Kameraden, von denen man doch wenigstens sicher war, daß sie des Lebens Mühsal und Bürde hinter sich hatten. Erst viel später erfuhren wir, daß die Hottentotten den Kameraden Frey in einer Seitenkluft tot gefunden hatten und daß sie ihn begruben, weil der Verwesungsgeruch der Leiche sie in der Schlucht, die sie gegen uns besetzt hielten, belästigte. Freys Erkennungszeichen aus Blech, das jeder von uns, unter der Kleidung, um den Hals gehängt, trug, wurde uns von den Hottentotten später ausgeliefert.

Nachdem wir eine halbe Stunde weiter marschiert waren, entdeckten wir eine Kuh, die sofort eingefangen wurde. Am liebsten hätten wir es natürlich gesehen, wenn das Tier abgeschlachtet worden wäre; aber wir konnten vorläufig nicht an das Abkochen denken. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und wir mußten, bevor sie verschwand, auf die Ebene hinauskommen, auf welche sich auch die Hottentotten zurückgezogen hatten. Draußen am Eingang zur Ebene waren wir sicherer nachts als hier, wo wir von den Hottentotten überfallen werden konnten. Die Kuh wurde also mitgenommen und bis zu ihrer Abschlachtung hatte sie noch Lastträgerdienste zu leisten, indem ihr die beiden Wolldecken unseres Kommandanten, des Leutnants von Perbandt, aufgeschnallt wurden.

Nach einem weiteren Marsch von einer Stunde hatten wir eine ungefähr achtzig Meter hohe Kopje zu übersteigen, von deren Spitze aus wir in die weite Ebene hinaussahen. Diese Ebene war rechts und links von Bergen umgeben. Mitten auf der Fläche sahen wir eine Bodenerhebung, auf der sich eine Menge Punkte bewegten. Durch die Ferngläser entdeckten die Offiziere eine weiße Flagge.

„Das ist die zweite Kompagnie!“ rief man sich gegenseitig zu, „die haben gewiß Proviant bei sich!“

Voll Hoffnung nahmen wir unsere Marschrichtung auf die Kameraden zu. Unsere Sehnsucht war ein Stück Brot, und die zweite

Kompagnie, welche, wie wir glaubten, wenig Gefechte gehabt hatte, beſaß gewiß Vorräte von Hartbrot. Wir waren ungefähr bis auf zweitauſend Meter an die Kameraden herangekommen, als unſer Leutnant von Perbandt noch einmal ſeinen Krimſtecher herausnahm, um ſcharfen Ausguck zu halten. Dann ſetzte er den Krimſtecher ab, zog den Degen und rief laut:

„Schwärmen!“

Die vermeintlichen Kameraden waren die Nachhut der Hottentotten, die in dem Augenblick, in dem ſie uns aus den Bergen herauskommen ſahen, die weiße Flagge aufgepflanzt hatten, um uns zu täuſchen. Die Vorſicht unſeres Kommandeurs hatte uns jedenfalls vor ſchweren Verluſten bewahrt, denn kaum hatten wir uns in Schützenlinie aufgelöſt, als die Hottentotten uns mit ſtarkem Feuer begrüßten. Natürlich warfen wir uns ſofort zu Boden und gingen dann ſprungweiſe vom rechten Flügel aus vor. Jedesmal, wenn ein Trupp aufſprang und in raſendem Laufe ein Stück nach vorn lief, um ſich dann wieder niederzuwerfen, wurde das Feuern auf beiden Seiten geradezu unheimlich. Hätten die Hottentotten etwas beſſer geſchoſſen, ſo wäre wohl kein Mann von uns an ſie herangekommen. Aber die ſonſt ſo ſicher ſchießenden Feinde mußten in der Aufregung und Erſchöpfung das Ziel zu hoch genommen haben, denn die Kugeln flogen immer über unſere Köpfe hinweg. Als unſere Mannſchaften bis auf wenige hundert Meter an die Bodenerhöhung herangekommen waren, verſchwanden die Hottentotten plötzlich und die hereinbrechende Nacht erleichterte ihre Flucht.

Ich war natürlich mit meinem verwundeten Bein den vorſtürmenden Kameraden langſam nachgehumpelt. Auf dem letzten Kopje, das wir überſtiegen, bevor wir in die Ebene kamen, hatten wir eine Waſſerquelle gefunden. Nach dieſer ſollten jetzt Mannſchaften zurückgehen, um Waſſer zu holen, denn die erbeutete Kuh ſollte geſchlachtet und ihr Fleiſch gekocht werden.

Wo aber war die Kuh?

Vergeblich war alles Suchen nach ihr. Das elende Vieh war mitſamt den beiden Decken des Leutnants von Perbandt während des Gefechtes durchgebrannt und wahrſcheinlich zu ihren Landsleuten,

den Hottentotten, gelaufen. Ich verzichte darauf, die Enttäuschung zu schildern, die sich der armen hungernden Menschen bemächtigte, deren ganze Hoffnung diese Kuh gewesen war. Jetzt hieß es, weiter hungern und in der entsetzlichen Kälte der Nacht mit leerem Magen auf nacktem Felsboden kampieren. Es half nichts, daß wir der entlaufenen Kuh Verwünschungen der schlimmsten Art nachschickten; dadurch kam die Kuh nicht wieder und unser Kamerad Weber sagte: „Kinder, schimpft doch nicht auf das Vieh! Die Kuh konnte doch nichts Vernünftigeres tun, als davonlaufen. Wenn einer von uns die Kuh gewesen wäre, hätte er es wahrscheinlich gerade so gemacht, denn das Vieh wußte sicherlich, daß wir sie uns des Abends in zerlegtem und gekochtem Zustande einverleiben wollten. Im Gegenteil, ich habe alle Hochachtung vor der Schlauheit der Kuh!"

Ein Bote erreichte uns spät abends, der uns mitteilte, daß an der Wasserstelle Gurus ein kleiner Proviantransport sich befände. Er bestand aus drei Mann mit Packpferden, welche uns Tag und Nacht nachmarschiert waren, um uns Proviant zuzuführen, uns aber bei dem beständigen Hin und Herziehen nicht getroffen hatten. Ihre Pferde waren so erschöpft, daß sie nicht weiter konnten. Da die drei Mann befürchteten, von den Hottentotten überfallen zu werden, hatten sie den Boten abgeschickt, der irgend eine detachierte Abteilung um Hilfe bitten sollte. Noch um Mitternacht wurden von uns einige Mann entsendet, die dem kleinen Proviantransport als Deckung dienen sollten. Mit hungrigem Magen klapperten wir Zurückgebliebenen in der Nachtkälte und konnten vor Zittern und Beben kaum etwas Schlaf finden.

Am Morgen des 5. September erschien bei uns, aus den Bergen kommend, Major Leutwein, nur von einem Trompeter begleitet. Unsere Offiziere teilten ihm den Inhalt des Briefes mit, der auf der Leiche gefunden worden war, und wir erfuhren, daß der Major nicht gewillt sei, mit Hendrik Witbooi jetzt Frieden zu schließen. Der Feind müsse erst vollständig an die Wand gedrückt werden und sich in voller Verzweiflung befinden, ehe man ihm Frieden gewähre. Wenn man jetzt auf die Friedensvorschläge Hendrik Witbooi eingehen wolle, würde der Frieden von den Hottentotten sicher nicht gehalten

werden, da ſie unſere Nachgiebigkeit als Schwäche anſehen würden. Der Zuſtand, in dem uns Major Leutwein traf, flößte ihm Mitleid ein. Unſere Kleider waren zerriſſen, unſere Stiefel befanden ſich in geradezu troſtloſem Zuſtande; ſeit vielen Tagen hatte ſich keiner von uns gereinigt, wir ſahen braun und gelb aus, weil die Sonne unſer Geſicht verbrannt hatte, wir waren mit Schmutz bedeckt und konnten vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen ſtehen. Major Leutwein ſah ein, daß wir Ruhe brauchten, und befahl uns, bis gegen Mittag zu raſten und dann zur nächſten Waſſerſtelle, die etwa zwei Stunden entfernt ſein ſollte, zu marſchieren. Dorthin ſollte auch ein Proviantransport dirigiert werden, beſtehend aus mehreren Wagen, welche Major Leutwein vom Hauptlager hatte kommen laſſen.

Das waren herrliche Ausſichten, Proviant, Waſſer und Ruhe! Das war es ja, was wir brauchten.

Gegen Mittag erſt brachen wir auf, nachdem uns Major Leutwein, der ebenſo wie der Trompeter beritten war, ſchon lange verlaſſen hatte, um weitere Dispoſitionen für die Verfolgung des Feindes und die Verproviantierung der fechtenden Truppen zu treffen.

Es iſt nötig, hier etwas über die Schickſale und die Tätigkeit der zweiten Kompagnie unter Hauptmann von Sack einzufügen, welche bekanntlich, mit uns zuſammen, am 27. Auguſt nach der Hauptwerft Hendrik Witbooi ſich, von Norden her, in Bewegung geſetzt hatte, während wir von Oſten den Eingang in die Nau-Kluft erzwangen. Auf ihrem Marſch vom mittleren Tſondab-Tale nach Süden hin ſtieß die zweite Kompagnie auf überlegene Streitkräfte der Hottentotten. Es kam zu einem heftigen Gefechte, in welchem die Kompagnie ein Drittel ihrer Mannſchaft an Verwundeten und Toten verlor. Unter letzteren befand ſich ein Unteroffizier und der ſehr wertvolle Führer in dem unwegſamen Terrain, der brave Baſtard namens Diergaard, welcher der Schutztruppe ſchon wiederholt außerordentliche Dienſte geleiſtet hatte. Es blieb der zweiten Kompagnie nichts übrig, als ſich vor der Übermacht der Hottentotten zurückzuziehen und dann weiter weſtlich einen neuen Vorſtoß gegen Hendrik Witbooi Stellung zu verſuchen. Hauptmann von Sack nahm an, daß die anderen Kompagnien ſiegreich geweſen wären und daß der

Führer der Weißhüte seine Stellung nicht mehr in der Hauptwerft, sondern weiter westlich haben werde. Aber auch dieser Vorstoß der zweiten Kompagnie mißglückte. Unter heftigen Gefechten gelang es ihr nur, bis in das frühere Hauptlager Hendrik Witboois zu kommen, dann mußte sie den Rückmarsch nach dem Hauptlager bei Bullsport antreten. Von hier aus wurde sie am 3. September nach Süden geschickt und rückte in die Postenkette am Tsauchab-Flusse ein. Hier im Süden hatte bisher Leutnant von Burgsdorff mit wenigen Reitern den Hottentotten den Ausweg verlegt. Am 29. machte Leutnant von Burgsdorff mit zwölf Reitern in nordwestlicher Richtung einen Vorstoß in das Gebirge, fiel aber in einen Hinterhalt der Hottentotten und rettete sich nur mit großer Mühe. Am 4. September befand sich Leutnant von Burgsdorff bei dem mittelsten Posten III seiner Linie am Tsauchab. Auf Posten Nummer I befand sich die soeben eingerückte Kompagnie von Sack; auf Posten V befand sich ein Geschütz.

Am 4. September gegen Morgen brach ein gewaltiger Zug von Hottentotten nach Südwesten durch und warf sich auf den Posten Nummer III, wo Leutnant von Burgsdorff kommandierte. Es waren mehr als tausend Männer und Weiber, sowie zahlreiche Kinder; die Männer waren fast ausnahmslos bewaffnet. Reiter deckten die rechte und linke Flanke des gewaltigen Zuges, der auch sein ganzes Vieh mit sich führte. Ohne sich zu besinnen, warf sich Leutnant von Burgsdorff mit seinen berittenen Mannschaften dem Feinde entgegen und zwang ihn Halt zu machen. Aus gedeckter Stellung wurden dann die Hottentotten so lange beschossen, bis die zweite Kompagnie und das Geschütz herangekommen war. Die Witboois versuchten auszuweichen, da sie wohl sahen, daß sie gegen die deutsche Macht nichts ausrichten konnten. Aber das Geschütz, das sie ununterbrochen mit Schrapnells bewarf, und das Vorgehen der zweiten Kompagnie, die sich in Schützenlinie aufgelöst hatte, trieb die Witboois wieder in das Gebirge zurück. Der Weg nach Süden war ihnen endgiltig verlegt, nach Norden und Osten konnten sie ebenfalls nicht mehr ausweichen, und so blieb ihnen nichts mehr als der Weg nach Westen, der, wie bereits erwähnt, fast unmittelbar in die Sanddünen führte, wo der

Witbooi-Stamm sein Ende finden mußte, wenn er sich nicht vorher ergab. Aber auch am Morgen des 5. September setzte Leutnant von Burgsdorff mit dem Geschütz und einigen Reitern die Verfolgung fort. Fürchterlich wirkten die Schrapnells, die aus dem Geschütz immerfort in die Schluchten geworfen wurden, in denen die Hottentotten Zuflucht suchten. Schrapnells sind Hohlkugeln, die mit einer großen Zahl von kleinen Bleikugeln gefüllt sind und außerdem eine Zündmasse enthalten. Die Schrapnellkugel explodiert über der Stellung des Feindes und schleudert dann die in ihrem Inneren befindlichen kleineren Kugeln kegelförmig nach allen Richtungen hin, sodaß ein solcher Schrapnellschuß manchmal verhängnisvoller wird, als eine Salve aus Infanteriegewehren.

Die Hottentotten flohen vor den Verfolgern, bis sie wieder in die unzugänglichen Teile der Nau-Kluft kamen, wohin ihnen das Geschütz nicht zu folgen vermochte. So war Hendrik Witbooi allerdings wieder nach dem Mittelpunkte der Nau-Kluft zurückgedrückt worden und er mußte von hier aus zum zweiten Male vertrieben werden. Aber die Erschöpfung aller Truppen war so groß, daß Major Leutwein beschloß, seiner vereinigten Macht eine zweitägige Rast bei Posten III im Tsauchab-Tale zu gönnen. Nach diesem Orte hatte er Proviant geschickt, und auch wir waren nach diesem Posten von Major Leutwein, wie bereits erwähnt, dirigiert worden.

Der Marsch, den wir am Morgen des 5. September nach dem Tsauchab-Tale antraten, war eine endlose Strapaze. Wir sollten angeblich in zwei Stunden unseren Bestimmungsort und das wohlversorgte Lager erreichen. Aber diese zwei Stunden waren wohl das Maß der Zeit, in welcher eine ausgeruhte Truppe den Weg zurücklegen konnte. Wir marschierten länger als drei Stunden und sahen noch nichts von dem Lager. Unsere Kolonne hatte sich vollständig aufgelöst; wir marschierten in einem langen Zuge, fast im Gänsemarsch. Voran kamen die Mannschaften, die noch einige Kraft hatten. Wer vor Hunger, Durst und Erschöpfung marode wurde, blieb zurück, bis er umfiel. Der Weg war besät mit Ohnmächtigen und Schwachgewordenen, die sich nicht mehr weiterschleppen konnten. Wir Verwundeten humpelten natürlich hinterher. Ich kam an einem ohn-

mächtigen Kameraden namens Biſchof vorbei und verſuchte ihm beizuſtehen. Helfen konnte ich dem Manne allerdings nicht, denn was er brauchte: Nahrung und Waſſer, konnte ich ihm auch nicht bieten. Unſer Lazarettgehilfe kam auf einem Hottentottenpferde, das er, wer weiß wo, im letzten Augenblicke aufgegriffen hatte, herangeritten und machte Halt, als er den Ohnmächtigen ſah. Das Hottentottenpferd war vollſtändig geſattelt und kam wahrſcheinlich von einer verſprengten Abteilung, die am Tage vorher am 5. September mit der weſtlich ſtehenden zweiten Kompagnie und der Abteilung des Leutnants von Burgsdorff ein Gefecht gehabt hatte. Der Lazarettgehilfe bemühte ſich um den Ohnmächtigen, hatte aber auch nichts bei ſich, um ihm Nahrung zu geben.

„Können Sie auf dem Pferde bis zum Lager reiten und von dort etwas Waſſer und Proviant holen?“ fragte mich der Lazarettgehilfe.

„Ich will es verſuchen,“ entgegnete ich; „mein Bein ſchmerzt mich über alle Maßen und ſchwillt immer mehr an.“

Mit dem Beiſtand des Lazarettgehilfen ſtieg ich auf das Pferd und ritt in der Richtung auf das Lager nach Süden. Ich ſah auch in einiger Entfernung zwei große weiße Punkte, die ich mit Recht für unſere Ochſenwagen mit Proviant hielt. Ich ſah, daß auch dunkle Punkte ſich dabei bewegten, und vermutete, daß ſich das erſehnte Lager dort befinde. Bei jedem Schritt des Pferdes fühlte ich heftiges Stechen in meinem linken Oberſchenkel; aber es galt in das Lager zu kommen, um nicht nur dem unglücklichen Biſchof, der ohnmächtig am Wege lag, ſondern auch den anderen marode Gewordenen Hilfe zu ſchaffen. Ich biß daher die Zähne zuſammen und trieb mein Pferd zur Eile an. Es ſetzte ſich in einen ganz nichtswürdigen harten Trab, bei dem ich ſo im Sattel hin und hergeſchleudert wurde, daß ich zeitweiſe laut vor Schmerzen aufſchrie.

Den Anblick des Lagers mit den beiden großen Wagen hatte ich von der Spitze eines Kopje gehabt. Natürlich mußte ich von dem Gipfel des Berges wieder herunter in die Schlucht und dann auf einem anderen Berg hinauf. Von dieſem zweiten Berge aus ſah ich das Lager aber nicht mehr. Ich ritt indes in der Richtung,

in der ich das Lager vermutete, immer weiter, bis es mir klar wurde, daß ich den Weg verfehlt hatte. Ein Berg sah aus, wie der andere; nirgends gab es ein Merkmal für die Richtung; die Schluchten führten nach rechts und links, wurden von anderen Schluchten gekreuzt, und nachdem ich unter unsäglichen Schmerzen bis zum Abend geritten war, gab ich alle Hoffnung auf, das Lager noch zu finden. Ich ließ das Pferd gehen, wohin es wollte. Ich mußte zwar befürchten, daß das Hottentottenpferd nach der Stellung der Feinde laufen würde, aber ich befand mich in einer Stimmung, in der mir alles gleichgiltig war. Der Hunger, der Durst, die Erschöpfung, die Schmerzen hatten mich in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit gebracht. Dazu kam jetzt nach Sonnenuntergang auch noch die Kälte. Verzweifelt schrie und pfiff ich zeitweise, wenn meine Energie wieder aufflackerte, aber nur das Echo in den Bergen antwortete mir. Ich sah den Zeitpunkt kommen, wo ich mich vor Schmerzen und Ermüdung nicht mehr auf dem Pferde würde halten können. Meine Hände, die das Vorderzwiesel des Sattels umfaßt hatten, erstarrten mehr und mehr in der Kälte.

Stolpernd schritt das Pferd mit mir durch die Dunkelheit dahin.

„Halt! Wer da?“ tönte es plötzlich vor mir, und diese deutschen Worte erfüllten mich mit einem Schlage mit neuem Lebensmut.

„Gut Freund!“ schrie ich, und wenige Augenblicke war ich glücklich bei Posten IIa der Südfront angelangt. Dieser Posten war seit Tagen von zwei Mann, namens Jacobi und Tausendfreund, besetzt und befand sich neben einer Wasserstelle, welche sowohl für die Hottentotten wie für die Schutztruppe von großer Wichtigkeit war. Die beiden Posten hatten sich eine kleine Festung neben dem Wasserloch geschaffen. Sie hatten nämlich eine Felshöhle entdeckt, welche ziemlich geräumig war. Den Eingang zur Felshöhle hatten sie mit Klippen versetzt, sodaß nur ein schmaler Zugang blieb. Hinter der aus Klippen hergestellten Brustwehr hatten sie Aufstellung genommen und wiederholte Angriffe der Hottentotten, welche die Wasserstelle besetzen wollten, abgeschlagen. Auch hier hatte das lebhafte Schnellfeuer, welches die beiden Posten unterhalten hatten, die Hottentotten zu dem Glauben veranlaßt, daß eine starke Macht das Wasserloch besetzt halte.

Dieſe Felshöhle war für mich erſchöpften Menſchen ein wahres Paradies. Erſtens gab es hier Decken im Überfluß, in die man ſich einhüllen und auf die man ſich niederlegen konnte. Dann gab es Vorräte von Reis, Hartbrot und — ſchade, daß Bartel nicht hier war — auch Vorräte von Antilopenfleiſch, denn die beiden Poſten hatten Gelegenheit gehabt, an der Waſſerſtelle wiederholt Wild zu erlegen. In der Mitte der Höhle brannte ein kleines Feuer und über dieſem ſtand ein brodelnder dreifüßiger Kochkeſſel. Mit Waſſer und Brot, mit gewärmtem Reis und mit Wildfleiſch wurde ich geſpeiſt und gelabt. Meine Lebensgeiſter kehrten zurück. Die Kameraden bewieſen mir eine rührende Freundlichkeit. Tauſendfreund unterſuchte meine Wunde und verband ſie mit Sublimatwaſſer, das er bei ſich hatte. Ich wollte jetzt weiter, doch die beiden freundlichen Kameraden rieten mir davon ab, in der Nacht den Weg fortzuſetzen. Dem armen Biſchof und den anderen Ohnmächtigen, die ich an dem Wege zurückgelaſſen hatte, konnte ich ja doch in der Nacht nicht mehr helfen. Mit liebenswürdigſter Sorgfalt betteten mich die Kameraden auf ein weiches Lager, hüllten mich in Decken ein und bald fiel ich zu Tode erſchöpft in einen tiefen Schlaf, während Jacobi und Tauſendfreund nachts ſich bei ſcharfem Ausguck und ſorgfältiger Wache ablöſten. Als ich am Morgen des 6. September neu geſtärkt aus dem Schlafe erwachte, erquickten mich die Kameraden ſofort wieder mit Kaffee, gaben mir dann auch etwas kaltes Wildfleiſch und Hartbrot mit auf den Weg, hoben mich auf mein friſch geſatteltes Schlachtroß, das ſich in der Nacht auch durch Graſen in der Nähe des Waſſerloches geſtärkt hatte, und zeigten mir genau die Richtung, welche ich nach dem Poſten III, dem jetzigen Hauptlager, einzuſchlagen hatte.

Dort traf ich nach einer halben Stunde ein und war erſtaunt über die Menge der Truppen, die hier verſammelt war. Die dritte und erſte Kompagnie lag unmittelbar bei Poſten III und hatte direkte Fühlung mit der etwas weſtlicher liegenden zweiten Kompagnie. Proviant und Waſſer waren in Menge vorhanden. Die Mannſchaften waren guter Dinge. In Gruppen zu acht und zehn Mann lagen ſie um die Kochfeuer und von früh bis abends wurde ununterbrochen gekocht und gebraten. Der erſte Menſch, der mir begegnete, war der

ganz muntere Bischof, der sich durch den Beistand des Lazarettgehilfen erholt und bis zum Lager geschleppt hatte. Von den marode gewordenen Kameraden des vorhergehenden Tages war keiner zurückgeblieben, sondern alle waren glücklich im Lager eingetroffen.

Ich meldete mich von meiner Irrfahrt zurück und wurde einer Kochgruppe überwiesen, die aus lauter Bekannten bestand und bei der es sehr fröhlich herging. Selbst Schlachtvieh hatte die Vorsorge des Majors Leutwein nach dem Lager dirigiert und wir konnten im Überfluß geradezu schwelgen. Major von Leutwein hatte sein Zelt unter einem schattigen Baume aufgeschlagen. Als ich heranhinkte, um mich zu melden, sah ich ihn barfuß auf einer Decke sitzen. Neben ihm hockte ein Bastard-Schuster, der die Stiefel des Höchstkommandierenden mit Sohlen von Ochsenleder ausflickte; denn auch der Kommandant hatte kein ganzes Schuhzeug mehr.

Major Leutwein befahl mir, ich solle vor allem ärztliche Hilfe für mein Bein in Anspruch nehmen, und sofort war auch unser Assistenzarzt Dr. Schöpfwinkel zur Hand, um meine Wunde zu untersuchen.

Er erklärte gleich, daß Fremdkörper in der Wunde steckten und fuhr mit der Sonde in die Wundkanäle hinein, daß ich glaubte, rasend vor Schmerz werden zu müssen. So sehr ich mich zu beherrschen suchte, war ich doch gezwungen, mich von einigen Kameraden festhalten zu lassen, um nicht den Arzt mit Gewalt von mir zu stoßen. Die heftigen Schmerzen, die mir seine Untersuchung verursachte, hatte ich aber doch nicht vergeblich auszuhalten. Er holte zwei spitze Stücke Blei, etwa von der Größe einer Erbse, und ein Stück Tuch von der Uniformhose, das von der Kugel mit in die Wunde gerissen worden war, heraus, spritzte dann die Wunde sorgfältig aus und machte mir hierauf einen kunstgerechten Verband. Die Untersuchung und das Verbinden hatten mich so angestrengt, daß ich mich nur mühsam zu meiner Kochgruppe schleppte. Dort labte man mich wieder mit Kaffee und nach einer Stunde hatte ich mich erholt und konnte an den Scherzen der Kameraden teilnehmen.

Zum Glück waren alle die fidelen Brüder, mit denen ich bisher zusammen gewesen war, unverletzt geblieben. Bartel war schon ganz

erschöpft vom Kochen, denn wir hatten nur ein einziges Kochgeschirr zur Verfügung und die Speisen, die darin zubereitet wurden, langten bei dem Riesenhunger, den jeder einzelne hatte, höchstens für zwei bis drei Mann. Wenn die letzten gesättigt waren, hatten die ersten schon wieder Hunger und so wurde denn ununterbrochen gekocht.

Die zwei Tage bis zum 7. September erholten wir uns vollständig in dem herrlichen Lager bei Posten III im Tsauchab-Tale. Die Mannschaften wurden gemustert und ich blieb mit fünfzehn andern leichter Verwundeten bei dem Posten zurück, während Major Leutwein mit ungefähr hundert Mann am 7. September zur Verfolgung Hendrik Witboois aufbrach. Nachdem die Fremdkörper, welche die Eiterung verursacht hatten, aus meinem Bein entfernt waren und mir der Arzt den kunstgerechten Verband angelegt hatte, besserte sich meine Wunde so, daß ich mich zum Postenstehen melden konnte. Wir mußten scharf Acht geben, um nicht von einer Hottentottenabteilung überfallen zu werden, da ja unser Proviantlager für die weiteren Operationen der Schutztruppe von äußerster Wichtigkeit war.

Es kam zu uns in das Lager die Nachricht, daß sich Hendrik Witbooi in der wilden und fast unzugänglichen Tsams-Schlucht gelagert habe, wo er Wasser zur Verfügung hatte und wo anscheinend die Witboois ihren Todeskampf ausfechten wollten. Major Leutwein umstellte Hendrik mit seinen Mannschaften so vollständig, daß ein Entweichen des Kapitäns und seiner Leute nicht mehr möglich war. Wohl deckte die Enge der Schlucht, in der Hendrik Witbooi Zuflucht gesucht hatte, seine Stellung; aber ebenso wurde es ihm, nachdem die Deutschen die Ausgänge dieser Schlucht sämtlich besetzt hatten, unmöglich, aus derselben nach eigenem Willen herauszukommen. Wir erfuhren am 10., daß die Einschließung Hendrik Witboois vollendet sei, und täglich warteten wir nun auf die Nachricht von dem letzten schrecklichen Kampfe, der mit der Vernichtung der Hottentotten enden mußte, der aber auch unseren Kameraden wahrscheinlich schwere Verluste brachte. Wir wurden im Lager recht besorgt, als gar keine Nachrichten von der Tsams-Schlucht her zu uns gelangten. Wir mußten bis zum Morgen des 14. September warten, ehe wir definitive Nachrichten erhielten.

Zu dem letzten schrecklichen Vernichtungskampfe war es nicht gekommen. Hendrik Witbooi war allerdings entschlossen, bis zum Äußersten zu kämpfen, und vielleicht verließ er sich darauf, daß es ihm doch noch mit einigen wenigen Mann gelungen wäre, sich, bei seiner genauen Kenntnis des Terrains, durchzuschlagen. Aber seine Leute wollten nicht weiterfechten. Sie sahen ein, daß sie ohnmächtig gegen die deutsche Macht waren; sie hatten sich davon überzeugt, daß selbst die für unzugänglich gehaltene Nau-Kluft sie nicht schützte. Sie waren trotz aller Anstrengungen und der genauen Kenntnis des Terrains ununterbrochen geschlagen worden und sie sehnten sich nach Ruhe. Mehr als die Hälfte alles Viehes, das die Hottentotten besaßen, war verloren. Ihr Proviant außer Fleisch war knapp und besonders fehlte der Tabak im Lager. Da nun bei den Hottentotten Männer, Weiber und Kinder leidenschaftlich rauchen, fühlen sie sich tief unglücklich, wenn ihnen der Tabak ausgeht. Hendrik Witbooi entschloß sich, einen seiner berühmten diplomatischen Briefe zu schreiben, den er durch einen Parlamentär an Major Leutwein schickte. In diesem Briefe teilte Hendrik Witbooi mit, daß er wohl sehe, er könne gegen die Übermacht der Deutschen nicht aufkommen. Er stände vor der Wahl, mit dem Reste seines Stammes vernichtet zu werden oder sich zu ergeben, und er sei nicht abgeneigt, sich zu unterwerfen und die deutsche Schutzherrschaft anzuerkennen, wenn man ihm einigermaßen günstige Bedingungen stelle.

Es war immer das Bestreben des Majors Leutwein gewesen, sich mit Hendrik Witbooi in Güte auseinanderzusetzen. Jetzt war der Hottentotten-Häuptling mit seinen Leuten gedemütigt, er bat um Frieden und machte zum ersten Male Ernst mit der Unterwerfung. Wenn jetzt Major Leutwein mit Hendrik Witbooi Frieden schloß, so machte er sich den Hottentotten-Häuptling mit dem Reste seines Stammes zum Freunde und Bundesgenossen. Vernichtete er dagegen die Witboois, so machte das böses Blut bei den anderen Stämmen der Hottentotten und auch bei den Hereros und Berg-Damaras. Entkam aber Hendrik Witbooi mit einigen seiner Leute, was immerhin möglich war, so war er gezwungen, ein Räuberleben zu führen und den Kampf gegen die Schutztruppe ununterbrochen fortzusetzen. Auf Jahre hinaus

gab es dann keine Ruhe in Südwestafrika. Das alles überlegte Major Leutwein und er entschloß sich zu dem kühnen Schritt, selbst als Parlamentär in das Lager Hendrik Witboois zu gehen. Länger als einen Tag dauerten die Unterhandlungen. Mit Liebenswürdigkeit, aber doch mit Energie drang Leutwein in den gedemütigten, augenblicklich durch Krankheit sehr mitgenommenen Hottentotten-Kapitän, sich zu unterwerfen. Es wurde folgendes festgesetzt: Hendrik Witbooi gab eine förmliche Erklärung ab, daß er sich unterwerfe und die Schutzherrschaft des Deutschen Reiches anerkenne. Als Zeichen seiner Unterwerfung nahm er, wie dies in Südwestafrika üblich ist, vom Deutschen Reiche eine jährliche Unterstützung an, die sich auf zweitausend Mark belaufen sollte. Hendrik Witbooi verpflichtete sich feierlichst und durch Eidschwur, nach seinem alten Stammsitze Gibeon zurückzukehren und die Reste seines zerstreuten und verwilderten Stammes zu sammeln, um mit seinen Leuten ein ruhiges, arbeitsames Leben zu führen. Hendrik Witbooi verpflichtete sich, niemals Räubereien und Viehdiebstähle bei den benachbarten Stämmen zu unternehmen, ebenso wie er die Garantie dafür übernahm, daß von seinen Leuten Raubanfälle und Diebstähle nicht mehr verübt werden sollten. Um Hendrik Witbooi die Beaufsichtigung seines Stammes zu erleichtern und um für seine Versprechungen eine Sicherheit zu haben, mußte sich der Häuptling verpflichten, eine besondere Abteilung der Schutztruppe als Aufsicht mit nach Gibeon zu nehmen.

Damit war der Krieg gegen Hendrik Witbooi beendet und die schrecklichen Tage, welche sowohl wir, wie die Hottentotten in der Nau-Kluft verbracht hatten, neigten sich ihrem Ende entgegen.

Sechstes Kapitel.

Friedensbilder.

Am 14. September abends stand ich auf Posten. Gerade als die Sonne im Untergehen begriffen war, kam auf meinen Standort eine große Zahl von Hottentotten zu. Es waren meist Weiber mit einer Unmenge von Kindern, auch einige verkrüppelte greise Männer befanden sich bei dem Zug, dessen ganze Habseligkeiten auf einigen Reitochsen mitgeführt wurden. Ich rief die Kolonne an, bekam aber keine Antwort. Da ich aber am Morgen von dem Friedensschluß gehört hatte, ging ich auf die Leute zu und versuchte, so gut es ging, mit ein paar holländischen Brocken mich mit ihnen zu verständigen. Die alten Männer deuteten mir an, daß sie in friedlicher Absicht kämen. Die Frauen und Kinder aber hatten eine unsägliche Angst; sie hielten sich weit hinter den Männern zurück, jeden Augenblick zur Flucht bereit. Auf meine Meldung kamen die Kameraden und schließlich auch unser Posten-Kommandeur, Leutnant von Burgsdorff, heran und forderten die unglücklichen Flüchtlinge auf, an unsere Lagerfeuer zu kommen. Das wollten die Weiber und Kinder aber nicht wagen, und erst als Tabak und Streichhölzer unter sie verteilt wurden, als man ihnen Proviant anbot, wurden sie zutraulicher. Die Leute waren halb verhungert. Wir gaben ihnen von unserm Hartbrot und konnten ihnen auch etwas Fleisch abgeben, damit sie sich solches zubereiteten. Nachdem sie sich gesättigt hatten, wurden sie gesprächig; nicht wenig trug dazu bei, daß sie wieder Tabak hatten, den nun die Weiber und Kinder ebenso lebhaft rauchten, wie die Männer. Die Weiber fingen an, die Duitschmannes (sprich: Deutschmannes) über alle Maßen zu loben, aber auch die alten Männer teilten denjenigen unserer Kameraden, die schon längere Zeit im

Lande waren und holländisch oder die Sprache der Hottentotten verstanden, mit, daß sie gern Deutsche werden wollten, weil die Deutschen so gutmütige Menschen seien, und Hendrik Witbooi habe von Unterwerfung nichts wissen wollen, aber seine Leute hätten ihn gezwungen, zu kapitulieren. Sie wären fast verhungert und verdurstet gewesen, und die Hälfte ihres Viehs sei zu Grunde gegangen.

Am 16. September erhielten wir den Befehl, vom Tsauchab nach Bullsport, dem Hauptlager im Osten der Nau-Kluft, abzurücken. Diejenigen Verwundeten, die, wie ich, noch nicht ordentlich laufen konnten, wurden auf die Ochsenwagen gesetzt, und in zwei Tagen sollte unser Reiseziel erreicht werden. Als wir am ersten Abend ausgespannt hatten und uns lagerten, kam — gerade als wir abkochten — wieder ein größerer Trupp von Weibern, Kindern und Greisen der Hottentotten bei uns an. Diesmal befanden sich unter den Flüchtlingen auch die Kinder Hendrik Witboois, und eine gewichtige Person war seine älteste Tochter Katharina, die so unförmlich dick und fett war, daß man sich vor diesem Ungeheuer entsetzen konnte. In den Hottentottenfamilien spielt die älteste Tochter die größte Rolle; überhaupt haben die Töchter mehr Recht als die Söhne, und der ältesten Tochter müssen selbst die Söhne gehorchen. Nie darf einer der Brüder, selbst der älteste nicht, ohne besondere Erlaubnis der ältesten Schwester das Familienzelt betreten, während die anderen Schwestern ohne Erlaubnis Zutritt haben.

Auch diese Hottentotten zeigten sich sehr ängstlich und scheu, und erst als wir ihnen Proviant, Tabak und Streichhölzer gaben, kamen sie näher. Da sie von den Hottentotten, die wir mit uns führten, erfuhren, daß sie nichts zu fürchten hätten, wurden auch sie sehr zutraulich. Abends spät begannen sie in der Naman-Sprache (die Naman-Sprache ist das Hottentottische und Nama-Land heißt das Land der Hottentotten) vierstimmige Lieder zu singen, und noch nie hatten wir in Südafrika eine solche Überraschung erlebt, als wie jetzt. Die Stimmen waren von solchem Wohlklang, die Sänger waren derartig geschult, sie hielten so genau Takt und sangen so harmonisch, daß man nicht den Gesang einer hundertköpfigen Schar von Greisen, Weibern und Kindern zu hören glaubte, sondern das ergreifende

Spiel einer gewaltigen Orgel. Mit gleichem Wohlklang und wunderbarer Harmonie sangen unsere Gäste Kirchenlieder, wie Orlog- (Kriegs-) Lieder.

Wir hätten nimmermehr gedacht, trotzdem uns ja schon bei der Instruktion auf der Reise nach Swakopmund Ähnliches erzählt worden war, daß die Hottentotten imstande seien, einen derartigen Kunstgesang zuwege zu bringen. Wir vermuteten das um so weniger, als die Sprache der Hottentotten wohl eine der schauderhaftesten ist, die man in der Welt hören kann. Sie besteht zum größten Teil aus Schmatzen, sodaß man eine Herde Ferkel oder Schweine zu hören glaubt. Diese Behauptung ist keineswegs übertrieben. Ich setze für die jugendlichen Leser hierher den Bericht des Forschungsreisenden Dr. Hans Schinz, der Deutsch-Südwestafrika von 1884 bis 1887 bereiste. Er erzählt von der Sprache der Hottentotten:

„Das Hottentottische besitzt folgende vier Inspirata oder Schnalzlaute:

1. einen dentalen Laut |,
2. einen palatalen Laut ǂ,
3. einen cerebralen Laut ! ,
4. einen lateralen Laut ||,

1. Der dentale Laut entsteht, wenn man die Zunge gegen die oberen Vorderzähne setzt, und die Luft einziehend, sie zurückschnellt. Auf dem Westerwalde und im Siegenschen kommt der dentale Schnalz als Lockruf der Schweine vor; so entsinne ich mich des häufigen Rufes: Fikkesje (Ferkelchen) tä tä tä, |||||, Fikkesje tä tä tä, ||||||! usw. Auch im Mansfeldschen kommt dieser Laut als Lockruf vor. Der Klang des dentalen Schnalzes läßt sich vergleichen mit dem etwas schmatzenden Tone, der entsteht, wenn man jemanden mit recht „spitzem Mäulchen" — sit venia verbo — küßt.

2. der palatale Laut entsteht, wenn man die Zunge kurz oberhalb der Vorderzähne an den vorderen Gaumen setzt, gleichsam als wollte man ein recht weiches d sprechen; man zieht die Zunge, mit Luftzug nach innen, zurück. ǂ a, ǂ gaob, ǂ nari. Es tönt ungefähr wie das helle Klopfen des Spechtes an den Bäumen.

3. Der cerebrale Laut wird erzeugt durch Ansatz der Zunge an

den mittleren oberen Gaumen, ungefähr da, wo man sie ansetzt bei der Aussprache des L in Lump. Man zieht Luft und Zunge einwärts und es entsteht dann ein Laut, der fast genau dem Knall einer entkorkten Champagnerflasche gleicht: ! a, ! aroma, ! na.

4. Der laterale Schnalz spottet jeder Beschreibung; ich begnüge mich daher zu sagen, daß er mit Zunge, Seitenzähnen, Gaumen und durch Einziehen der Luft gebildet wird. Akustisch ist er einem recht gemeinen Schmatzen vergleichbar, wie es wohl Gänse und Enten beim Wühlen in einer Pfütze vernehmen lassen: || na, || kha, || nuwu, | ni, || am.

Das Weglassen der Schnalzlaute in hottentottischen Wörtern, denen solche zukommen, ist unbedingt unzulässig, ebenso unzulässig, wie wenn ein Berliner Kind, weil ihm die richtige Aussprache des g schwer fällt, anstatt gib z. B. ib schreiben wollte."

Zuerst machte uns ja dieses „hottentottische Geblubber" Spaß und wir versuchten, die Schmatz- und Schnalzlaute nachzuahmen, was sehr komisch war, sodaß einer über den anderen lachen mußte. Wenn man aber tagelang dieses hottentottische Geschmatze gehört hat und wenn eine solche Menge von Hottentotten zusammen sind, wie bei unserm Zuge, so hört sich die Sprache geradezu scheußlich an.

Als wir am nächsten Morgen aufbrachen, stellte es sich heraus, daß die älteste Tochter Witbooi's, Katharina, entweder zu dick oder zu schwer zum Laufen war. Sie sollte auf einem der Wagen fahren, da dieser aber hoch mit Gepäck und Proviantkisten beladen war, machte die „Prinzessin" auf ihrem hohen Sitz, auf dem sie beim Fahren beängstigend hin und her wackelte, einen derartig komischen Eindruck, daß wir Weißen uns vor Lachen nicht lassen konnten. Darüber wurde Katharina sehr ärgerlich, denn in ihrem hottentottischen Größenwahnsinn hielt sie sich jedenfalls für eine wirkliche Prinzessin, und als ihre energischen Handbewegungen nur noch mehr Heiterkeit bei uns erregten, schrie sie einigen Hottentotten zu, sie vom Wagen herunterzuheben, worauf die dicke Katharina zu Fuß weiter marschierte.

Am 18. September wurde das Lager in Bullsport wieder erreicht. Von hier waren wir am 27. August ausgezogen, um Hendrik Witbooi mit seinem Stamme zu unterwerfen oder zu vernichten. Was hatte

sich in der Zwischenzeit nicht alles ereignet! Wie viele lieben Freunde lagen nicht verscharrt oder unter Steinen verborgen, damit die Schakale und die Hyänen nicht ihre Leichen fänden, tot in der Naukluft! Wie viele Leiden hatten wir nicht durch Verwundungen, Hunger, Durst, Kälte und Erschöpfung bis zum Zusammenbrechen zu erdulden gehabt! Aber nun war es Frieden, wir hatten gesiegt! Tausend Hindernisse hatten sich uns in den Weg gestellt und wir siegten doch! Das erfüllte unsere Brust mit Genugtuung. Wir waren nicht stolz, nicht übermütig über unseren Sieg, wir dankten Gott, daß er uns gnädig geholfen und uns aus den unsäglichen und zahllosen Gefahren glücklich herausgeführt hatte. War es doch eigentlich ein Wunder, daß noch so viele von uns am Leben waren und ihre gesunden Glieder hatten. Im ganzen waren siebzehn Tote zu beklagen, darunter vierzehn deutsche Soldaten und drei Bastards; außerdem hatten wir einunddreißig Verwundete, zu denen auch ich gehörte, und welche sämtlich wieder hergestellt wurden.

Gleich nach der Ankunft suchten wir unsern Kompagniechef Hauptmann von Estorff auf, den wir seit dem 27. August, nach dem Eindringen in die Hauptwerft Hendrik Witbooi's, nicht wieder gesehen hatten. Er wurde damals wegen großen Blutverlustes zurückgebracht und sah jetzt noch sehr mitgenommen aus. Die Augenentzündung, die er sich auf dem ersten Marsche von Swakopmund nach Nonidas geholt hatte, war sehr schlimm geworden. Er trug ein Auge verbunden. Ebenso trug er eine Bandage um den Fuß und nur mit Hilfe von zwei Krücken konnte er sich mühsam fortbewegen. Aber er war wie immer munter und guter Dinge. Er freute sich uns zu sehen und sprach uns seine Anerkennung aus, weil wir uns so tapfer gehalten hatten.

„Ich werde jedem von euch," erklärte Hauptmann von Estorff, „ein ehrenvolles Zeugnis über sein Verhalten ausstellen lassen." Dann fragte er jeden einzelnen aus über die Gefechte, die er mitgemacht hatte, über die Verwundungen usw. Hauptmann von Estorff hatte es immer wieder beklagt, daß er verwundet im Hauptlager bleiben mußte, während seine Kompagnie und seine Kameraden sich mit dem Feinde herumschlugen. Er sollte in den nächsten Jahren aber noch genug

Hendrik Witboi.

Gelegenheit haben, seinen unerschütterlichen Mut und seine Tapferkeit zu betätigen.

In dem Lager sah es bunt genug aus. Alle drei Kompagnien waren mit ihren Ochsenkarren hier, ebenso die gesamten Hottentotten mit ihren Habseligkeiten und ihrem Vieh. Die interessanteste Persönlichkeit unter den Hottentotten war natürlich der Mann, gegen den wir uns vor allem geschlagen hatten, nämlich Hendrik Witbooi. Wir sahen ihn vor einem Zelte sitzen. Es war uns gesagt worden, er sei krank, aber die Ereignisse der letzten Tage, besonders seine Unterwerfung, schienen ihn auch seelisch mitgenommen zu haben. Er saß ganz gebrochen da, und allgemein glaubte man damals, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Wir hatten uns Hendrik Witbooi doch nicht so klein und unansehnlich vorgestellt, wie er wirklich war. (Siehe Bild). Mit seiner schmächtigen Figur und dem unschönen Gesicht machte er keinen günstigen, noch weniger einen imponierenden Eindruck. Nur aus seinen Augen leuchtete Entschlossenheit und Mut, und wenn man sein Mienenspiel betrachtete, sah man wohl, daß er ein ebenso kluger wie redegewandter Diplomat und ein tapferer Feldherr sei. Man verstand es, warum seine Stammesgenossen ihn wie einen Propheten, ja wie ein höheres Wesen verehrten und ihm blindlings gehorchten.

Das große Lager bei Bullsport wurde am 20. September abgebrochen. Die Hottentotten marschierten nach ihrem jetzigen Aufenthaltsort Gibeon, und zwar unter einer Eskorte von dreißig deutschen Soldaten unter Leutnant von Burgsdorff, welcher für die nächste Zeit die Aufsicht über die unterworfenen „Weißhüte" haben sollte. Meine Wunde war soweit geheilt, daß ich wieder mein Pferd besteigen und mit der Schutztruppe nach Windhuk abrücken konnte. Wir zogen langsam und in kurzen Märschen der Hauptstadt des Landes zu und trafen am 2. Oktober in Windhuk ein, um dort unseren feierlichen Siegeseinzug zu halten.

Natürlich muß man nicht an einen Siegeseinzug nach europäischem Muster denken! Allerdings, alle Gebäude hatten die deutsche Flagge aufgezogen; auch gab es Blumen, Kränze und Guirlanden an den Häusern. Die „ganze Zivilbevölkerung" war auf den Beinen,

und nicht nur aus Windhuk, sondern auch aus der Umgegend waren die Zivilisten mit Weibern und Kindern gekommen, um uns siegreiche Krieger zu sehen, und es waren mindestens zwölf Zivilisten, die diese „Volksmenge" bildeten; mehr gab es eben nicht. Unsere vier Trompeter bliesen auf ihren Signalhörnern einen lustigen Marsch und wir ritten zu zweien in langem Zuge hinter unsrer primitiven Kapelle her.

Und doch war es ein feierlicher Augenblick nicht nur für uns, sondern auch für die Zivilisten, denn nun hörte nach menschlichem Ermessen die Beunruhigung durch Hendrik Witbooi und seine Leute auf, welche jahrelang Handel und Wandel gelähmt hatte. War doch auch Windhuk mehrmals durch Abteilungen Hendrik Witbooi's bedroht worden. Auf dem Exerzierplatz vor der großen, mit vier Türmen versehenen Feste in Windhuk bildeten wir einen Kreis um Major Leutwein, der uns seinen Dank für unsere Leistungen aussprach. Er sagte uns, daß jeder einzelne von uns einen Orden und eine große Belohnung verdiene, daß wir uns aber vorläufig mit dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht begnügen müßten. Auch auf die Kapitulation, die er mit Hendrik Witbooi abgeschlossen hatte, kam der Landeshauptmann zu sprechen. Er sagte, es sei ihm wohl bekannt, daß verschiedene Landeskundige es mißbilligten, daß er mit Witbooi einen Vertrag oder einen Frieden abgeschlossen habe, anstatt Hendrik Witbooi und den Rest seines Stammes vollkommen zu vernichten. Er wisse wohl, daß eine große Anzahl von Landeskundigen befürchte, Witbooi würde den Frieden nicht halten, sondern bei erster bester Gelegenheit wieder losschlagen, und den Deutschen, denen er sich jetzt unterworfen habe, unsäglichen Schaden zufügen. Der Landeshauptmann fuhr fort: er habe nicht anders handeln können; es sei Blut genug geflossen. Hendrik Witbooi habe sich als ein grausamer, aber auch als ein wahrheitsliebender Mann gezeigt, es sei zu hoffen, daß er seinen Schwur halten werde, und daß die Hottentotten treu zu den Deutschen stehen würden, wenigstens solange Hendrik Witbooi lebte. Es sei besser, Frieden zu schließen mit einem verzweifelten Feinde, als ihn zum äußersten zu treiben. Der Landeshauptmann schloß mit einem begeistert aufgenommenen dreifachen Hoch auf den deutschen Kaiser.

Dann gingen wir auseinander mit dem angenehmen Bewußtsein, drei Tage lang keinen Dienst tun zu brauchen.

Nun lebte man wieder in geordneten Verhältnissen. In den Stores bei Mertens und Sichel und bei Boysen und Heyn gab es Bier und Wein in Hülle und Fülle. Man schlief wieder auf einem ordentlichen Lager, man konnte sich nachts gegen die Kälte schützen, man brauchte nicht zu hungern und zu dürsten. Fast alle europäischen Genüsse konnten wir uns leisten. Kein Wunder, daß wir uns in den siebenten Himmel versetzt glaubten!

Aber auf Freude folgt Leid. Bald nach dem Einzuge wurden viele Kameraden von einem bösartigen Fieber befallen, das manchen von ihnen wochenlang auf das Krankenlager warf. Ich wurde acht Tage nach unserer Rückkehr nach Windhuk mit einer Anzahl von Kameraden nach Gibeon zu Leutnant Burgsdorff kommandiert, während die Mannschaften, die zurückblieben, eine andere Bestimmung erhielten.

Die Abteilung der Schutztruppe zu Gibeon, welche mit der Überwachung Hendrik Witboois und seiner Leute beauftragt war, hatte natürlich eine größere Anzahl von Bedürfnissen an Kleidung, Proviant, Munition und Ausrüstungsgegenständen, da sie ja direkt von der Nau-Kluft nach Gibeon marschiert war. Diese ehemalige Missionsstation, die im Jahre 1867 gegründet worden ist, liegt südöstlich von der Nau-Kluft, fast genau auf einer nord-südlichen Linie, die man von Windhuk bis Gibeon ziehen kann. In der Luftlinie beträgt die Entfernung von Windhuk bis Gibeon fast dreihundert Kilometer. Auf drei großen Ochsenwagen, jeder mit achtzehn Zugtieren bespannt, wurden die Bedürfnisse für die Abteilung unserer Schutztruppe unter Leutnant von Burgsdorff verladen und wir zehn Mann Ablösung unter Führung des Unteroffiziers Werner hatten den Zug zu begleiten. Wir konnten in zehn bis zwölf Tagen in Gibeon eintreffen, und diese Reise sollte sich zu einer sehr angenehmen gestalten, da wir uns ja noch in der kalten, trockenen Jahreszeit befanden. Wir zogen im gemütlichen Tempo von Windhuk ab, mit Pferden, Waffen, Proviant und allen anderen Bedürfnissen versehen.

Es ist wohl notwendig, daß ich etwas über das südwestafrikanische Pferd, besonders über das Schutztruppen-Pferd, hier einfüge. Das

erste Pferd, welches die Hereros sahen, kam im Jahre 1835 aus der Kapkolonie. Wenn man nach dem Ursprung des Pferdes, das jetzt in Südafrika im allgemeinen benützt wird, forscht, so geht seine Abstammung auf das deutsche Gebrauchs-Pferd zurück. Dasselbe ist mit arabischem und englischem Blut weiter gezüchtet worden. Die Pferdezucht hat aber in den letzten Jahren in Südafrika nachgelassen. Das heutige Gebrauchspferd in Südwestafrika ist ausdauernd, genügsam und fast ausnahmslos sehr gehorsam. Daß es dem Reiter wenig Umstände macht, liegt wohl daran, daß es ziemlich phlegmatisch ist. Wird es aber energisch aufgefordert, seine Schuldigkeit zu tun, dann legt es unglaubliche Strecken zurück. 150 Kilometer in 36 Stunden, 500 Kilometer in 4 Tagen, 360 Kilometer in 3 Tagen sind Entfernungen, welche deutsche Offiziere wiederholt auf südwestafrikanischen Pferden zurückgelegt haben. Das Äußere dieses Pferdes ist keineswegs anziehend; der Körperbau und die Formen lassen sehr viel zu wünschen übrig. Das Pferd sieht ruppig und struppig aus, da es meist im Freien lebt und auf die Beköstigung durch das Weiden angewiesen ist. Als Zugtier läßt es sich nicht verwenden; es zieht sehr wenig und kann Wegschwierigkeiten nicht so leicht überwinden, wie die Ochsengespanne. Selbst für den europäischen Kavalleristen ist es zuerst sehr anstrengend, das Pferd auf weite Entfernungen zu reiten, da es im Galopp abscheulich wirft. Noch schlimmer ist der Trab. Auch der deutsche Kavallerist muß sich daran gewöhnen, den sogenannten „Dreischlag" zu reiten, der gar nicht anstrengt und den die Eingeborenen dem Pferde beigebracht haben. Es ist dies eine Art Trab, der allerdings das Pferd stark angreift. Der Preis eines Truppenpferdes beträgt 200 bis 250 Mark. Ein gut eingerittenes Pferd ist besonders für die Jagd von großem Vorteil. Will man das Pferd aus der schnellsten Gangart zum Halten bringen, so braucht man ihm nur die Hand auf den Widerrist zu legen, als wollte man abspringen; das Pferd bleibt dann sofort stehen. Wirft man ihm die Zügel über den Kopf, so kann man das Pferd verlassen, um es nach Stunden immer noch auf derselben Stelle stehend zu finden. Unangenehm ist es, daß die Pferde vor Hindernissen leicht Seitensprünge machen, durch welche der europäische Reiter, selbst wenn er Kavallerist

war, leicht aus dem Sattel gebracht wird. Der größte Übelstand für die Pferdezucht und das Pferdehalten in Südwestafrika ist die Pferdesterbe, eine epidemische Krankheit, welche oft binnen wenigen Tagen den ganzen Pferdebestand eines Eingeborenen-Stammes oder der Schutztruppe dahingerafft hat. Auf diese Pferdesterbe werde ich bei meinem Bericht über mein Kommando auf der Pferdestation noch zurückkommen.

Außer den Pferden hatten wir von Haustieren noch eine größere Anzahl von Hunden mitgenommen. Die Vorliebe für lebende Tiere steckt im deutschen Nationalcharakter. Als Wächter, besonders auf Reisen, hat der Hund in Südwestafrika einen außerordentlichen Wert. Die Schutztruppe hielt sich in den Garnisonen eine Unmasse von Hunden, und ihre Zahl nahm derartig zu, daß, bevor wir noch in das Land kamen, schon ein Sprichwort behauptete, in Südwestafrika gäbe es drei große Plagen: die Witbooi's, die Heuschrecken und die Hunde der Schutztruppe. Und doch haben die Hunde einmal das Land vor einem großen Unglück, vor einem Kriege mit den Witbooi's, bewahrt, den die Schutztruppe lange vor unserer Ankunft unter höchst ungünstigen Verhältnissen hätte führen müssen. Dieser Vorfall ereignete sich in Tsaobis, der sogenannten Wilhelmsfeste, jenem Orte, den wir auf unserem ersten Marsche von Swakopmund nach Windhuk passiert hatten. Er spielte sich schon zwei Jahre vor unserer Ankunft ab. Hendrik Witbooi hatte einen großen Einfall in das Land der Hereros gemacht, hatte ihnen viel Vieh geraubt und in der Nähe von Tsaobis wurde er von den verfolgenden Hereros angegriffen und hatte mit ihnen einen schweren Kampf zu bestehen. „Während des Kampfes," erzählt Premierleutnant F. J. von Bülow, „kamen im Zustande völliger Erschöpfung die geraubten Viehherden, von einem Teile der Witbooi-Krieger zu Pferde begleitet und von nackten Buschmännern und Berg-Damaras getrieben, vor der Feste von Tsaobis an und wollten Wasser trinken. Der Führer der Truppe, Hauptmann von François, sandte ihnen jedoch einen Boten entgegen und ließ ihnen sagen, daß er auf sie schießen würde, sobald sie sich der Wasserstelle näherten. Dieser Befehl hatte seinen guten Grund darin, daß Hauptmann von François schon bei seinem ersten Erscheinen im Lande mit der kleinen Truppe von nur zwanzig Mann

dem Hendrik Witbooi geschrieben hatte: „Ich soll mich deinen Kämpfen mit den Hereros gegenüber neutral verhalten; dagegen hast du den Besitz und das Leben aller Weißen zu respektieren und meine Neutralität insofern zu achten, als du auf keinem von der Truppe besetzten Platze bewaffnet erscheinst oder Kriegsvolk oder Kriegsbeute tränkst!" Die durstigen Hottentotten und das laut brüllende Vieh, alles in eine dichte Staubwolke gehüllt und mit heiserer Kehle und mit trockener Zunge gierig den Duft des Wassers einsaugend, hätten diesen Befehl wohl kaum befolgt, hätten nicht einige vierzig Gewehre von dem Turme und den Scharten der Festung ihnen gezeigt, daß der Hauptmann gewillt war, seinen Befehl durch die Tat zu unterstützen. Die Hottentotten zögerten also und bemühten sich unwillig, das gierige Vieh zu kehren, bis endlich Hendrik Witbooi selbst erschien, um denselben gemessenen Befehl aus dem Munde des deutschen Hauptmanns zu hören. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen, Herrn von François umzustimmen, befahl Witbooi seinen Leuten, selbst auf das höchste durch die Abweisung, die er erfahren hatte, gereizt, sie sollten nicht tränken, sondern das Vieh weiter treiben. Hier waren jedoch die Umstände einmal stärker, als des großen Hendrik Willen, denn die Viehherde war stoßend, drängend, mit Brüllen und Stampfen dem Wasser immer näher gekommen, sodaß die nackten Viehtreiber nicht mehr imstande waren, sie mit Steinwürfen zu kehren, während die Hottentotten-Reiter, von Durst gepeinigt und durch verletzte Eitelkeit angestachelt, laut schreiend in ihrer eigentümlichen Sprache Widerrede gegen die Befehle ihres Kapitäns führten. Die Lage war kritisch. Witbooi selbst wollte den Rückzug, und seine Leute hätten wohl gehorcht; aber die Zeit war zu kurz und das Vieh wollte nicht. Der Stein war also im Rollen, und mit dem ersten Ochsenkopf, der sich niederbeugen würde, um das Wasser zu schlürfen, muß auch der erste Schuß aus der Feste fallen; mit diesem hätte einerseits Hendrik den gefürchteten Krieg mit den Deutschen begonnen, andererseits Hauptmann von François seine Instruktion, welche auf Vermeidung von Feindseligkeiten mit den Eingeborenen lautete, überschritten. In diesem kritischen Augenblick öffnete ein glücklicher Zufall oder der gute Gedanke eines Soldaten das Tor der Feste und die ganze Meute großer und

kleiner Hunde, welche sonst mit ihren Flöhen und durch ihre Dieberei eine wahre Plage geworden waren, stürmte heraus und warf sich mit wütendem Gebell auf die ihnen verhaßten Eingeborenen und Ochsen. Die letzteren stutzten erst, dann drängten sie rückwärts und wandten sich schließlich, allen Durst vergessend, zur wilden Flucht, noch immer verfolgt von den kläffenden Hunden. So war die Situation gerettet und aus dem ernsten Moment, welcher für das Schicksal der Kolonie hätte verhängnisvoll werden können war eine lächerliche Szene geworden."

Um das Äußere dieser südwestafrikanischen Hunde zu bezeichnen, gibt es nur ein Wort, nämlich „scheußlich". Wie struppig, ruppig, schmutzig und abscheulich diese Köter aussehen, kann man sich gar nicht vorstellen. Von Rasse, regelmäßiger Färbung oder gleicher Größe und Gestalt ist gar keine Rede.

„Was mag das für eine Rasse sein?" fragte Bartel, als er die ersten dieser Hunde sah, und der lustige Weber antwortete ihm:

„Ich halte es für eine Kreuzung von Schimpanse, Kakadu, Ente und Ichneumon."

Wir lachten damals über seine Erklärung, sahen aber bald ein, daß es in der ganzen Welt nichts Rasseloseres gibt, als diese Hunde. Der südwestafrikanische Hund ist eine Karikatur auf unser liebenswürdiges Haustier in Europa, das wir mit dem Namen „Hund" bezeichnen. Aber wie so viele Lebewesen und Dinge in Südwestafrika verbirgt der Hund unter einer unschönen Gestalt eine große Anzahl von Vorzügen. Er ist wachsam und mutig und das will in Südwestafrika viel bedeuten. Die Eingeborenen in ihren Ansiedelungen müßten Tag und Nacht Wachen ausstellen, wenn sie nicht die Hunde hätten, welche die Annäherung jedes Menschen und Tieres melden und, so wie sie etwas Verdächtiges merken, in lautes Gebell und Geheul ausbrechen. Wer sich einer Ansiedelung nähert, wird von dreißig bis vierzig Hunden direkt angefallen, und da die Köter sehr bissig und mutig sind, kann es ihm sehr schlimm ergehen. Selbst mit den schärfsten Peitschenhieben bringt man sie nicht fort; dagegen verschwinden sie augenblicklich, wenn man mit der Hand auf den Boden greift, als

wollte man einen Stein aufheben, und ihnen das Wort „voortjes“ oder „voortzik“ zuruft.

Die Hunde sind „Selbstbeköstiger,“ das heißt, sie suchen sich ihre Nahrung selber. Nur bei der Schutztruppe wurden sie gefüttert und deshalb waren sie so anhänglich. Bei den Eingeborenen kümmert sich niemand um sie und sie fressen dort das abscheulichste Zeug, natürlich auch Aas. Sie sind wahrscheinlich verwandt, wenn auch nur entfernt, mit dem wilden Hunde, der in Südwestafrika „Wolf“ genannt wird und viel schlimmer, blutgieriger und grausamer ist, als der europäische Wolf. Er jagt in ganzen Rudeln Antilopen und Gazellen, wird ihrer fast immer Herr und trägt nicht wenig dazu bei, den Wildstand in Südwestafrika zu dezimieren. Der struppige Haushund geht selbst den gefährlichsten Raubtieren zu Leibe, und diese Eigenschaft schützt sowohl Ansiedler als Reisende beim nächtlichen Lagern vor den widerwärtigen Hyänen und Schakalen. Besonders die Hyänen umkreisen jedes Lager, da sie den Proviant der Reisenden wittern. An ihr abscheuliches Geheul, das zeitweise an Kindergeschrei erinnert, muß man sich gewöhnen; hätte man aber nicht die Hunde, so würde man sich ihrer Diebereien nicht erwehren können. Sind sie doch manchmal so frech, selbst schlafende Ochsen anzugreifen. Die Hunde aber halten Hyänen und Schakale nachts fern, und wenn sich ein freches Exemplar dieser Raubtiere dem Lager gar zu sehr nähert, wird es von den Hunden gepackt und totgebissen.

Was unsere Hunde, von denen wir nicht weniger als zwanzig Stück mit hatten, gegen Raubzeug zu leisten imstande waren, davon bekamen wir einen Beweis, nachdem wir uns ungefähr sieben Tage auf dem Marsche befanden. Wir lagerten im Gebirge in der Nähe einer Wasserstelle. Direkt neben dem Wasserloche hatten wir unser Lager nicht aufgeschlagen, da es dort zu viel Bäume gab, und wir hatten allmählich einen höllischen Respekt vor dem Ungeziefer bekommen, das sich in der Nähe von Bäumen und Sträuchern aufhält. Besonders die Buschläuse veranlaßten uns, lieber in einiger Entfernung von der Wasserstelle unser Lagerfeuer anzuzünden und in unsere Decken und Mäntel gehüllt, auf steinigem Boden zu schlafen, nachdem wir alle Steine in der Umgebung auf Skorpione und Schlangen untersucht

hatten. Es war gegen Morgen, als wir durch ein wütendes Bellen unserer Hunde geweckt wurden. Die Köter stürmten auf die Wasserstelle zu und ihr Gebell ging in ein fürchterliches Geheul über. Die Bastards und Hottentotten, die als Wagenführer und Leiter dienten, meinten, es sei ein Tiger in der Nähe. Im Nu waren wir alle auf und eilten mit unseren Patronentaschen und Büchsen den Hunden nach. Als wir in die Nähe des Wasserloches kamen, hörten wir ein fürchterliches Kreischen und Brüllen, sodaß, wie ich glaube, manchem von uns ein wenig bange wurde. Der Mond gab ein unsicheres Licht, gemischt mit etwas Tageshelligkeit. Als wir an das Wasserloch kamen, bot sich uns ein Schauspiel, das sich in wenigen Sekunden vollzog, aber aufregend genug war, und bei dem besonders alle bestialischen Laute, über welche die Tierwelt verfügt, eine großartige Rolle spielten. Eine Anzahl von Pavianen mußte sich in den Morgenstunden dem Wasserloche genähert haben, um hier ihren Durst zu stillen. Es waren zehn bis zwölf dieser großen Affen. Unzweifelhaft hatte ein Leopard die Paviane bereits verfolgt. Vielleicht hatte der Leopard auch in der Nähe auf der Lauer gelegen, weil ihn unsere Ochsen interessierten. Jedenfalls aber hatte der Leopard die Hunde und die vielen Menschen gescheut und hatte es vorgezogen, einen der Paviane am Wasserloch anzuspringen und niederzureißen. Das furchtbare Geschrei des vom Leoparden gepackten Tieres hatte auch unsere Hunde alarmiert. Die anderen Paviane aber waren nicht feig, sondern griffen den Leoparden an. Die Paviane brüllten, der Leopard, der von den Affen buchstäblich in Stücke zerrissen wurde, kreischte entsetzlich, und unsere Hunde stürzten sich mit Geheul auf die Paviane und auf den Leoparden. Es gab einen furchtbaren Knäuel von Hunden und Affen, ein Geschrei, Gebell, ein Pfauchen, ein gellendes Kreischen und Quietschen, daß man um den Verstand kommen konnte. Nur wenige Sekunden dauerte diese Szene, zu der wir gerade noch zurecht gekommen waren; dann war der Leopard zerrissen. Nun kämpften aber die Paviane mit unseren Hunden. Um letztere nicht ganz und gar zu verlieren und da auch die Paviane Miene machten, uns selbst anzugreifen, begannen wir zu feuern, und in kurzer Zeit lagen die Affen tot am Boden. Nur einige von ihnen entkamen über die Felsen, wohin ihnen die Hunde nicht

folgen konnten. Uns kostete dieses Abenteuer, das uns allerdings ein interessantes Schauspiel gebracht hatte, sechs unserer besten Hunde, die tot blieben; eine Anzahl von verwundeten Kötern erholte sich merkwürdig rasch.

Nach dieser Störung unseres Morgenschlummers gingen wir, wie immer morgens, an unser Tagewerk, das heißt, wir mahlten Kaffee und kochten unser Frühstück. Daß wir eine Kaffeemühle mitgenommen hatten, war ein Luxus, den nur derjenige zu schätzen weiß, der sonst südwestafrikanischen Kaffee getrunken hat. Zwischen zwei Steinen werden die Kaffeebohnen sonst grob zerstampft und man findet in dem Kaffee häufig außer den Stücken der Bohnen auch noch größere Quantitäten Sand und kleine Steine. Aber man gewöhnt sich auch an diesen Sand-Kaffee, und es sei nochmals gesagt: wer sich leicht beim Essen und Trinken ekelt, der hat in Südwestafrika nichts zu suchen. Wenn wir unseren Kaffee mit etwas Hartbrot verzehrt hatten, ging es dann an das Einfangen der Ochsen. Unsere Pferde hatten mit gekoppelten Vorderfüßen geweidet, sie wurden jetzt auch herangeholt und gesattelt. Die Hottentotten und Bastards fingen die Ochsen ein, die sich manchmal drei bis vier Kilometer entfernt hatten. Man muß nicht glauben, daß der Ochse sich gutwillig einfangen läßt. Er weiß, daß tüchtige Arbeit ihn erwartet, und er weidet natürlich lieber, als daß er zieht. Mancher Ochse, der bis zum Wagen gebracht worden ist, brennt durch und muß verfolgt werden, und der südwestafrikanische Ochse hat einen Schritt, der raumiger ist, als der des Pferdes und einen Galopp, der fast die Leistung des Pferdes übertrifft. Mindestens eineinhalb Stunden dauert das Einfangen und Anschirren der Ochsen. Gewöhnlich bricht man um sechs Uhr auf und marschiert vier bis fünf Stunden. Während der Mittagszeit ist es zu heiß, um die Reise fortzusetzen. Wenn es irgend angängig ist, hält man natürlich die erste Rast in der Nähe eines Wasserlochs, wo einige Vegetation vorhanden ist, damit die Ochsen unter den Bäumen oder Büschen Schatten finden. Die Ochsen müssen, um sie zu schonen, sofort ausgespannt werden und begeben sich auf die Weide. Die Pferde werden abgesattelt, weil sie die Eigentümlichkeit haben, sich zu „rollen," das heißt auf dem Boden herumzuwälzen. Sie legen sich auf den Rücken, und unter höchst

drolligen Kapriolen wälzen sie sich auf demselben hin und her. Sie springen auf, werfen sich wieder zu Boden und rollen sich aufs neue herum. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dieses Rollen der Tiere zu ihrer Gesundheit durchaus notwendig ist. Mittags wird natürlich abgekocht. Man nimmt von dem vorhandenen Proviant, tödtet eventuell durch einen Kopfschuß Vieh, das man zur Ernährung mitgenommen hat, oder man hat Wild, das man Tags über auf der Jagd erbeutete. Das Fleisch vom Wild oder frischgeschlachteten Vieh wird entweder im Kochkessel gekocht und gibt mit Reis oder Hartbrot eine sehr gute Suppe, oder man bratet es in mitgenommenen Blechpfannen über dem durch Kuhmist unterhaltenen Feuer. Hat man keine Pfanne, dann hält man es vermittelst des Seitengewehrs oder eines tüchtigen Stockes unmittelbar über das Feuer und bratet es so in primitiver Weise. Man nennt in dieser Art zubereitetes Fleisch Hottentotten-Braten. Auch Hammel nimmt man auf Reisen mit, besonders wenn der Wagenzug nicht viel Personal hat. Ein Ochse würde dann zu viel zum sofortigen Verzehren sein und das frisch geschlachtete Fleisch kann man nicht lange mit sich führen, weil es in Fäulnis übergeht. Gegen drei Uhr wird wieder gesattelt und angespannt, wobei dieselben Umständlichkeiten mit dem Einfangen der Ochsen zu überwinden sind, wie am Morgen.

Dem Unkundigen, der die Landesverhältnisse nicht kennt, wird es töricht vorkommen, daß man die Ochsen frei herumlaufen läßt. Nach seiner Ansicht könnte man sie einfach an den Wagen oder in der Nähe an die Bäume anbinden, um sie sofort zur Hand zu haben, wenn man sie einspannen will. Das ist aber leichter gesagt als getan. Der Ochse will beim Weiden Freiheit haben. Bindet man ihn an und legt man ihm das beste Futter vor, so frißt er nicht, wird infolgedessen schlapp und unfähig zum Ziehen. Über seine Kräfte läßt sich ein Ochse nicht anstrengen. Wird es ihm zu viel, so wirft er sich hin und geht nicht mehr von der Stelle. Selbst die fürchterlichsten Prügel bewegen ihn nicht, aufzustehen, und abgesehen davon, daß man Tierquälereien vermeiden will, schlägt man die Tiere nicht unbarmherzig, weil dadurch ihre Leistungsfähigkeit herabgesetzt wird. Einen solchen störrischen Ochsen kann nur ein Eingeborener wieder hoch bringen, indem er

ihn mit seinen Zähnen in die Schwanzquaste beißt. Das veranlaßt den Ochsen sofort zum Aufstehen, aber er wird dadurch natürlich nicht gemütlicher; er wird dann erst recht störrisch und wild, beunruhigt die anderen Tiere des Gespannes und wirft sich nach einiger Zeit doch wieder hin. Man muß also den Tieren ihren Willen lassen und sich nach ihren Eigentümlichkeiten richten. Der zweite „Trekk" (das Wort kommt vom holländischen „trekken" = ziehen) des Tages dauert wiederum drei bis vier Stunden. Dann lagert man sich für die Nacht, natürlich, wenn es irgend angängig ist, wieder in der Nähe eines Wasserloches.

Für den Reisenden bildet die Gewohnheit der Hottentotten und Bastarde, an jeder Wasserstelle zuerst die Ochsen trinken zu lassen, eine große Unannehmlichkeit.

„Erst der Ochse, dann der Mensch!" heißt es bei den Eingeborenen und natürlich sind die Ochsen an der Wasserstelle wenig rücksichtsvoll, sondern verunreinigen in einer Weise, die für europäische Begriffe fürchterlich ist, das Wasser, mit dem man dann kochen muß oder das man trinken soll. Abends wird wieder abgekocht, und hat man Wild während des Nachmittags-Trekks erbeutet, so gibt es einen guten Braten; sonst begnügt man sich mit Kaffee oder mit einer Brotsuppe. Dann wird eine Pfeife geraucht und ein wenig geplaudert und zwischen acht und neun Uhr, nachdem es längst finster geworden ist, geht alles zur Ruhe. Man wickelt sich in Mäntel und Decken und schläft ganz vorzüglich, da man weiß, daß die Hunde als Vorposten rings um das Lager stehen.

Handelt es sich darum, schnell fortzukommen, dann wird ein Nacht-Trekk gemacht. Dieser kann sich aber nur auf wenige Stunden erstrecken und greift die Zugtiere sehr an. Für gefährlich gilt es, den Nacht-Trekk bis nach Sonnenaufgang fortzusetzen, wie dies der Europäer gern tut, um die ihm bekannte Wasserstelle oder einen besonders günstigen Lagerplatz zu erreichen. Dieses Marschieren bei aufgehender Sonne soll den Ochsen geradezu verderblich sein.

Auf dieser Reise hatte Freund Bartel, der mit uns war, endlich Gelegenheit, seinem Jagdgelüste zu fröhnen und herrlichen Braten aus Antilopen- und Gazellenfleisch herzustellen. Die Jagd verlief nur ganz anders, als er und wir alle gedacht hatten. Von einem Jagen

in europäischem Sinne und einer Art Weidwerk ist natürlich keine Rede.

Die am häufigsten vorkommende Antilopenart ist das bereits erwähnte Kuddu. Sie ist ein gewaltiges Tier, groß wie ein Hirsch, aber stärker wie dieser. Korkzieherartig gedrehte Hörner von riesiger Größe gehen lyraförmig nach oben sehr weit auseinander. Das Tier ist dunkelbraun mit heller Schattierung. Eine kurze, ponnyartige straffe Mähne geht vom Kopfe über den Hals und über den Rücken. Der Schwanz des Tieres gleicht einem Fuchswedel, wenigstens aus der Entfernung. Vom Rücken gehen bis zur Mitte der Seiten weiße Streifen, von denen die beiden letzten bis tief in die Hinterschenkel hineinreichen. Von Auge zu Auge geht ebenfalls ein halbmondförmiger weißer Streifen, auch befindet sich gewöhnlich an der unteren Seite des Kopfes und am Halse ein weißer Fleck. Das Tier wird bis vier Zentner schwer und lebt in Rudeln, mit Vorliebe im gebirgigen Terrain. Während diese Rudel aber früher aus zweihundert bis dreihundert Stück bestanden, zählen sie jetzt nur noch zehn bis zwölf Haupt, so haben Eingeborene und Weiße unter den Tieren gewütet.

Die nächstgroße Antilope in Südwestafrika ist der sogenannte Gemsbock. Mit dem zierlichen, europäischen Gemsbock hat dieses Tier aber nur den Namen gemein, man könnte es eher einen gehörnten Esel nennen. Es ist nämlich grau und groß wie ein Esel, aber ungeschickter, auch hat es einen Fetthöcker und die ziemlich langen Hörner sind gerade und spitz. Es weiß diese Hörner gegen den Jäger und gegen das Pferd, das dieser reitet, in ganz unangenehmer Weise zu gebrauchen. Hartebeeste, die früher in Deutsch-Südwestafrika und im ganzen Süden des Kontinents in geradezu ungeheuerlichen Herden vorkamen, sind an manchen Orten ganz verschwunden oder werden nur noch in geringen Rudeln angetroffen.

Von den Gazellenarten ist wohl die schönste und zierlichste der Springbock. Dort, wo des Menschen Fuß seltener hinkommt, trifft man die Springböcke noch in Herden von tausenden. Das Tier sieht rehartig aus, ist auf dem Rücken, am Halse und an den Beinen rostbraun (ungefähr fuchsrot), sonst aber weiß. Das Tier macht den Eindruck,

als sei es von Natur weiß und habe sich eine braune Decke übergehängt, welche am Halse, am Unterleib und an der Unterseite der vier Füße das Weiße freiläßt. Der Kopf ist gänzlich weiß und zeigt nur in der Nähe der Augen und auf der Stirn braune Flecke und Striche. Das Gehörn des Springbocks ist kurz, aber mit sehr scharfen Spitzen versehen. In seinen unteren zwei Dritteln ähnelt es gedrechselten Scheiben, die übereinandergesetzt sind. In diesem Teile hat das Gehörn also eine Menge von scharfen Kanten. Der Springbock ist ein wirklich schönes Tier und sein Fleisch bietet eine vorzügliche Speise, doch ist er sehr schwer zu erjagen. Setzt sich ein Trupp Springböcke, den man beobachtet hat, in Galopp, so kann man jede Hoffnung aufgeben, ihn einzuholen. Das Tier ist nur zu beschleichen. Wenn es sich auf die Flucht begibt, macht es Sprünge von vier Metern Höhe und Weite. Dabei sind seine Bewegungen so leicht, daß man glaubt, es handele sich für die Tiere nicht um die Flucht, sondern um ein leichtes Dahintänzeln.

Eine andere Gazellenart ist der Steinbock, welcher kleiner ist als der Springbock, ebenfalls rötlichbraun gefärbt ist und kurze, kaum fingerstarke Hörnchen hat. Auch der Klippbock ähnelt dem Stein- und Springbock. Als wir in wildreiche Gegend kamen, wurde mit Hilfe der Bastards, von denen ebenfalls einige beritten waren, eine Jagd auf Gemsböcke veranstaltet. Längst, ehe wir sie sahen, hatten die scharfen Augen des Bastards ungefähr vierzig von den eselsgrauen Tieren in der Ebene entdeckt. Da der Wind gut stand, kamen wir vorsichtig reitend an sie heran. Unsere Hunde waren sehr verständig, indem sie schwiegen und hinter uns hertrabten. Als die Tiere uns entdeckten, setzten sie sich in einen unschönen, plumpen Trab und später in Galopp. Da sie die Eigentümlichkeit haben, immer in derselben Richtung weiter zu rennen, wandte der uns führende Bastard die List an, die immer die Jäger in diesem Falle gebrauchen: er ritt in schrägem Winkel auf die Antilopen zu, um ihnen den Weg abzuschneiden. Er nahm die Hunde mit sich und mit rasendem Geblaff jagten die Köter rascher als die Pferde dahin und in die Richtung, welche die Gemsböcke genommen hatten, hinein. Wir ritten langsamer nach und zerstreuten uns in einer Art Schützenlinie über die Ebene. Die

Hunde und die ihnen folgenden Bastard-Reiter zwangen die Gemsböcke, Kehrt zu machen, und in ihrer Verwirrung nahmen sie den Weg an uns vorbei. Wir sprangen von den Pferden, warfen unseren Kleppern die Zügel über den Kopf, sodaß sie mauerstill standen, und konnten nun ruhig knieend oder stehend zielen und Schüsse auf die in kurzer Entfernung von uns vorüberjagenden Gemsböcke tun. Wir gaben Schnellfeuer auf die Tiere und haben wohl eine große Zahl von ihnen verwundet, aber nur zwei blieben im Feuer liegen, und zwar hatte jedes von ihnen eine große Anzahl von Schüssen.

Das Herz eines jeden europäischen Weidmannes und richtigen Jägers wird sich über die Art und Weise, wie die Tiere hier zusammengeschossen werden, empören; es gibt aber in Afrika keine andere Jagd als diese. Das eine der zusammengebrochenen Tiere lebte noch und bekam einen Fangschuß durch den Kopf. Die Hunde wurden von den erschossenen Tieren fortgejagt, dann ging es unter Anleitung des Bastards, der uns führte, sofort an das Ausweiden unsrer Beute. Einige Hottentotten kamen vom Lager her zu Hilfe, als sie beobachtet hatten, daß unsere Jagd Erfolg gehabt hatte. Sie zogen den Gemsböcken das Fell ab, das einen Wert von einigen Mark hat. Die Hunde erhielten die Eingeweide, über welche sie sofort herstürzten und sich dabei um den ekelhaften Fraß bissen und zankten. Dann wurde die Beute zerteilt und in einzelnen Stücken nach dem Lager gebracht. Als Leckerbissen wurde die Leber gebraten, die auch vorzüglich schmeckte. Wir nahmen uns die Filets und den Rücken, den wir an einem Spieß brieten; die Keulen wurden den Hottentotten überlassen, welche unglaubliche Quantitäten von dem Fleisch vertilgten.

Es ist uns später gelungen, an den Wasserstellen an Rudel von Springböcken so nahe heranzukommen, daß man einen sicheren Schuß anbringen konnte. Wir waren mitleidig genug, nicht aus weiter Entfernung auf die Tiere zu schießen. Wir hätten sie dann nur verwundet, ohne sie verfolgen zu können. Die Tiere wären noch meilenweit mit dem Rudel mitgegangen, um dann zusammenzubrechen und in schrecklicher Weise zu verenden, wenn sie nicht schon vorher von Raubtieren getötet wurden. Bei einer der späteren Jagden auf Kuddu-Antilopen, wobei uns auch ein starkes Exemplar zur Beute

fiel, habe ich den größten Ekel empfunden, den ich jemals in Afrika gehabt hatte. Wir waren nur drei Mann mit zwei Hottentotten, die uns führten. Als die Kuddu-Antilope getötet war und wir sie ausweideten, nahm der eine Hottentotte den Magen des Tieres, öffnete ihn und trank das Wasser, das sich in dem Magen befand. Wir waren sehr weit vom Lager entfernt, wir hatten, mit einem Teil unsrer Beute, mehr als eine Stunde zurück zu reiten, ehe wir wieder zum Lager kamen, wir waren über alle Maßen durstig, aber — und hätte es mein Leben gegolten — ich hätte das Wasser aus dem Magen des Tieres nicht trinken können! Wie fade und warm mußte das Wasser geschmeckt haben! Doch pflegen die Hottentotten sich nach den Strapazen der Jagd öfter durch diesen Trank aus dem Magen eines Tieres zu stärken, vorausgesetzt natürlich, daß das Tier kurze Zeit vorher ordentlich seinen Durst gestillt hat.

Das Reisen hatte bei aller Gleichmäßigkeit doch seine Annehmlichkeiten. Die Jagd brachte Abwechselung. Hin und wieder gab es allerdings Hindernisse zu überwinden. Bald waren die Ochsen störrisch, bald gab es Hindernisse, die der Weg mit sich brachte. Wir passierten südöstlich von der Naukluft einige ausgetrocknete Flußläufe mit steilen Ufern, und zwar unter den denkbar schwierigsten Umständen. Erst ging es schräg steil in das Flußbett hinein, dann durch den sehr tiefen und feinen Sand des Flußbetts und auf der anderen Seite wieder hinauf. Wir haben das eine Mal sechsunddreißig, das andere Mal vierundfünfzig Ochsen vor jeden einzelnen Wagen legen müssen, um denselben durch die Flußläufe hindurch zu bekommen. Hier wurde es uns erst klar, welche Anforderungen aber auch an einen Wagen gestellt werden und aus wie gutem Material dieser gefertigt sein muß. Bei der einen Flußbett-Passage riß bei dem vordersten Gespann der lange, aus Riemen geflochtene Ochsenstrick, an dem die achtzehn Ochsen mit ihren Jochen befestigt waren. Es war vorher unbarmherzig auf die Tiere eingehauen worden, und als der Strick riß, gingen sie im Galopp davon. Der Tauleiter, der an der Spitze ging und der die Ochsen dirigierte, wurde ein Stück geschleift und entging wie durch ein Wunder dem Tode. Es dauerte zwei Stunden, ehe die durchgehenden Ochsen wieder zum Stehen und zum Wagen

zurückgebracht wurden. Solche gefährlichen Passagen, bei denen die Tierquälerei nicht gering ist, gibt es aber bei den Wagenfahrten in Südwestafrika viel häufiger, als der Unkundige annimmt. Mir fiel dabei immer die lebhafte und vortreffliche Schilderung des Premierleutnants von François ein:

„Ein tolles Schauspiel ist es, wenn bei solchen Passagen die Eingeborenen ihre gesamte Lungen- und Muskeltätigkeit aufbieten. Es wird dann mitunter an den Wagen das Gespann des nächsten gekoppelt. Alle Treiber und Wächter kommen herbei, ein halbes Dutzend lange Peitschen sausen fortwährend mit lautem Geknall durch die Luft auf die Rücken der armen Ochsen hernieder; der Treiber des Wagens steht auf der Vorkiste und haut mit der Kalewatsche auf die hinteren Ochsen los; etliche greifen helfend in die Speichen ein, alles heult, schreit, johlt, quiekt, tanzt, redet mit Armen und Beinen — kurz, es ist ein Bild zum Verrücktwerden."

Die in der vorstehenden Schilderung erwähnte „Kalewatsche" ist ein Kantschu, der aus einem starken Ochsenriemen besteht und einen Stil von ungefähr anderthalb Meter Länge hat. Nur im äußersten Notfalle wendet man diese Kalewatsche an, denn jeder Hieb erzeugt blutige Striemen. So viel Einsicht hat aber der Ochse auch, daß er seine volle Kraft aufwendet, wenn er die Kalewatsche zu schmecken bekommt, denn er sagt sich, daß es jetzt gilt und daß man ihn nur deshalb haut, weil man von ihm eine besonders tüchtige Leistung erwartet.

Siebentes Kapitel.

Im Pontok.

Nachdem wir fast zwei Wochen unterwegs gewesen waren, kamen wir endlich in Gibeon an und fanden nicht nur unsere Kameraden, sondern auch die Hottentotten hier, deren Bekanntschaft wir schon in der Naukluft gemacht hatten. Wir mußten uns vorläufig in „Pontoks" einrichten. Die Gebäude der Mission, welche seit Jahren verlassen waren, konnten erst allmählich für uns instand gesetzt werden. Wie bereits erwähnt, war die Mission im Jahre 1867 in Gibeon errichtet worden und Hendriks Vater, Moses Witbooi, hatte die Missionare unterstützt, da er wohl erkannte, wie wertvoll der Unterricht war, den sie seinem Volke erteilten. Auch Moses Witbooi hatte schon eine gewisse Erziehung genossen und war ein großer Diplomat und Briefschreiber. Im Anfange der achtziger Jahre gab es sehr häufige Kämpfe, nicht nur zwischen den Hottentotten und Hereros, sondern auch zwischen den verschiedenen Stämmen der Hottentotten, wobei besonders die rote Nation fast vollständig aufgerieben wurde. Während dieser Zeit hatte Moses Witbooi viele Raubzüge unternommen und sich nicht nur am Vieh der Feinde, sondern auch an dem der ganz neutralen Bastards vergriffen. Hendrik verlangte von seinem Vater Moses, er solle den Bastards das Vieh wieder zurückgeben, da er mit ihnen nicht im Kriege lebe. Zu diesem Wunsch wurde er wohl durch seine Frau veranlaßt, die von den Bastards abstammte. Als Moses aber sich weigerte, das geraubte Vieh zurückzugeben, sagte sich Hendrik von ihm los und predigte gegen seinen Vater. Er erklärte öffentlich, wer zu seinem Vater halte, wandle in Dunkelheit und Finsternis und sei kein rechter Christ, wer aber mit ihm (Hendrik) gehe, der wandle im Licht. Hendrik erklärte ferner, Gott habe es ihm offenbart, daß er (Hendrik) der neue Heiland und Prophet seines

Volkes werden solle, jedoch müsse er Frieden mit den Hereros machen und sich von seinem Vater lossagen. Die Redegewalt Hendriks, der damals vielleicht vierzig Jahre zählte, war so groß, daß der größere Teil des Hottentottenstammes sich ihm zuwendete. Die Anhänger seines Vaters wurden Zwartkamps, das heißt schwarze Kämpfer, genannt, weil sie, wie Hendrik sagte, in der Finsternis des Unrechts wandelten, die Anhänger Hendriks aber nannten sich Weißkämpfer, und seit dieser Zeit trugen sie um die Krone ihrer Hüte das weiße Tuch turbanartig geschlungen, das sie für immer als Abzeichen behalten haben. Racheschnaubend und erzürnt über seinen Sohn zog Moses Witbooi aus Gibeon hinaus. Da auch Hendrik den Ort verließ und sich an anderer Stelle ansiedelte, ging die Missionsstation ein. Hendriks Vater, Moses, nahm ein böses Ende, aber doch nur ein solches, wie es jeder Räuberhauptmann verdient: er wurde von einem seiner eigenen Feldkornets, der sich von ihm losgesagt hatte, bekriegt, gefangen genommen und von einem Gericht zum Tode verurteilt. Dieses Urteil wurde am 22. Februar 1888 durch Erschießen vollstreckt. In Gibeon wurde ihm später ein prunkvolles Grabdenkmal errichtet. Seine Anhänger aber gingen zu Hendrik über, der seit diesem Tage alleiniger Häuptling der Witboois wurde und nicht nur die Oberherrschaft der Hottentotten an sich riß, sondern sich in seinem Größenwahn auch als den alleinigen Herrn von ganz Nama- und Damaraland betrachtete.

Neben Hendrik wirkte jetzt in Gibeon sein Sohn, Kleenhendrik, der als Schulmeister und Kantor tätig war. Er leitete den Unterricht der gesamten Jugend und war auch der Gesanglehrer des ganzen Stammes, und wie weit er seine Schüler, vom Knaben und Mädchen bis zum Greis und zur Greisin, gebracht hatte, das hatten wir vernommen, als uns die Hottentotten zum ersten Male durch ihren Chorgesang entzückten. Außerdem war er Schreiber der Briefe, die sein Vater entsandte und spielte im Rat der „Großmänner" eine ziemlich bedeutende Rolle. So selbstherrlich nämlich besonders Hendrik Witbooi als Häuptling der Hottentotten war, so mußte er sich in den inneren Angelegenheiten der Gemeinde doch dem Rat und der Meinung seiner Großmänner fügen.

Da wiederholt vom Briefschreiben die Rede war, so sei erwähnt, daß der Briefträger in ganz Südwestafrika bei den Eingeborenen eine geheiligte Person ist. Es mag das mit einem alten heidnischen Aberglauben zusammenhängen, welcher die Leute veranlaßt, in jedem Schriftstück einen Zauber zu sehen. Ein Briefträger, selbst wenn er vom Feinde kommt und ein Schriftstück bringt, darf nicht verletzt werden, aber auch der Briefträger, der Privatbriefe durch das Land trägt, wird niemals angegriffen, selbst wenn er durch das Gebiet eines feindlichen Stammes geht. Er muß sich nur ordentlich und auf weite Entfernung als Briefträger legitimieren. Es geschieht dies dadurch, daß er eine lange Bambusstange nimmt, diese oben spaltet und einen Brief hineinsteckt; diese Stange trägt er auf der Schulter und sie ist ein weithin sichtbares Zeichen, daß der Träger als Briefträger nicht angegriffen werden darf. —

Wir wohnten also vorläufig in Pontoks, das heißt in den halbkugelförmigen Hütten, wie sie in sehr solider und gefälliger Form die Hottentotten und in sehr lüderlicher Art und Weise die Hereros herzustellen pflegen. Um einen solchen Pontok zu errichten, werden in einem Kreise, der drei bis vier Meter Durchmesser hat, biegsame Äste in die Erde gesteckt, wenn man nicht Bäume, die günstig wachsen, zu dem Gerippe der Pontoks verwenden kann. Die Äste werden durch Zusammenbinden mit Lederriemen nach der Mitte zu gebogen und in einem Punkte vereinigt. Es entsteht so ein Gerippe für einen halbkugelförmigen Bau, und dieses Gestell muß schon wegen der Stürme, die in der Regenzeit wehen und sehr oft zu Wirbelstürmen werden, sehr fest konstruiert sein. Die verschiedenen Akazienarten des Landes liefern kräftige, biegsame Stangen zum Bau dieser Gerippe. Das Gerüst wird mit Binsenmatten belegt, welche auf den Gerüsthölzern festgebunden werden. Die Matten werden aus Binsen höchst kunstvoll geflochten und es ist Sache der Frauen und Mädchen, aus Binsen, die man präpariert, mit Hilfe des Bastes vom Bastdornbaum, die Matten gewöhnlich in einer Länge von vier und in einer Breite von eineinhalb Metern herzustellen. Man braucht fünfzehn bis zwanzig Matten zum Belegen eines Pontoks. Will man ihn absolut wasserdicht machen, sodaß er dem wütendsten tropischen Regen

standhält, so muß man eine doppelte Lage von Binsenmatten anwenden. Im Wasser quellen nämlich die einzelnen Binsen der Matte auf und je länger es regnet, desto wasserdichter wird der Belag des Pontoks. Der Bau einer solchen Behausung ist keineswegs billig. Die Matte hat einen Wert von sechs bis sieben Mark, denn ihre Herstellung ist sehr umständlich und langwierig. Wenn man nun vierzig Matten zu dem Doppelbelag eines Pontoks verwendet, so macht das schon eine Ausgabe von 280 Mark, wenn man gezwungen ist, die Matten zu kaufen. Fenster und Türen hat dieser halbkugelförmige Pontok nicht. Da, wo man ein Fenster oder eine Tür haben will, rollt man die Matte auf. Gewöhnlich befindet sich die Tür nach Osten zu; bläst aber Ostwind, so verlegt man sie nach Westen. Es läßt sich in diesem Pontok, der eineinhalb bis zwei Meter hoch ist, ganz angenehm wohnen, besonders, wenn der Boden mit Lehm, den man mit Ochsenblut vermischt, festgestampft ist und mit Fellen und Matten belegt wird. Selbst das in der Mitte brennende Feuer belästigt nicht allzusehr, denn der Rauch findet durch die verschiedenen Ritzen zwischen den Binsenmatten Abzug.

Nachdem wir uns häuslich eingerichtet hatten, lernten wir eine neue Einrichtung kennen, die uns keineswegs unangenehm war. Wir bekamen nämlich jeder, ohne daß wir etwas dazu taten, einen kleinen Diener, einen sogenannten „Bambusen." Die Knaben der Eingeborenen, sowohl der Hottentotten als der Hereros, drängen sich zu Dienstleistungen bei den Weißen, ohne dafür etwas zu verlangen und ohne in irgendein festes Dienstverhältnis zu treten. Habgier und Genußsucht veranlassen sie, sich freiwillig zu Dienern der Weißen zu machen. Sie wissen, es fällt doch immer etwas für sie ab. Außerdem stehlen sie wie die Raben; die Hottentotten-Bambusen waren wenigstens arg auf Süßigkeiten, auf Tabak und Zigarren. Meist bildeten sie sich aber zu ganz brauchbaren und aufmerksamen Dienern aus. Wenn man seinen Bambusen anständig behandelte, so ging der Bengel für seinen „Mister", wie wir Soldaten von ihnen angeredet wurden, durchs Feuer. Die Bambusen spielen eine große Rolle unter ihren kleinen Stammesgenossen. Sie verfügten gewöhnlich über erbettelten oder gestohlenen Tabak. Sie konnten sich mit Reis und Fleisch

nach Belieben vollstopfen, und die Hottentotten sind, wie bereits erwähnt, über alle Maßen gefräßig. Sie bekamen aber auch zur Belohnung hin und wieder alte Uniformstücke geschenkt und ein solches Kleidungsstück macht einen Jungen beinahe größenwahnsinnig vor Stolz. Es ist uns erzählt worden, daß die Bambusen, die in den Besitz eines Paares Hosen gelangten — natürlich waren es sehr abgetragene, alte Hosen — sofort eine derartige Rolle unter ihren Altersgenossen spielten, daß sie sich nun selbst einen Diener halten konnten, der sich freiwillig ihnen unterordnete. Unsere Bambusen waren, wie gesagt, ganz nette Jungens, denen man nur scharf auf die Finger sehen mußte, und man gewöhnt sich an nichts so leicht, als daran, bedient zu werden. Nach wenigen Tagen schon kam es uns ganz unbegreiflich vor, wie wir allerlei Verrichtungen, wie das Heranschleppen von Wasser oder Feuerungsmaterial, das Beaufsichtigen des Feuers, das Wegjagen der Hunde und ähnliche Arbeiten hatten allein verrichten können.

Die Bambusen hatten sehr scherzhafte Namen erhalten. Bei uns im Lager in Gibeon gingen die Kameraden geradezu darauf aus, verrückte Namen für die Bambusen zu erfinden. „Salami", „Mostrich", „Salmiak", „Opodeldok", „Bromkali" waren die Namen dieser Bengels, wenn sie nicht auffallende deutsche Namen, wie „Friedrich Wilhelm Schulze" oder „Gottlob Jeremias Lehmann" erhielten. Je länger der Name war, desto stolzer war der Bambuse darauf.

Der Nachahmungstrieb, der in allen Kindern, besonders aber in denen der Naturvölker steckt, veranlaßte natürlich unsere Bambusen zum Soldatenspiel. Zur Abendzeit waren sie nie aufzufinden, weil sie dann ihre Exerzierübungen abhielten, über welche wir uns oft halbtot lachen wollten. Mit staunenswerter Geschicklichkeit lauschten sie uns beim Exerzieren nicht nur die Bewegungen ab, sondern sie fertigten sich auch aus Holz Gewehre an, die den unsrigen sehr ähnlich sahen. Selbst der viereckige Ausschnitt zum Einstecken des Patronenrahmens, der sich in unseren Gewehren befand, war bei den Nachbildungen zu sehen. Gewisse Kommandos brachten sie manchmal richtig, meist aber höchst verdreht und komisch klingend heraus. Der Bambuse des Leutnants von Burgsdorff war natürlich der

„Kapitän" der anderen Bambuſen und hielt ein ſtrenges Regiment. Die Bambuſen genoſſen großen Reſpekt bei den anderen Jungens und waren beinahe ſo größenwahnſinnig, wie ihre Väter.

Hier im Lager von Gibeon machten wir auch Bekanntſchaft mit den herumziehenden Händlern. Der Mann, der uns aufſuchte, war ſogar ein früheres Mitglied der Schutztruppe, ein gewiſſer Pohl, welcher nach abgeleiſteter Dienſtzeit im Lande geblieben war. Es gibt wohl keinen härteren und gefährlicheren Beruf, als den des herumziehenden Händlers. Er iſt eigentlich in beſtändiger Lebensgefahr. Er hat nicht nur mit den Unannehmlichkeiten des Klimas, mit Hitze, Kälte, Waſſermangel zu kämpfen, ſondern auch mit den giftigen und wilden Tieren, mit Krankheiten, wenn auch Südafrika die geſündeſte von allen unſeren Kolonieen iſt. Der Händler aber, der monatelang unter kein Dach kommt, der in der trockenen und kalten und in der warmen und naſſen Jahreszeit gleichmäßig im Freien lebt, der tauſend Aufregungen und Anſtrengungen ausgeſetzt war, iſt natürlich wenig widerſtandsfähig, wenn ihn einmal ein Fieberanfall packt. Die Malaria tritt ja leider auch in Deutſch-Südweſtafrika ſtellenweiſe heftig auf.

Die Hauptgefahren aber drohen einem ſolchen herumziehenden Händler von ſeinen Kunden. Kommt er auf eine Werft von Eingeborenen, die noch wenig mit Weißen zu tun gehabt haben, ſo erregen die Schätze, die er im Wagen mit ſich führt, Begehrlichkeit. Wie viele Händler ſind totgeſchlagen worden, lediglich, weil der Häuptling irgendeiner Bande von räuberiſchen Eingeborenen ſich in den Beſitz der Waren des Händlers ſetzen wollte. Das kommt heutzutage nicht mehr vor, weil durch die deutſche Schutzherrſchaft Recht und Geſetz in der Kolonie gelten. Aber wir werden ſehen, daß ſelbſt in der Zeit, in der wir die Schutzherrſchaft in der Kolonie befeſtigten, noch ſolche Ermordungen von Händlern möglich waren. Wenn aber auch der Häuptling den Händler nicht gleich totſchlägt, ſo verlangte er von ihm in der unverſchämteſten Weiſe „Geſchenke". Er ließ ihn ſonſt nicht weiter ziehen oder geſtattete ihm nicht, ſeine Ochſen zu tränken und ſelbſt Waſſer aus dem Loche zu trinken, das ſich neben der Werft befand. Die Eingeborenen zahlten natürlich in

Vieh oder sie ließen „aufschreiben", und mit dem Pumpen, dieser Einrichtung der „Zivilisation", machten sie sich sehr bald vertraut. Sie nahmen auf Kredit, solange es ging, und wenn sie bei einem Händler genug gepumpt hatten, borgten sie bei einem anderen. Es war außerordentlich schwer für den Händler, seine Außenstände bei den Eingeborenen einzutreiben. Drängte er zu sehr, so plünderte man ihn aus oder schlug ihn tot, und hatte er gleich beim Verkauf als Gegenleistung Ochsen empfangen oder erhielt er auf Abschlag ein paar Ochsen, so hatte er sie hunderte von Kilometern weit bis zu seinem Stationsorte zu treiben. Dies war nicht nur mit Kosten, sondern auch mit großen Mühen verknüpft und viel Vieh ging auf dem Transport verloren. Aber der Handel ist eben gewinnbringend. Der herumziehende Händler arbeitet mit 100 bis 150 Prozent Gewinn und deshalb haben sich immer wieder Leute gefunden, die selbst unter den schwierigsten Verhältnissen als herumziehende Händler auch die entlegensten Werften der wildesten Eingeborenenstämme aufsuchten. Heute, wo eine geordnete Rechtspflege im Lande herrscht, verklagt natürlich der Händler den Eingeborenen, der auf Borg von ihm Waren genommen hat und sie ihm nicht bezahlt, und die Gerichte in der Kolonie sind mit Arbeiten, die durch solche Klagen hervorgerufen werden, überhäuft.

Außer solchen herumziehenden Händlern gab es aber, schon lange vor Beginn der deutschen Schutzherrschaft im Lande, auch Händler, die sich an einem Orte festgesetzt und einen „Store" errichtet hatten. Aber auch diese Kaufleute führen kein angenehmes Leben. Auch sie waren auf das Wohlwollen der Eingeborenen, unter denen sie lebten, angewiesen, und die Häuptlinge erlaubten sich nicht nur Bettelei, sondern direkt Unverschämtheiten. Es ist vorgekommen, daß ein Häuptling in den Laden kam, sich nahm, was er wollte, und dann, wenn der Kaufmann Bezahlung verlangte, ihn von seinen Leuten barbarisch durchprügeln ließ. Bei den Zwistigkeiten zwischen den Eingeborenenstämmen kam sehr oft der Store-Inhaber zwischen zwei Feuer. Er wurde von beiden Parteien ausgeplündert und durfte es doch mit keiner von ihnen verderben. Auch die Store-Inhaber hielten aus, weil sie mit großem Profit arbeiteten. Viele von ihnen wären reiche

Leute geworden, wenn nicht durch die fortwährenden Hottentotten-Einfälle auch ihre Viehherden, die ihren ganzen Reichtum ausmachten, sehr oft verloren gegangen wären. Auch die Viehseuche, besonders die Rinderpest vernichtete oft den ganzen Besitzstand eines Kaufmanns und den Erfolg seiner jahrelangen Bemühungen in kurzer Zeit. Welchen Umfang aber die Geschäfte eines solchen Store-Inhabers haben, besonders wenn er allein in entlegener Gegend haust, davon macht man sich in Deutschland kaum einen Begriff. Ein solcher Kaufmann setzt ebenso gut eine einzelne Flasche Bier, wie eine Herde von hundert Rindern um. Er bekommt ganze Wagenladungen von Waren von der Küste oder von der nächsten Eisenbahnstation und verkauft manchmal seine ganzen Bestände, wenn er Glück hat, in kurzer Zeit aus. Allerdings muß er auch Lagerschuppen haben, denn es sammeln sich auch bei ihm Ladenhüter an. Mit welchen verschiedenen Dingen ein solcher Store-Inhaber aber handelt, beweist eine Originalrechnung, welche der schon mehrfach erwähnte Professor Dove eines Tages von einem solchen Store-Inhaber in Otyimbingwe erhielt und welche lautete:

Ein drittel Schaf	3,00	Mark
Lohn und Kost für einen Arbeiter	1,50	„
100 Pfund Feinmehl	50,00	„
Ein Tuch	1,00	„
Eine Flasche Bier	2,00	„
Ein Reitpferd	360,00	„
Summe	417,50	Mark

Die herumziehenden Händler lernen Land und Leute natürlich besser kennen, als jeder andere Europäer, selbst genauer als die Missionare, die doch schließlich sich nur an einem Orte festsetzen und eine Station zu gründen suchen oder verwalten.

Durch diese herumziehenden Händler, besonders durch Pohl erfuhren wir, daß man im Lande, auch unter den Weißen, keineswegs sorglos in die Zukunft blicke. Während wir überzeugt waren, daß mit der Unterwerfung Hendrik Witbooi's der Frieden im Lande auf lange Zeit hinaus gesichert sei, dachten die Landeskundigen anders.

„Seht einmal," meinte Pohl, „auf die Eingeborenen macht die

Niederlage Hendrik Witboois gar keinen Eindruck. In ihrem Größenwahn sind sie überzeugt, daß, wenn sie, das heißt irgendein beliebiger anderer Stamm als der Hendrik Witboois, mit den Deutschen in einen Krieg gerieten, sie doch die Deutschen unterkriegen würden. Was aber das Schlimmste ist: die Hereros werden jetzt frech werden, nachdem sie die Geißel, welche Hendrik Witbooi für sie gewesen ist, für immer losgeworden sind. Solange die Hereros von den Hottentotten bekriegt und beraubt wurden, hatten sie natürlich mit ihren Feinden zu tun und konnten nicht daran denken, sich gegen die deutsche Schutzherrschaft aufzulehnen. Im Gegenteil, sie waren unsere geschworenen Freunde, solange sie hofften, daß wir sie gegen Hendrik Witbooi schützen würden. Auch jetzt sind sie jedenfalls sehr dankbar dafür, daß die Schutztruppe sie endlich von den Räubereien der Hottentotten befreit hat. Aber nun kommen eben gute Zeiten für die Hereros, sie werden sicher und friedlich in ihren Werften leben, und das wird ihnen auf die Dauer langweilig. Ich versichere Euch, es wird nicht lange dauern und die Hereros werden an die Stelle Hendrik Witboois treten und sich so unverschämt gegen die deutsche Schutzherrschaft benehmen, daß es zum Kriege mit der Bande kommen wird. Wenn dann nur Hendrik Witbooi sein Versprechen hält und nicht mit den Hereros gemeinsame Sache macht. Bleibt aber Hendrik Witbooi treu, dann sind noch andere Hottentottenstämme da, auf die er gar keinen Einfluß hat, wie die Khauas-Hottentotten östlich von Gobabis und dann die verschiedenen Stämme, die südlich von der Linie Swakopmund—Windhuk—Gobabis leben. Außer den Bastards ist ja dieser ganze Süden der Kolonie nur von Hottentotten bevölkert, die zwar untereinander seit Jahrhunderten Krieg geführt haben, sich aber höchstwahrscheinlich sofort zusammenschließen werden, wenn es gilt, die Deutschen aus dem Lande zu jagen."

Wir wußten, daß Pohl mit den Landesverhältnissen sehr vertraut war, und wir begannen uns daher auch für die Hereros zu interessieren, die wir flüchtig schon auf unserem Marsch von Swakopmund bis zur Naukluft kennen gelernt hatten. Die Hereros nehmen das ganze Gebiet nördlich von der West-Ostlinie Swakopmund-Gobabis ein und nur die Berg-Damaras, die Schwarzbooi- und die Toopnaar-

Hottentotten haben sich in diesem nördlichen Teil neben den Hereros angesiedelt.

Die Héreros (der Ton liegt auf der ersten Silbe) gehören zu den Bantu-Völkern. Sie sind genau derselbe Volksstamm, wie die Kaffern in der Kapkolonie und den früheren Buren-Republiken. Sie werden auch in Deutsch-Südwestafrika häufig „Kaffern" genannt. Sie sind, wie bereits erwähnt, prächtige Gestalten, riesengroße Leute und zum größten Teil noch unkultiviert. Etwa 15 Prozent sind heutzutage Christen; die übrigen sind Heiden und noch barbarischer als ihre christlichen Stammesgenossen. Bei den christlichen Hereros gehen Männer und Frauen europäisch gekleidet. Der heidnische Herero bekleidet sich meist nur „mit Atmosphäre," das heißt er geht nackt und trägt nur um die Hüften einen Riemen, von dem zahlreiche einzelne Riemen aus Ochsenleder senkrecht herunterhängen. Die Frauen der heidnischen Hereros sind zum Teil in Felle gehüllt, scheinen aber als Hauptbekleidung das Fett zu betrachten, mit dem sie sich einreiben und das auf ihrem Körper glänzt. Bei der Schutztruppe erhielten sie wegen ihres fettglänzenden Äußeren sehr bald den Namen „Ölsardinen" und man ging ihnen in weitem Bogen aus dem Wege, weil sie infolge des ranzig gewordenen Fettes einen sehr unangenehmen Geruch entwickelten.

Die Hereros sind Viehzüchter, ebenso wie die Hottentotten. Der Unterschied zwischen diesen beiden Stämmen, der gelben und der schwarzen Rasse in Südwestafrika, bestand nur darin, daß die Hereros das Vieh züchteten und die Hottentotten es ihnen stahlen. Die Hottentotten fraßen alles Vieh auf, das sie in ihre Gewalt bekamen, während der Herero nur bei besonderen Festlichkeiten ein Rind schlachtet. Seine Leib- und Magenspeise ist die „Omeire," die dick gewordene Sauermilch, die er noch lieber genießt, als die „Omeichi," die süße Milch. Der Herero liebt sein Vieh ungefähr so wie ein europäischer Sportsmann seine Pferde. Gute Ochsen verkauft der Herero nur im Notfall; eine gute Zuchtkuh ist von ihm selbst für schweres Geld kaum zu haben. Es soll sogar eine Art Kultus des Rindviehs bei den Hereros existieren und sie sollen gewisse Ochsen als heilig verehren. Wie bereits mehrfach erwähnt, zeichnen die Hereros

sich durch ihre fabelhafte Unverschämtheit und besonders durch ihre Bettelei aus. Selbst der mächtigste Häuptling schämt sich nicht, um eine Flasche Schnaps, um eine Platte Tabak, selbst um eine einzelne Zigarre zu betteln. Sie sind ebenso eitel und stolz wie die Hottentotten, aber auch mindestens ebenso tapfer wie diese.

Wenn man das Verhältnis, in dem die Hereros zur deutschen Schutzherrschaft standen, in dem Augenblick, in dem Hendrik Witbooi besiegt wurde, richtig beurteilen will, muß man einen kurzen Rückblick auf die Entstehung der deutschen Schutzherrschaft im Lande werfen.

Im Jahre 1883 hatte der Bremenser Kaufmann Adolf Lüderitz die Bucht von Angra Pequena für wenig Geld und einige Gewehre von den Hottentotten-Häuptlingen gekauft. Lüderitz erbat sich von der deutschen Regierung für seine Erwerbung den Schutz des Deutschen Reiches. Dagegen erhob England Einspruch, indem es behauptete, es betrachte die ganze Westküste Südwestafrikas vom Oranjefluß bis zum Flusse Kunene, welcher die südliche Grenze des portugiesischen Gebietes bildete, als sein Eigentum. Irgendwelches Recht auf diesen Anspruch hatte England nicht; es fürchtete nur, daß sich die Deutschen in Südwestafrika in der Nähe seiner Kolonien festsetzen würden. Die Erregung in England über die Absicht der Deutschen, die südwestafrikanische Küste zu besetzen, war eine überaus große. Die englischen Zeitungen drohten sogar, daß man die Deutschen mit Gewalt verhindern würde, sich in der Nähe der Kapkolonie zu etablieren. Darauf sandte am 24. April 1884 der Reichskanzler Fürst Bismarck an den deutschen Konsul in der Kapstadt folgende Depesche:

„Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die englischen Kolonialbehörden, ob seine Erwerbung nördlich vom Oranje-Strom auf deutschen Schutz Anspruch habe. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassung unter dem Schutze des Deutschen Reiches stehen."

Der energische Ton dieser Depesche wirkte in England geradezu verblüffend. Es gab noch eine Zeit lang viel Geschrei in den englischen Zeitungen, dann aber beruhigte man sich und verzichtete doch darauf, wegen des Küstenstriches in Südwestafrika einen Krieg mit Deutschland anzufangen. England behielt sich aber die Herrschaft

über die an der Küste entlang liegenden kleinen Inseln, die sogenannten Guano-Inseln, vor, ebenso auf die Walfisch- und die Lucia-Bai. Es wurde auch sofort eine Expedition in England ausgerüstet, um sich des großen Gebietes, welches durch die Kalahari-Wüste und die südlich davon gelegenen Länder gebildet wird, unter dem Namen „Britisch Betschuanaland" zu versichern. Vor allem lag den Engländern daran, sich keilförmig zwischen das neue deutsche Gebiet und die Burenrepubliken in Südafrika hineinzuschieben.

„Nachdem Fürst Bismarck" — so schreibt Premierleutnant F. J. von Bülow — „durch das Telegramm an die Kapsche Regierung vom 24. April 1884 die Südwestküste Afrikas vom Kunene bis zum Oranjefluß unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt hatte, entsandte er einen Kommissar in der Person des Dr. Goering, welchem Herr Nels als Sekretär und Herr von Goldammer als Polizeimeister beigegeben waren, nach Angra Pequena, woselbst der Gründer der Kolonie, Herr F. A. E. Lüderitz aus Bremen, Land erworben hatte und eine Handelsstation errichten wollte. In dem Besitze der Firma Lüderitz folgte sehr bald die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, welche nach und nach den ganzen Küstenstrich bis zum Kunene in einer Breite von zwanzig geographischen Meilen durch Kaufverträge mit dem Topnaar-Häuptling Pitheibib, den Zwartbooi-Hottentotten und den Hottentotten Jan Uichamabs erwarb und hierzu noch das Land zwischen Tsoauchaub (Swakop) und Kuisib bis östlich an Windhuk fügte, welches Jan Jonker ihr kurz vor seiner Vernichtung gegen eine Rente von monatlich fünf Pfund Sterling abtrat. Außerdem erhielt diese Kolonialgesellschaft durch eine Verleihung des Herero-Oberhäuptlings Maharero das Recht, in seinem Gebiete nach Erzen zu suchen und dieselben abzubauen, wofür dem Maharero eine prozentuale Abgabe gezahlt werden sollte. Das Reich betrachtete die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika als selbständige, mit Hoheitsrechten zu versehende Besitzerin des Landes. Obgleich es niemals ausgesprochen wurde, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch die Erwerbungen des Reiches durch Schutzverträge im Hinterlande, speziell mit den Hereros, dem Besitz der Kolonialgesellschaft zugesellt worden wären. Als nun der Kaiserliche Kommissar sich in Angra Pequena und dem dazu

gehörigen Hinterlande umgesehen hatte, erkannte er sogleich, daß dort, in jenen dürren und dünn bevölkerten Steppen, der Schwerpunkt unserer kolonialen Entwickelung niemals liegen würde, und zog deshalb über Walfischbai nach dem Norden, von dessen Reichtum an Rindern ihm viel erzählt worden war. So erreichte Dr. Goering Otyimbingwe, woselbst er den Sitz der Regierung einrichtete. Die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hatte inzwischen einen Vertreter hinausgesandt, welchem ein Bergamt mit zwei Beamten und eine Schutztruppe aus zwei Offizieren und mehreren Unteroffizieren beigegeben wurden. Das Bergamt konnte nicht viel in Wirksamkeit treten, da wohl Gold und Kupfer an vielen Stellen gefunden, aber doch nicht in abbauwürdiger Menge vorhanden war; die Schutztruppe aber, welche sich aus Eingeborenen rekrutieren sollte, kam über einen sehr kläglichen Anfang nicht hinaus und mußte bald aufgelöst werden. Es blieb nur der Handel mit Ochsen übrig, aber selbst zu diesem reichten die Mittel der Kolonialgesellschaft nicht aus, welche sich darauf beschränkte, die wüstesten Striche des Landes zu besitzen und sich in Otyimbingwe und Walfischbai einen Berichterstatter zu halten. Der Stab der Regierung und ein Bergbeamter wurden vom Reiche übernommen und auch der letztgenannte kehrte im Frühjahr 1891 in die Heimat zurück. So war denn Dr. Goering auf sich selbst angewiesen. Dieses machte sich ein englischer Untertan, Robert Lewis, zu Nutzen, ein Mann, der von klein auf zwischen den Hereros gelebt und sich ihre Sprache und Unsitten angeeignet hatte — was ihm bei seiner sehr geringen Bildung wohl nicht schwer gefallen ist. — Er wiegelte die Hereros gegen die Deutschen auf und veranlaßte den alten Maharero, die Verleihung des Bergregals an die Kolonialgesellschaft zurückzunehmen und dafür eine ihm, Robert Lewis, angeblich früher erteilte Generalkonzession zum Abbau von Minen, zum Bau von Eisenbahnen usw. als allein gültig anzusehen. Bei einer Versammlung in Okahandya, welcher auch Dr. Goering persönlich beiwohnte, kam es zu einem sehr unangenehmen Auftritt, indem Maharero erklärte, daß er ganz auf der Seite des Robert Lewis stände und nichts mehr von den Deutschen wissen wolle. Daraufhin mußte Dr. Goering sich zurückziehen und um seiner Familie

persönliche Beschimpfungen zu ersparen, begab er sich nach der Walfischbai. Als die Kunde von den Vorfällen in Südwestafrika in der Heimat bekannt wurde, schickte der Reichskanzler sofort eine Abteilung von zwanzig weißen Soldaten, welche als Freiwillige angeworben waren, unter Führung des Hauptmanns v. François und dessen Bruder nach Walfischbai ab, wo sie im Juli 1889 eintraf, um sofort nach Otyimbingwe abzumarschieren. Hier angekommen, erkannte Hauptmann v. François, daß er seine rein friedliche Aufgabe an diesem Hauptzielpunkt der Witbooischen Raubzüge nicht würde durchführen können, und daß er ebensowenig in der Lage war, bei den schlechten Futterverhältnissen die für ihn nötigen Pferde, Zug- und Schlachtvieh am Orte zu halten. Er marschierte daher nach mehrtägigem Aufenthalte wieder ab, wurde jedoch von den Hereros, welche glaubten, daß die Truppen sie gegen Hendrik schützen würden, und deshalb in heißer Liebe für sie entbrannt waren, beinahe tätlich aufgehalten. Um seinen Willen durchzusetzen, ließ Hauptmann v. François seine Leute laden und sich schußfertig aufstellen, worauf zwar die Hereros sich in gemessene Entfernung zurückzogen, aber mit einem Schlage von den besten Freunden in die ärgsten Feinde der deutschen Soldaten verwandelt waren. In der Tat war die Wut der Hereros eine so große, daß sie sicher eine Demonstration gegen die Truppe versucht hätten, wenn — ein Führer zur Stelle gewesen wäre. Aber dieser fehlte — wie immer — und so verlief die Erbitterung im Sande, obschon eine gewisse Bitterkeit, welche aber wohl mehr persönlicher als allgemeiner Natur war, gegen die Truppe bis 1894 bestanden hat. Hauptmann v. François setzte sich nun in Tsaobis fest, woselbst auch Herr Nels als Vertreter des Kommissars in einer Strohhütte residierte, um jedoch bald nach Otyimbingwe zurückzukehren. Auf den Bericht des Hauptmanns von François über den Vorfall in Otyimbingwe wurde eine neue Verstärkung von dreißig Mann herausgesandt, so daß seit dem Februar 1890 fünfzig Mann vorhanden waren. Mit diesen unternahm Hauptmann v. François größere Reisen nach dem Ngami-See und nach dem Okavango, von welcher Reise er erst im März 1891 zurückkehrte, während Leutnant v. François den Sitz der Truppe nach Windhuk

verlegte und mit dreißig Mann von November 1890 bis Januar 1891 einen Zug durch das Herero-Land machte. Dr. Goering verließ Südwestafrika im Herbst 1890 für immer, und Herr Nels hatte von diesem Zeitpunkte ab die Leiden der politischen, richterlichen und Verwaltungsgeschäfte. Der Truppe fiel nur eine ganz passive Tätigkeit zu, welche zur Unterstützung des deutschen Ansehens und darin bestehen sollte, daß den Offizieren Gelegenheit geboten war, ihre Gegner kennen zu lernen und die Mittel zu bemessen, mit denen sie geschlagen werden könnten."

Da die Truppe damals immer noch zu schwach war, um selbständig gegen irgendeinen der sich befehdenden südwestafrikanischen Volksstämme vorzugehen, mußte man zu diplomatischen Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen. Es mußte eigentlich den Hereros daran liegen, ein Schutz- und Trutzbündnis mit den Deutschen zu schließen. Die Hereros aber wichen bindenden Erklärungen aus und ihr Häuptling, der alte Mahahero, soll sogar Hendrik Witbooi selbst mitgeteilt haben, daß die Deutschen sich mit den Hereros gegen die Hottentotten verbünden wollten.

Sehr bezeichnend, sowohl für den Schreiber, als für den Empfänger und für die ganzen damaligen Verhältnisse in Südwestafrika ist ein Brief, den Hendrik Witbooi in jener kritischen Zeit an den angesehensten Häuptling der Hereros schrieb und welcher im Auszug lautete:

Hoornkranz, den 30. Mai 1890.

Wohlgeliebter Kapitain Mahahero Tsamaua!

An dich, als Oberhaupt von Damaraland, schreibe ich heute diesen Brief, denn ich habe einen Brief von Dr. Goering empfangen, und ich habe große Dinge aus diesem Briefe gehört, und diese Dinge haben mich die Notwendigkeit sehen lassen, dir etwas zu sagen. Ich habe aus dem Briefe Dr. Goerings gehört und verstanden, daß du die deutsche Beschirmung angenommen hast, und daß Dr. Goering dadurch Einfluß und volles Recht bekommen hat, etwas zu können, zu befehlen und anzuordnen über unsere Landesverhältnisse und auch in unserem Krieg, welcher von alters her zwischen uns besteht,

— so bin ich sehr über dich erstaunt und nehme dir dies sehr übel, denn du nennst dich selbst, daß du Oberhaupt von Damaraland bist, und das ist auch wahr, denn dies trockene Land wird nur mit zwei Namen bezeichnet, Damaraland und Namaland, das will sagen, das Damaraland gehört allein der Herero-Nation und das ist ein selbständiges Königreich auf seinem Grunde, und Namaland gehört allein an rotfarbige Nationen und das sind auch selbständige Königreiche, und alles beides sind verschiedene Königreiche, und es wird auch erzählt von Ländern weißer Menschen, wie Deutschland, England usw., so wie die Länder heutzutage sind, und das sind überseeische Länder und das sind auch selbständige Königreiche, und alle verschiedenen Völker haben ihre eigenen Könige und jeder derselben hat sein eigenes Land und Volk, worüber er allein zu regieren und zu befehlen hat, so daß kein anderer Mensch oder Kapitain Recht hat, mit Gewalt zu befehlen und anzuordnen, ihm zu sagen, du sollst so tun und du sollst so nicht tun, denn jeder König auf dieser Welt, das ist nur ein Vertreter von unserem allgroßen Gott und ist allein diesem großen Gott Verantwortung schuldig, dem König aller Könige und Herrn aller Herren, vor welchem wir alle, die unter dem Himmel leben, unsere Kniee beugen müssen und bei ihm allein Hilfe, Rat, Kraft, Beschirmung und Trost erbitten in all diesen schweren Umständen dieses Lebens, denn er gibt allen gerne, allen, die ihn bitten. — Aber, lieber Kapitain, du hast nun andere Regierung angenommen und dich in die Hände dieser Regierung gegeben, um von dieser menschlichen Regierung beschirmt zu werden vor allen Gefahren, zuerst und zunächst vor mir in diesem Kriege, der von alters her zwischen uns besteht, um dafür beschirmt und beschützt zu werden von der deutschen Regierung. Aber lieber Kapitain, weißt du, was du getan hast und für wen du es getan hast? Oder haben dir andere Menschen dazu geraten? Oder hast du es aus deinem eigenen selbständigen, erleuchteten Verstand getan? Vielleicht hast du mich allein in deinem Herzen und in deinem ganzen Leben als Hindernispfahl stehen sehen und als einen Stein des Anstoßes, darum hast du diese mächtige Regierung angenommen, um mich mit diesen mächtigen Mannen zu vernichten, das ist wahrscheinlich dein einziger Gedanke, daß du dies getan hast;

aber es ist sehr schwer sagen zu können und zu wissen, ob es dir gelingen wird oder nicht, mich zu vernichten, aber es scheint mir, daß du nicht genügend auf deinen Vorteil gesehen hast, für dein Land und Volk und auch für deine Nachkommen und auch für dein Kapitainschaftsrecht, und denkst du denn, daß du alle diese selbständigen Rechte behalten wirst, nachdem du mich vernichtet haben wirst, wenn es dir gelingt, wie du es denkst; aber, lieber Kapitän, du wirst zum Ende schwer bereuen und du wirst darüber ewige Reue haben, daß du dein Land und dein Regierungsrecht in die Hände der Weißen gegeben hast. Denn unser Krieg, den wir führen, der ist nicht so arg und so schwer, wie du dir denkst, daß du eine so schwerwiegende Sache getan hast. Denn unser Krieg besteht auf sicheren Punkten und Ursachen, und dieser Krieg soll auch wieder zum wahren Frieden gebracht werden durch den Willen und den Beschluß des Herrn, wenn der Krieg seinen Zweck erfüllt haben wird, seinerzeit; denn du weißt, daß dieser Krieg nicht unrechtmäßig ist und daß er nicht ohne Ursache entstanden ist, sondern daß er durch deine unrechtmäßigen Handlungen entstanden ist, durch dein menschenmordsüchtiges Herz, was du von alters her hast, bis zu dem heutigen Tag, welches Herz auch nicht durch die anhaltenden Predigten des Evangeliums verändert werden konnte, indem du nicht einen einzelnen Menschen, welchen du im Felde betrifft, leben lassen konntest. Du machst vielmehr gleich schlechte Pläne, diesen Menschen zu ermorden, ohne Schuld und Ursache. Jemand im Kriege tot zu machen, das ist ein freies Werk, aber selbst in dieser Hinsicht gehst du zu weit und handelst unmenschlich, dadurch, daß du Menschen mit Beilen erschlägst und lebendigen Menschen mit Messern die Kehle durchschneidest und tote Leichname, die schon lange begraben sind, ausgräbst, Frauen und Kinder totmachst, wie du im vergangenen Jahre, bei meiner Abwesenheit von Hoornkranz, meine Frauen und Kinder getötet hast; so machst du immer tot, wen du bekommst, ob dies eine Frau, ein Kind oder ein Diener ist, ob der betreffende rot oder weiß ist. Du betrachtest keinen Menschen als Mensch, als Geschöpf Gottes, und um dieser Geschöpfe willen hat der Herr das Gebot gegeben, du sollst nicht töten was uns allen im Evangelium gepredigt worden ist, aber dies alles ist bei dir nichts.

Du haſt nun kürzlich einen unſchuldigen Mann, den Hermanus van Wyck, der mit dir im Frieden ſtand, ermordet und um dieſer Handlungsweiſe willen iſt dieſer Krieg entſtanden, denn der Herr hat auch wieder dies Mittel zum Krieg auserſehen, ob er dich dadurch vielleicht nicht zur Bekehrung bringen kann und zur wahren Erkenntnis der Wahrheit und Gerechtigkeit und der Gottesfürchtigkeit und um den Menſchen als Menſch zu achten. Aber trotz alledem hoffe ich, daß dieſer Krieg von uns zum Ende zum Frieden kommen ſoll. Aber dieſe Sache, die du getan haſt, daß du dich in die Regierung der weißen Leute hineingegeben haſt und daß du meinſt, weiſe gehandelt zu haben, das ſollſt du ſo fühlen, als ob du die Sonne auf dem Rücken trägſt. — Denn ich weiß nicht, ob du genugſam über dieſe Handlung nachgedacht haſt und ob du verſtanden haſt, daß du dich in deutſche Beſchirmung begeben haſt. — Ich weiß nicht, ob du und deine Herero-Nation die Sitten und Geſetze und das Benehmen dieſer Regierung verſtehen werden und lange es im Frieden und Ruhe aushalten werden, denn du wirſt die Handlungen Goerings nicht verſtehen und nicht mit denſelben zufrieden ſein, denn er wird nicht mit deinen gewohnten Geſetzen handeln und wandeln, aber das wirſt du zu ſpät erkennen, denn du haſt ihm ſchon das volle Recht gegeben, und er wird ſich nun nicht mehr unter dich beugen und du wirſt dich auch nicht ſeinem Willen fügen wollen, aber das wird dir nichts mehr helfen, denn du haſt dich ſchon unter ſeine Macht begeben, denn ich weiß, Dr. Goering und du gehört verſchiedenen Nationen an und ihr ſeid von jeher nicht gute Freunde miteinander geweſen, ſondern ihr habt nur dieſe Freundſchaft geſchloſſen, allein um mich zu vernichten, ſo wie Herodes und Pilatus getan haben, um den Herrn Jeſus aus dem Wege zu räumen, haben ſie ihre eigentlich beſtehende Feindſchaft und ihre Sachen wenig geachtet und aufgeſchoben. Weiter, lieber Kapitain! Daß du dich ſchwach und hilflos gefühlt haſt, das verwundert mich nicht, aber daß du dich, anſtatt zu Gott, unſerem Beſchirmer, zu flüchten und dieſen anzurufen: „Herr hilf mir und beſchirme mich,“ dich zu ſeinen Geſchöpfen wendeſt, rufſt und ſagſt: „beſchirme mich,“ das wundert mich. Und da du dich nun unter eine andere mächtige Regierung

gestellt hast, wie steht es nun mit deiner selbständigen Kapitainschaft? und bist du noch Oberhaupt von Damaraland? Ich verstehe nicht, wie du dich so noch nennen kannst, denn du hast einen ander über dich gestellt und du dich unter jenen gestellt, unter seine Beschirmung, und der oben steht, ist Oberhaupt, und wer unten steht, ist Unterhaupt, denn er steht unter ihm. ..... Denke aber nicht, daß ich diese Worte nur darum gesprochen habe, weil ich bang und besorgt bin vor der großen Gefahr, womit du meinst mich zu schrecken; nein, das würde mir nur ungemein leid tun und mich schmerzen, wenn ich den Herrn des Himmels den wahren Heiland und Beschirmer nicht hätte und nicht festhalten würde, und wenn ich mich, wie du es getan hast, nach menschlicher Hilfe umsehen würde, das wäre all mein ernstes und höchstes Bereuen, mein Unglauben und mein Kleinglauben.

So sei denn herzlichst gegrüßt. Ich bleibe

Kapitain Hendrik Witbooi von Hoornkranz."

Zwischen der Schutztruppe und den Hereros kam es also zu keinem definitiven Bündnis. Nur mit den Bastards, die sich später als so wertvolle Bundesgenossen erwiesen, kam ein Freundschaftsvertrag zustande. Als dann durch den Angriff auf Hoornkranz und die Vertreibung Hendrik Witboois mit seinen Leuten aus ihrem bisherigen Wohnsitz der Krieg der deutschen Schutztruppe gegen die Hottentotten begann, waren die Hereros neutral, denn sie gönnten den Hottentotten jede Demütigung und Züchtigung. Nachdem sie aber von ihrem ärgsten Feinde befreit waren, mußte man annehmen, daß sie mit anmaßenden Forderungen an die deutsche Regierung herantreten würden, und die späteren Ereignisse haben diese Vermutung nur zu sehr bestätigt.

Achtes Kapitel.

Krankheit und Herzeleid.

Wir waren allmählich in die Regen- und Gewitterzeit hineingekommen und schon während unserer Fahrt nach Gibeon hatten wir Gewitter zu überstehen gehabt. Wie bereits erwähnt, sind die Monate Mai, Juni, Juli vollkommen regenlos, höchstens gibt es im Mai einmal ausnahmsweise einen kleinen „Spritzer". Im August beginnen die Gewitter, und nach den Beobachtungen der meteorologischen Station Windhuk gibt es durchschnittlich im August zwei Gewittertage; im September keinen Gewittertag, aber einen Abend mit Wetterleuchten. Für die folgenden Monate lauten die Zahlen (die eingeklammerten Zahlen bedeuten, daß nur Wetterleuchten ohne Gewitter stattfand): Oktober 2 (4); November 5 (7); Dezember 16 (12); Januar 11 (4); Februar 12 (11); März 4 (13); April 5 (12).

„Wahrhaft tropisch," so schreibt Professor Dove, „kann man die Niederschläge nennen, welche die Wolken in der Regenzeit über den Hochländern des Inneren entladen. Dann ist der Himmel im Januar und Februar mit großer Regelmäßigkeit an den Vormittagen klar und von reiner, tiefer Bläue. Gegen zehn Uhr jedoch zeigt sich weißliches Haufengewölk, das immer mehr an Ausdehnung zunimmt. Hat der Wind einen oder mehrere Tage aus nördlicher Richtung geweht, so ballen sich zu der Mittagszeit die Wolken dichter zusammen, bis schließlich eine dunkle Wand den nördlichen und östlichen Horizont bedeckt. Gegen zwei Uhr nachmittags ertönt gewöhnlich der erste Donner, denn die meisten Güsse dieses Landes sind von elektrischen Entladungen begleitet. Dann erwacht der Gewitterwind und indem er über das Tal dahinbraust, bringt er

eine plötzliche Kühle mit sich. Und nun dauert es nicht mehr lange, dann sieht man, wie die schwarze Wand heranrückt, eine Bergeshöhe nach der andern in ihren Schleiern verbergend. Noch einige Minuten und es prasselt los mit einer Gewalt, von der man sich bei uns in Europa keinen Begriff machen kann. Die ungeheueren Tropfen folgen sich oft mit solcher Geschwindigkeit und Stärke, daß es nicht möglich ist, Häuser oder Bäume, die weiter als fünfzig Meter entfernt sind, zu erkennen. Dabei verursachen die niederschießenden Wassermassen ein Prasseln und Tosen auf den Dächern, daß man die Stimme zu einem lauten Geschrei erheben muß, um sich verständlich zu machen, und daß das Rollen des Donners zeitweilig von dem Lärm des Regens vollständig übertönt wird. Wen sein Unstern im Freien von einem solchen Tropenregen überrascht werden läßt, der ist binnen drei Sekunden bis auf die Haut durchnäßt, denn kein Schirm ist imstande, diese herabschießenden Wasserstrahlen abzuhalten. ..... Wenn im Oktober oder später die ersten Regen im Gebirgslande gefallen sind, beginnen sich die dünnen Äderchen, denen man von Zeit zu Zeit begegnet, zu kleinen Bächen zu verstärken. Bald darauf, wenn der Himmel sich häufiger mit schwerem Gewölk umzieht und die ersten heftigen Gewittergüsse in den höchsten Teilen des Landes stattfinden, wachsen diese Bäche an, und hat dann die eigentliche Regenzeit eingesetzt, so beginnt der Fluß „abzukommen". Nach einem besonders heftigen Sturzregen hört man, am Ufer des Bergflusses stehend, erst leise, dann immer stärker ein donnerähnliches Geräusch. Wie aus der Erde hervorbrechend schwillt der eben noch ruhig dahin rieselnde Bach empor. Plötzlich zeigt sich oberhalb unseres Standortes in der breiten Rinne eine tosende Wassermenge, die mit fabelhafter Schnelligkeit heranrückt, ein sprudelnder, brausender Strom, der oft einen Teil der Uferwand hinabreißt und von dessen Gewalt die mächtigen Stämme entwurzelter Bäume, die er nicht selten mit sich führt, ein deutliches Zeugnis ablegen.

In einem ergiebigen Regenjahre gleichen die wichtigen Entwässerungsadern des Landes an Fülle unseren mittleren deutschen Flüssen, nur daß sie diese an Kraft des Stromes und Heftigkeit

des Fließens weit übertreffen. Wehe dem Wagenführer, der sich unvorsichtig in eine solche talwärts eilende Wassermasse hineinwagt. Er kann unter Umständen von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, unter Zurücklassung seines Gefährtes und Gespannes das nackte Leben zu retten. Es ist vorgekommen, daß selbst schwerbeladene Wagen mit ihrem Vorspann von Ochsen von den Gewässern überrollt und weggerissen wurden. So ist es erklärlich, daß die größeren Stromrinnen des Landes nach heftigen Regen die Frachtführer zwingen können, wochenlang auf das Fallen des Wassers zu warten. Fast sechs Wochen mußten wir Anfang 1893 auf das Eintreffen einiger sehnlichst erwarteter Ochsenwagen harren, die am mittleren Kuiseb festlagen und uns dadurch nötigten, alle möglichen Entbehrungen mit dem tröstlichen Bewußtsein zu ertragen, daß das Ende derselben sich ebenso gut noch um Monate verzögern konnte.

Auch in gewöhnlichen Jahren darf man übrigens diese Ströme nicht unterschätzen. Die Wassermenge, die im Mittel der Swakop in der Zeit seines Abkommens dann zu Tale fördert, beträgt reichlich eine Million Kubikmeter in der Stunde und außerordentlich groß ist noch lange nachher der unterirdisch aufgespeicherte und langsam zum Ozean fließende Vorrat. Major Leutwein fand sogar einige Zeit nach dem Ende einer mäßigen Regenperiode den großen Fischfluß im Nama-Lande noch so stark strömend, daß er ihn mit der Lahn bei Gießen verglich. Und ein Land mit solchen Flüssen hält man bei uns zu Hause bis auf den heutigen Tag für eine Wüste! ..... Oft gibt es an einem Tage während der Regenzeit mehrere Gewitter, und in einer besonders nassen Zeit kann es vorkommen, daß sie sich in einen ergiebigen Landregen verwandeln, der zwölf Stunden und darüber anhält. Noch prächtiger aber als die dunkle Glut, in der an einem Regentage die Sonne untergeht, ist das ununterbrochene elektrische Feuer (Wetterleuchten), das bisweilen abends die Höhen ringsum erhellt und das auf kurze Zeit das ganze Land taghell erleuchtet. Wie eine Geistererscheinung tauchen überall am Horizont die Berge vor dem blauen Leuchten auf, um erst nach Sekunden wieder gänzlich in der Finsternis zu versinken. Rabenschwarz sind wieder andere Nächte in dieser Zeit und nun treten Laternen in der

verschiedensten Form und Größe in ihr Recht, denn auch in dieser Zeit der langen Tage beginnt die volle Dunkelheit bald nach sieben Uhr, und wen sein Weg dann noch ins Freie führt, der wird nur ungern ohne Licht gehen, da jetzt schleichendes und kriechendes Getier aller Art in Gras und Gebüsch sein Wesen treibt."

Unser Dienst in Gibeon bestand im Exerzieren, in Zielübungen, im Scheibenschießen und in häufigen Patrouillenritten. Es lag in unserem eigenen Interesse, in der Umgegend möglichst genau Bescheid zu wissen, und wir unternahmen in größeren und kleineren Gruppen Aufklärungsritte, welche manchmal mehrere Tage dauerten. Von einem dieser Ritte kam ich sehr ermüdet zurück nach Gibeon. Obgleich wir nur zwei Tage fortgewesen waren, weder Mangel an Wasser und Nahrung noch an Ruhe gehabt hatten, fühlte ich mich doch merkwürdig abgespannt. In der nächsten Nacht schlief ich sehr unruhig; besonders störten mich wilde Träume. Beständig schlug ich mich im Traume mit den Hottentotten herum oder kam in irgendwelche beängstigende Lagen, so daß ich immer erwachte und mich dann sehr unbehaglich befand, bis ich wieder in einen kurzen, unruhigen Schlummer sank. Gegen Morgen überfiel mich mit einem Male ein starker Schüttelfrost. Er kam so plötzlich, daß ich ganz erschrocken war. Meine Zähne schlugen derartig zusammen, ich zitterte infolge des Schüttelfrostes so stark am ganzen Körper, daß die Kameraden, die in meiner Nähe schliefen, erwachten. Ich klagte über Kälte, obgleich alle anderen schwitzten, und meine Nachbarkameraden gaben mir bereitwillig und liebenswürdig ihre Decken. Ein schreckliches Angstgefühl bereitete mir die Brustbeklemmung, die eintrat. Es war mir, als drücke eine Bergeslast auf meine Brust und verhindere mich, frei zu atmen. Dieser Schüttelfrost dauerte ungefähr eine halbe Stunde, dann wurde er von einer starken Hitze abgelöst. Diese war von sehr heftigen Kopfschmerzen begleitet. Ich war kaum imstande, den Kopf hochzuheben, wenn ich mich bewegen wollte. Dabei plagte mich ein unauslöschlicher Durst, und Döring, der an meiner Seite lag, stand in einer Stunde fünf Mal auf, um mir Wasser zu reichen. Endlich, als zum Aufstehen geblasen wurde, brach bei mir ein wohltuender Schweiß aus. Der Kopfschmerz ließ

nach, die Hitze verschwand fast ganz, aber der Durst dauerte fort. Ich wollte aufstehen, doch die Kameraden verhinderten mich daran.

„Du hast das Fieber," sagten sie; „danke Gott wenn du mit solch leichtem Anfall davonkommst."

Es wurde unserem Kommandanten, dem Leutnant von Burgsdorff, gemeldet, daß ich erkrankt sei, und er kam sofort zu mir, fühlte meinen Puls, sagte mir, ich sollte liegen bleiben und holte mir dann aus der kleinen Apotheke, die wir mit uns hatten, Chinin, das er mir eingab. Ich blieb bis zum Mittag liegen, dann glaubte ich mich kräftig genug, um aufzustehen. Freilich hatte ich meine Kräfte überschätzt, denn als ich mich erhob, taumelte ich und wäre fast umgefallen. Der Kopfschmerz wurde, als ich saß, wieder heftiger, die Schmerzen oberhalb der linken Hüfte, die Appetitlosigkeit und allgemeine Mattigkeit hielten an. Zum Glück hatte der furchtbare Durst etwas nachgelassen. Nachmittags bewegte ich mich etwas im Freien und gegen Abend wurde mir einigermaßen besser. Nur essen konnte ich nichts.

In der Nacht schlief ich unruhig, aber gegen Morgen genoß ich traumlose Ruhe. Etwas Mattigkeit in den Gliedern blieb noch zurück, aber es ging doch bedeutend besser. Leutnant von Burgsdorff gab mir wieder eine Dosis Chinin, und ich war überzeugt, daß der Anfall des Fiebers vorüber sei.

Am vierten Tage aber kehrte es mit verstärkter Gewalt wieder. Dieser Anfall war weit heftiger als der erste. Diesmal dauerte der Schüttelfrost zwei Stunden und brachte mich fast zur Verzweiflung. Es währte dann nach dem Schüttelfrost wieder zwei Stunden, ehe ich in Schweiß verfiel, und nachdem wohltätiger Schlaf eingetreten war, blieb die Anschwellung der Milz in der linken Seite zurück. Leutnant von Burgsdorff gab mir noch stärkere Dosen Chinin, aber er meinte selbst:

„So viel ich die Sache kenne, werden Sie das viertägige Malariafieber bekommen, und das werden Sie hier nicht los."

Am nächsten Tage erkrankte Döring genau unter denselben Erscheinungen. Zum Glück blieb das Fieber auf uns beide beschränkt.

Nachdem ich vierzehn Tage immer mit viertägiger Abwechselung das Fieber gehabt hatte, war ich derartig erschöpft, daß ich selbst für mein Leben nichts mehr gegeben hätte. Die körperliche Krankheit brachte mich auch seelisch herunter. Ich geriet in einen Zustand von Mutlosigkeit und Widerstandslosigkeit hinein, durch den ich geradezu lebensüberdrüssig wurde. Alle meine seelische Energie verschwand. Ich war überzeugt, ich würde das Fieber nicht überstehen, und machte mir selbst Vorwürfe, daß ich ein solcher Narr gewesen war, nach Südafrika zu gehen, um hier ein frühes Grab zu finden. Mit besonderem Schmerz dachte ich an meinen alten Vater, der in Deutschland zurückgeblieben war und dessen rührende Zärtlichkeit ich aus allen Briefen ersah, die er an mich schrieb. Der Vater fühlte sich auch vereinsamt; meine Geschwister waren verheiratet und meine Mutter war ein halbes Jahr, bevor ich nach Südafrika ging, gestorben.

Leutnant von Burgsdorff beschloß, Döring und mich nach Windhuk ins Lazarett zu schicken, damit wir dort in sorgfältige Pflege kämen. In Gibeon konnten wir doch nicht genesen. Zum Glück kam ein alter Händler namens Gerd durch Gibeon, der mit seinem Ochsenkarren nach Windhuk ging. Leutnant von Burgsdorff traf mit ihm die Verabredung, daß er uns beide Fieberkranken gegen Bezahlung, die in Windhuk geleistet werden sollte, mitzunehmen hatte, und drei von unseren Kameraden begleiteten die Ochsenkarre der Sicherheit halber.

So angenehm die Fahrt nach Gibeon gewesen war, so schlecht war die Rückfahrt nach Windhuk jetzt für uns. Döring hatte das dreitägige Fieber und kam noch öfter mit den Anfällen dran, als ich; aber bei dem viertägigen Fieber sind die Anfälle stärker als bei dem dreitägigen. Wir lagen Tag und Nacht in dem Ochsenkarren, denn wir waren kaum noch stark genug, um in den fieberfreien Stunden uns vorn auf die Wagenkiste zu setzen. Von Nahrungsaufnahme war kaum die Rede; wir hatten weder Appetit, noch hatten wir irgendeinen Geschmack der Dinge, die wir in den Mund nahmen. Nachdem wir aber fünf bis sechs Tage unterwegs gewesen waren, stellte sich, wohl infolge der Luftveränderung, bei mir eine kleine Besserung

ein. Ich konnte abends wenigstens wieder ein paar Schritte gehen, wenn wir Halt gemacht hatten, konnte auch eine Stunde am Wachtfeuer sitzen, und wenigstens der Kaffe fing an mir zu schmecken.

Am sechsten Tage der Fahrt machten wir bei einem Wasserloche Halt, um zu übernachten. Döring und ich lagen noch im Wagen, als wir durch einen furchtbaren Lärm der Hunde, der Bambusen, die uns getreulich auf unserer Fahrt begleiteten, und der begleitenden Kameraden erschreckt wurden. Dann fielen rasch hintereinander einige Schüsse, denen ein Triumphgeschrei folgte.

„Ein Tiger! Ein Tiger totgeschossen!" schrieen die Bambusen unter das Wagenverdeck, um uns mitzuteilen, was geschehen war.

Unmittelbar nachdem wir Halt gemacht hatten, entdeckten unsere Hunde einen jungen Leoparden, der auf einem Baum saß, auf den er sich wahrscheinlich geflüchtet hatte, als wir uns dem Wasserloch näherten. Mit einigen wohlgezielten Schüssen wurde das Raubtier heruntergeholt. Ich stieg aus dem Wagen, um etwas zu genießen, und konnte mir den erbeuteten „Tiger" ansehen, dem die Bambusen mit großer Geschicklichkeit das Fell abstreiften. Es war ein kleines Exemplar, ein junges Tier, das sich auch nicht zur Wehr gesetzt hatte. Es zeigte aber die charakteristische Zeichnung des Felles, nämlich oben rotgelb, unten weiß, das Rotgelb übersät mit braunen Rosettenflecken, das heißt jeder Fleck bestand aus fünf, sechs kleinen, rosettenförmig zusammengesetzten Flecken.

Dieses zum Katzengeschlecht gehörige Raubtier ist eigentlich naturwissenschaftlich als Panther zu betrachten, führt aber noch den Namen „Pardel", „Parther", „Leopard" oder „afrikanischer Tiger." Die Eingeborenen in Südwestafrika bezeichnen den Leoparden immer mit „Tiger" und sie haben insofern einiges Recht zu dieser Bezeichnung, als ein ausgewachsener Leopard in der Tat so groß ist, wie ein Tiger. Ein alter, großer Leopard erreicht fast die Größe des Löwen, und die jagdkundigen Eingeborenen und die Ansiedler Südwestafrikas behaupten, der Leopard oder Tiger sei viel gefährlicher als der Löwe. Der letztere fällt Herden und Menschen nur an, wenn er sehr hungrig ist. Im gesättigten Zustande geht er dem Menschen

aus dem Wege, reißt auch niemals aus Mordluſt oder Blutgier große oder kleine Tiere. Der afrikaniſche Tiger mordet aber aus Blutgier, nur um das Blut auszuſaugen, ſelbſt wenn er keinen Hunger hat, und deshalb ſchadet er den Herden der Anſiedler ebenſoviel, wie den Wildbeſtänden. Er greift aber auch Menſchen an.

Als wir am Wachtfeuer unſeren Kaffee tranken, kramte Gerd, der alte Händler, Erinnerungen aus, in denen die Abenteuer mit Tigern keine kleine Rolle ſpielten. Er erzählte uns, wie vor zwanzig Jahren einer ſeiner Freunde am Morgen ausgegangen ſei, um nach ſeiner Herde zu ſehen. Er war von einigen Hunden begleitet, welche in einem Gebüſch einen Tiger aufſtöberten. Der Tiger ſprang aus dem Gebüſch heraus und direkt auf den Anſiedler los. Mit einem einzigen Schlag ſeiner Tatze riß er ihm die Kopfhaut herunter, ſo daß vom Genick bis zur Stirn der Schädelknochen bloßlag und die Kopfhaut mit den Haaren dem unglücklichen Anſiedler über die Augen hing. Trotz des Schrecks, des furchtbaren Schmerzes und des Gewichtes des Tigers, der mit ſeiner vollen Wucht an dem unglücklichen Mann hing, riß der Anſiedler ſein ſcharfes Meſſer aus dem Gürtel und ſtieß es dem Tiger in das Herz. Der Anſiedler hatte von den Pranken des Tigers noch einige andere Wunden an Bruſt und Schultern, er genas aber doch.

Gerd erzählte uns auch von einem ſeiner Bekannten namens Bournan, der bei einem Waſſerloch, aus dem er ſchöpfen wollte, von einem ausgewachſenen Tiger angefallen wurde. Durch den Anſprung des Tigers ſtürzte Bournan zu Boden und wälzte ſich hier mit dem Tiger herum. Bournan war ein athletiſch gebauter, überaus kräftiger Mann. In ſeiner Verzweiflung packte er den Tiger an der Gurgel und drückte ihn auf den Boden nieder. Vergeblich verſuchte das pfauchende und ſich ſträubende Raubtier vom Boden wieder hoch zu kommen, mit eiſerner Gewalt hielt es Bournan nieder. Umſonſt aber waren ſeine Verſuche, dem Tiger die Gurgel einzudrücken. Selbſt ſeine Rieſenkräfte langten nicht aus, um ſich weiter gegen das Tier, das ihn biß und kratzte, zu verteidigen. Schließlich mußte Bournan das Meſſer zu Hilfe nehmen. Noch einmal bot er alle ſeine Kraft auf und drückte mit der rechten Hand den Kopf

des Tieres zu Boden. Mit der linken Hand tastete er nach dem Messer und stieß es durch die Gurgel des Tigers, um mit dem rechten Arm dann den Schnitt zu vollenden. Als man Bournan auffand, lag er bewußtlos neben dem toten Tiger. Auch Bournan wurde wieder von seinen Wunden geheilt, dieselben waren aber so fürchterliche, daß er nie wieder seine frühere Stärke und Körperkraft erreichte.

„Was haben denn die Eingeborenen gemacht, bevor sie Schießgewehre hatten?" fragte einer der Kameraden den alten Händler.

„Ich habe einmal eine Jagd von Eingeborenen auf den Tiger mitgemacht," antwortete Gerd, „und ich muß den Hereros, bei denen ich die Tigerjagd sah, das Zeugnis ausstellen, daß sie mit bewundernswertem Mute dem Raubtier zu Leibe gingen. Ein Tiger hatte sich in der Nähe eines Dorfes gezeigt und hatte unter den Herden viel Schaden angerichtet. Die männlichen Bewohner des Dorfes beschlossen am nächsten Tage eine allgemeine Jagd auf das Raubtier zu veranstalten, und luden mich dazu ein. Ich nahm meine Büchse, um beim Erlegen des Tieres zu helfen. Die Hereros waren mit ihren Speeren und ihren Kirris bewaffnet, vor allem aber nahmen sie sämtliche Hunde der Werft mit sich. Die Gegend war gebirgig, wie sich ja der Tiger überhaupt gern im bergigen Terrain aufhält. Die Hunde stöberten ihn in einer Felshöhle auf und einer von ihnen war so frech, in die Höhle hineinzugehen. Er kam allerdings sofort blutend heraus und war in wenigen Minuten tot. Aber die Verwundung des Hundes machte seine Genossen um so wütender. Sie drängten in die Höhle hinein und der Tiger entwischte durch einen anderen Ausgang. Er hatte aber seine Flucht schlecht bewerkstelligt, denn er geriet auf eine Felsplatte, welche sofort von den Hunden und den Hereros umringt wurde. Die Hunde stürzten sich auf den Tiger, und trotzdem er so und so viele mit aufgerissenen Leibern und zerschmetterten Knochen beiseite warf, packten ihn doch mindestens anderthalb Dutzend Hunde am Halse und an den Ohren. Ich stand tatenlos daneben, denn ein Schuß war auf den mit den Hunden sich herumbalgenden Tiger nicht abzugeben. Plötzlich sah ich einen Eingeborenen auf die Felsplatte springen, der mit toll-

kühnem Mut den Schwanz des Tigers ergriff, weil dadurch die Bewegungen desselben an Heftigkeit verloren und die Hunde ihn besser fassen konnten. Fürchterlich war das Schreien, Kreischen, Brüllen und Röcheln des Tigers. Hätten die Hunde losgelassen, so wäre der Mann, der den Schwanz des Raubtieres festhielt, verloren gewesen. Aber jetzt sprangen auch die anderen Eingeborenen hinzu und mit ihren Kirris zerschmetterten sie mit hundertfachen Schlägen das Rückgrat des Tigers und schlugen ihm dann auch noch den Schädel ein. Die Jagd hatte sich mit einer Geschwindigkeit abgespielt, über die ich mich nicht genug wundern konnte."

Als wir in Windhuk glücklich angekommen waren, wurden wir sofort in das Lazarett geschickt und der Stabsarzt sagte uns:

„Machen Sie sich auf eine langwierige Krankheit gefaßt. Sie können Gott danken, wenn Sie beide mit dem Leben davonkommen."

Die Besserung, welche der Luftwechsel bei mir unterwegs herbeigeführt hatte, hielt auch nicht an. Im Gegenteil, die Anfälle wurden so schlimm, daß ich jede Hoffnung verlor, zumal ich lange Zeit bewußtlos gelegen habe.

Als ich endlich wieder zum Leben erwachte, als auch der Arzt überzeugt war, Döring und ich würden geheilt werden, ohne weitere schlimme Folgen für unser ferneres Leben davonzutragen, traf mich ein harter Schlag. Die deutsche Krankenschwester, die uns pflegte, kam eines Tages an mein Bett und begann mit mir über meine Familienverhältnisse zu sprechen.

Ich fand das sehr liebenswürdig von der Krankenschwester und erzählte ihr von meinem Vater, an dem ich mit Liebe und Verehrung hing.

Ich fragte, ob denn nicht ein Brief meines Vaters während meiner Krankheit und Bewußtlosigkeit eingegangen sei. Die Krankenschwester antwortete ausweichend. Sie fragte mich dann noch nach meinen Geschwistern und ging schließlich dazu über, auch vom Unglück zu sprechen, das ganze Familien und den einzelnen Menschen treffen könne. In sanfter Weise wies sie darauf hin, daß man im Leben auf Überraschungen und schlimme Nachrichten immer gefaßt sein müsse,

besonders wenn man fern von der Heimat sei. In mir stieg eine schreckliche Ahnung auf. Das traurige und mitleidige Gesicht, das die Krankenschwester machte, verriet mir mehr als ihre Worte.

„Sagen Sie mir alles!" rief ich; „mein Vater ist tot!"

Mit Tränen in den Augen nickte die Schwester und fügte hinzu: „Er ist schon vor drei Monaten begraben worden."

Wer nicht fern von der Heimat in fremdem Lande und Klima gewesen ist, wer es nicht weiß, wie schrecklich einem vom Wechselfieber Genesenden zu Mute ist, kann sich nicht denken, wie schwer mich diese Todesnachricht traf.

Ich habe Tage gebraucht, um mich wieder zu erholen, und wenn mich etwas stärkte, war es der Trost der Krankenschwester und die Teilnahme der Ärzte und meiner Kameraden. Die trüben Gedanken aber, welche die Todesnachricht in mir erzeugt hatte, wurde ich während der langen Zeit meiner Wiedergenesung nicht los. Es dauerte lange, bis ich wieder einiges Interesse an dem Leben und Treiben in meiner Umgebung nahm.

Während ich im Lazarett lag, hatte eine neue kriegerische Expedition stattgefunden, von der ich erst erfuhr, nachdem ich zum Teil genesen war. Von der Veranlassung zu dieser Expedition habe ich durch die Erzählungen meiner Bekannten in Windhuk erfahren und Professor Dove berichtet über den Vorfall in seinem Buche „Südwestafrika" folgendes:

„Es war nicht lange nach unserer Rückkehr aus Rehoboth, als eines Abends die Karre des bereits früher einmal erwähnten Händlers Krebs vor dem Kommissariat stand, aber ohne ihn selbst zurückzubringen. Vierzehn Tage zuvor hatte er uns frisch und gesund verlassen, um einen Handelszug zu den Khauas-Hottentotten von Gobabis auszuführen, als ihn in Naosannabis die Kugel eines Witbooi im Mittagsschlafe tötlich verwundete. Zur Ehre dieses Witkam sei es gesagt, daß er sich zuerst geweigert hatte, den meuchlerischen Schuß abzugeben, aber die Überredung Andries Lamberts, des Häuptlings der Fledermäuse (landesübliche Bezeichnung des Stammes der Khauas-Hottentotten) hatten ihn schließlich doch dazu

bewogen. Dieſer Häuptling, der gemeinſte Hallunke des an Zahl geringen, aber durch und durch verworfenen Geſindels, war dem unglücklichen Krebs verſchuldet und benutzte die günſtige Gelegenheit, ſich den unbequemen Gläubiger vom Halſe zu ſchaffen. Dabei beſaß er die noch kaum glaubliche Frechheit, die Sache als „geſetzlichen," das heißt unter das Strafgeſetz fallenden Mord in einem Briefe an das kaiſerliche Gericht ſelber zur Anzeige zu bringen. Vorſichtshalber hatte er die Leute des Ermordeten mit Karre und Geſpann und mit einem kleinen Teil der von ihm erworbenen Güter nach Windhuk zurückgeſandt, nachdem offenbar das Meiſte und Beſte von den Verbrechern zurückbehalten worden war. Der Reſt des Eigentums unſeres ſo plötzlich und auf ſo furchtbare Weiſe aus dem Leben geſchiedenen Landsmannes wurde in der in Südafrika am häufigſten geübten Art, nämlich in öffentlicher Verſteigerung, meiſtbietend veräußert. Eine ſolche Auktion gewährt ein ſo eigenartiges Bild, daß ich nicht unterlaſſen will, ſie hier zu ſchildern.

Auf dem großen Hofe des Kommiſſariats ſtehen an der Wand des Hauſes mehrere lange Tiſche, auf denen im bunten Durcheinander die Habſeligkeiten des Toten und der wertvollſte Teil der eingehandelten und in unſere Hände gelangten Güter liegen. Da ſteht ein Käſtchen mit Säuren und Chemikalien, neben der Taſchenuhr liegen Probierſteine und feine Gewichte, denn der Ermordete hat lange Jahre als Goldſucher die Schluchten der Drachenberge in Südoſtafrika durchſtreift. Daneben aber, ein herrlicher Anblick, einige Dutzend Bündel der ſchönſten, oberflächlich geſonderten Straußfedern, zu etwa fünfzig Stück zuſammengeſchnürt. Waffen, Gebrauchsgegenſtände aller Art und der Reſt der Handelsgüter, beſtehend in ein paar Decken, in Kleiderſtoffen und dergleichen, vervollſtändigen den Aufbau. Auf dem Boden daneben und in der Karre, die ebenfalls zum Verkaufe ſteht, liegen Haufen von Schakal- und Wildkatzenfellen, Sättel und Riemen und unter den Bäumen im Hintergrunde, bewacht von Eingeborenen, harren die Zugochſen und das Pferd des Ermordeten ihres Schickſals.

Nicht minder eigentümlich als die zu verſteigernden Sachen, nimmt ſich die kaufluſtige Menge aus, die in dichtem Gedränge die

Tische und die sonstigen Gegenstände umsteht. Da sind die Offiziere, die für die Truppe das eine oder das andere Stück zu erstehen gedenken; der Arzt prüft zusammen mit dem Leiter der Bergbehörde einige Retortenhalter, und hinter ihnen drängen sich in lebhafter Unterhaltung Soldaten, welche die Felle und die Federn mustern, in der Hoffnung, ein paar schöne Exemplare zu erwerben und als „selbsterlegte Jagdbeute" nach Hause senden zu können. Dazwischen wieder Händler, welche Karre und Reitzeug besichtigen, Bastards und Hottentotten, eingeborene Männer und Frauen, die auf den billigen Erwerb von Kleiderstoffen und Kopftüchern rechnen. Und in das Gewirr und die summende Unterhaltung schallt die laute Stimme des Auktionators v. Goldammer, der, auf einen Augenblick Ruhe gebietend, hier einen Eingeborenen vor zu eingehender Besichtigung der Waren in derben Worten warnt, dort in scherzhafter Höflichkeit eine schüchterne farbige Schöne zum Bieten auffordert. Allmählich lichten sich die Auslagen. Soeben läßt der Feldwebel einige von der Truppe gekaufte Gegenstände fortschaffen; gleichzeitig bringen ein paar Gemeine dicke Bündel von Federn in Sicherheit, die sie mit der nächsten Post ihrem Schatz in das heimatliche Städtchen senden werden, Federn, die das Entzücken der verwöhntesten Weltdame bilden würden. Plötzlich erschallt wildes Gekreisch, und hinter einer schleunigst auseinanderfahrenden Gruppe farbiger Frauen werden zwei ihrer Sprößlinge im Handgemenge mit den Köhler und v. Bülow gehörigen Affen sichtbar, die sich der ungezogenen Rangen, welche sie heimlich knuffen und in die Schwänze kneifen, endlich zu entledigen suchen. Ein paar kräftige Berührungen mit der flachen Hand bringen die kleinen Kämpfer schnell auseinander, und ungestört durch weitere Zwischenfälle nimmt die Versteigerung ihren Fortgang. Drinnen im Gerichtszimmer setzt währenddessen der Schreiber in geschäftsmäßiger Ruhe den Bericht auf, der den Hinterbliebenen des Toten mit der Berechnung des Nachlasses zugleich die erste Nachricht von seinem traurigen Geschick bringen wird. Seine schön geschriebenen Zeilen sind gleichzeitig die trockene amtliche Bestätigung eines neuen Opfers zu den Tausenden und Abertausenden, welche die Besiegung des alten Wunderlandes

durch die Völker Europas gefordert hat und, niemand weiß, auf wie lange, noch fordern wird.

Doch es sollte nicht bei der Tat eines Einzelnen bleiben. Noch war nicht ein Vierteljahr seit dem Beginn des Krieges verstrichen, als die Hottentotten bereits den Spieß umzudrehen begannen und die Rolle des überlegenen Angreifers übernahmen."

In einem Vortrage, den der Gouverneur von Südwestafrika, Major Leutwein, in der Militärischen Gesellschaft in Berlin, während eines Urlaubs-Aufenthaltes hielt, schilderte er diese Vorfälle mit folgenden kurzen Worten:

„Unmittelbar nach Beendigung des Witbooi-Krieges trafen in Windhuk allerlei beunruhigende Nachrichten ein und bewiesen, wie notwendig der Friedensschluß gewesen war. In Omaruru hatten die Hereros einen Weißen (Engländer) ermordet. Im Osten hatten die stets unruhigen Khauas-Hottentotten mit der dortigen schwachen deutschen Station Aais einen Zusammenstoß gehabt, bei welchem sie drei Tote, die Stationsmannschaften dagegen ihr ganzes Vieh verloren. Im Süden hatte die Bevölkerung von Keetmannshoop in kriegerischer Absicht den Platz verlassen, auch sonst kamen von dort Nachrichten über beunruhigende Symptome unter dem mächtigen Stamm der Bondelszwarts, kurz, das Schutzgebiet schien am Vorabend einer erneuten Krisis zu stehen, welche in Verbindung mit einem noch fortdauernden Witbooi-Kriege zur Katastrophe hätte führen müssen. So aber gelang die Dämpfung der Unruhen mittels eines fünfmonatigen Kriegszuges unschwer. Da ernste Zusammenstöße nicht vorkamen, will ich mich lediglich auf Vorführung einiger charakteristischer Einzelheiten aus dem Khauas-Feldzuge beschränken. Die Khauas-Hottentotten wichen anfangs Januar 1895 angesichts der drohenden Annäherung der Truppe nach einer Richtung aus, welche für uns die unbequemste war, nämlich nach Gokhas zu ihren früheren Spießgesellen, den Franzmann-Hottentotten, sowie in die Nähe der kaum beruhigten Witboois. Alles hing damals von der Haltung des Kapitäns Witbooi ab. Doch dieser blieb treu und bot sogar freiwillig seine Unterstützung an. Sein Distriktschef, der Oberleutnant v. Burgsdorff, nahm aus naheliegenden Gründen zu seinen eigenen

zehn Reitern nur noch zehn Witbooi's und eilte mit diesen nach Gokhas. Das Erscheinen der gefürchteten weißen Hüte auf unserer Seite genügte, um den Kapitän der Franzmann-Hottentotten sofort zur Vernunft zu bringen, wodurch auch den Khauas-Hottentotten der Boden zum ferneren Widerstande entzogen war. Sie unterwarfen sich daher den gestellten Bedingungen, deren Durchführung Witbooi persönlich übernahm. In diesem kurzen, wenig blutigen Feldzug — wir hatten im ganzen zwei Tote — trat das Streben einheitlichen Zusammenwirkens sowie das Drängen nach dem Orte der Gefahr bei den Offizieren der Truppe in erfreulicherweise zu Tage. Des lobenswerten Eingreifens des Oberleutnants v. Burgsdorff in Gokhas habe ich bereits gedacht. Hauptmann v. Estorff, welcher zur Heilung seiner im Witbooi-Feldzuge erhaltene Wunde auf dem Wege nach der Heimat war, kehrte sofort um und eilte über Lüderitzbucht nach Gokhas. Leutnant Eggers, welcher mit dreißig Reitern Verstärkung von Windhuk nach dem Nosob-Tale im Anmarsch begriffen war, schwenkte auf die Kunde von dem Eintreffen der Khauas in Gokhas sofort ab und wandte sich gleichfalls nach letzterem Orte. Das Verdienst hierfür fällt mit einem Reiter der Truppe zu (Schüler, ehemaliger Kavallerist), welcher die Meldung von den Ereignissen in Gokhas zur Truppe nach dem Nosob-Tale bringen sollte. In der ganz richtigen Annahme, daß die Truppe auch auf einem andern Wege an ihm vorbeimarschieren könnte, hatte derselbe das ungemeine Verständnis, an dem Hauptstraßenknotenpunkt zwischen dem Nosob- und dem Quab-Tale (Guias) eine Meldung niederzulegen, welche ich leider hier nicht zur Hand habe. Sie ist höchst charakteristisch und schildert in einfacher, aber verständlicher Weise die Gefahr, in welcher sich „sein Leutnant" befände. Diese Meldung fand Leutnant Eggers, versah sie mit seinem Visum und schwenkte nach Gokhas ab. So kam es, daß, während die Truppe Windhuk mit 2 Offizieren und etwa 100 Reitern verlassen hatte, sich in Gokhas schließlich 6 Offiziere und etwa 180 Reiter zusammengefunden hatten. Einer französischen militärischen Zeitschrift, dem „Avenir Militaire", hat dieses Zusammenwirken der Kräfte derart gefallen, daß sie dasselbe zum Gegenstande einer belehrenden Ab-

handlung für ihre Armee gemacht hat. Als Beweis, mit welcher Vorsicht man in Südwestafrika Nachrichten aufzunehmen hat, will ich schließlich noch anführen, daß mich demnächst in Gokhas beziehungsweise Gibeon folgende Meldungen erreichten: 1. Im Norden sei der Assessor v. Lindequist, welcher, von acht Reitern begleitet, die Herero-Grenzen abstecken sollte, von den Hereros gefangen gesetzt und in seinem Leben bedroht. 2. Im Süden sei Keetmannshoop vom Stamme der Veldschuhträger belagert, und der auf Patrouille befindliche Distriktschef, Oberleutnant Bethe, mit 10 Reitern erschossen worden. 3. Eine weitere Patrouille sei im Süden überfallen, ein Reiter erschossen, einer schwer verwundet worden. Diese Nachrichten lauteten derart bestimmt, daß ich an ihrer Richtigkeit zunächst nicht glaubte zweifeln zu dürfen. Die Truppe schien daher am Vorabende eines Krieges nach zwei Fronten zu stehen, bei ihrer Schwäche eine höchst bedenkliche Sache. Und doch erwiesen sich in der Folge diese Meldungen bis auf die dritte als falsch. Nunmehr schien das ganze Namaland pazifiziert. Dagegen fing es im Hererolande immer mehr zu gähren an. Die Hereros glaubten den durch uns hergestellten Frieden dazu benützen zu sollen, um fortgesetzt mit ihren gewaltigen Viehherden die Grenzen zu überschreiten und rücksichtslos Wasser und Weide der weißen Ansiedler mit zu benützen. An Stelle der Hottentotten, welche sie früher mit dieser Neigung belästigt hatten, waren wir getreten, nachdem wir uns als eine Art „Puffer" zwischen beide Völkerschaften eingeschoben hatten. Da die kaum 500 Gewehre zählende Truppe an einen Krieg mit den vereinigten Hereros nicht denken konnte, so galt es, in deren inneren Zwiespalt diplomatisch einzugreifen und nach dem Grundsatz „Divide et impera" zu handeln. Auf wessen Seite sich die deutsche Regierung zu stellen hatte, konnte nicht zweifelhaft sein. Es konnte dies nur der Oberhäuptling Samuel Maharero sein, da dieser nun einmal die Legitimität repräsentierte. Dieser nebst seinen direkt unter ihm stehenden Untertanen wurde durch einige Zugeständnisse in der Grenzfrage gewonnen. Der Häuptling der West-Hereros, Manasse von Omaruru, wurde gleichfalls durch besonders rücksichtsvolle Behandlung an unser Interesse gefesselt, so daß die gefährlichsten aller

Hereros, die Oſt-Hereros, ſchließlich iſoliert waren. Die Seele der dort gegen die deutſche Regierung geſponnenen Umtriebe war der Häuptling Nikodemus, ein Mann von Intelligenz und Energie. Demſelben gelang es, den Häuptling der Ovambandjeras (eine Abzweigung der Hereros) Kahimema, ſowie auch die ſtets zu Aufſtänden geneigten Khauas-Hottentotten zu ſich hinüberzuziehen. Dagegen ſcheiterten ſeine Bemühungen bei dem dritten Oſt-Herero-Häuptling Tjetjoo, welcher augenſcheinlich abwarten wollte, wem der Sieg zufiele. Ferner ſcheiterten ſeine Bemühungen, wie die ſpätere Unterſuchung ergeben hat, auch an der Vertragstreue Witbooiſ."

Neuntes Kapitel.

Beim Wegebau.

Nachdem ich vollständig wieder genesen war, trat ich in die Kompagnie ein, um meinen gewöhnlichen Dienst zu tun. Derselbe bestand, soweit es sich um die Garnison handelte, aus Exerzierübungen, Zielen und Scheibenschießen. Hauptsächlich ritten wir aber Patrouille oder wir begleiteten Beamte und Offiziere, welche Dienstreisen zu machen hatten. Die Schutztruppe hatte aber in früheren Jahren und besonders zu der Zeit, als ich diente, noch ganz andere Aufgaben. Sie war nicht nur eine Kriegsmacht, dazu bestimmt, die deutsche Schutzherrschaft aufrecht zu erhalten und Widerspenstige niederzuwerfen, sondern sie hatte auch eine große Kulturaufgabe. Wegebauen, Brunnengraben, Wasserlöcher reinigen, gehörte zu den Hauptaufgaben der Schutztruppe. Denn nur dadurch, daß man die Wege einigermaßen verbesserte, daß man den Reisenden sichere Wasserstellen bot, konnte der Verkehr im Lande gehoben werden. Wir dienten eben nicht nur mit der Büchse, sondern auch mit Spaten und Hacke dem Vaterlande in der fernen Kolonie. Daß wir uns auch bei allerlei Bauten in Windhuk nützlich machen mußten, soweit es sich um Gebäulichkeiten für die Regierung oder für unsere Bequemlichkeit handelte, ist selbstverständlich.

Im März 1895 rief Hauptmann von Estorff unsere Kompagnie, die aus vierzig Mann bestand, zusammen, und hielt uns eine längere Rede. Er teilte uns mit, er fürchte, daß wir bei dem einförmigen Garnisondienst unsere Schlagfertigkeit und Schneidigkeit einbüßen würden. Es sei dringend nötig, daß er mit uns wieder hinaus ins Terrain gehe, um den Dienst energischer zu betreiben und um Abwechselung in unser langweiliges Leben zu bringen. Er habe beschlossen, mit

uns nach dem Quisib-Gebirge zu gehen und von dort aus einerseits nach Windhuk zu, andererseits nach Salem und Tinkas in der Richtung nach Swakopmund die Wege zu verbessern. In seiner Rede wies Hauptmann von Estorff darauf hin, daß im Altertum die römischen Soldaten nicht nur Schlachten geschlagen, sondern ihrem Vaterlande auch dadurch außerordentliche Dienste erwiesen hatten, daß sie Wege und Brücken erbauten. Niemals wäre das römische Reich zu einem Weltreich geworden, wenn seine Legionen nicht Wege gebaut hätten, durch welche die rasche Verbindung der Hauptstadt mit den entferntesten Provinzen ermöglicht wurde. Auch wir sollten nach dem Vorbilde der alten Römer handeln; auch wir seien berufen, in dieser wertvollen deutschen Kolonie nicht nur Angst und Schrecken als Soldaten, sondern auch Kultur durch Fleiß und Arbeit zu verbreiten. So würde er denn in den nächsten Tagen mit uns abrücken, und er hoffe, daß jeder Mann auch mit Spaten und Hacke seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber tun würde, wie er es bisher mit der Büchse getan.

Wir wußten, daß nun schwere Tage für uns kamen, aber es gab doch eine Abwechselung im Dienst und schließlich war es unsere Pflicht, das auszuführen, was uns aufgetragen wurde. Mit Proviant und Vorräten wohlversorgt, rückten wir Mitte März von Windhuk ab, um uns direkt nach Salem zu begeben. Auf der Reise dorthin hatten wir von besonderen Vorkommnissen nur einen nächtlichen Wolkenbruch zu verzeichnen, der uns im Lager bei Okapuka im schlimmsten Sinne des Wortes durchweichte. Es hatte abends gewetterleuchtet, aber niemand hatte auf ein Gewitter gerechnet. Gegen Mitternacht brach es mit fürchterlicher Heftigkeit auf einmal los. Wir hatten im Freien kampiert, und ehe wir uns nur besonnen hatten, waren nicht nur wir selbst, sondern auch unsere Sachen und Decken durch und durch naß. Es blieb uns nichts übrig, als aufzustehen und geduldig den nicht enden wollenden Wolkenbruch über uns ergehen zu lassen. Um uns gegen die Kälte, welche der Regen und unsere nassen Kleider verursachten, zu schützen, mußten wir auf- und ablaufen, das heißt, wir wateten im Wasser bis an die Knöchel hin und her. Und doch war es gut, daß wir

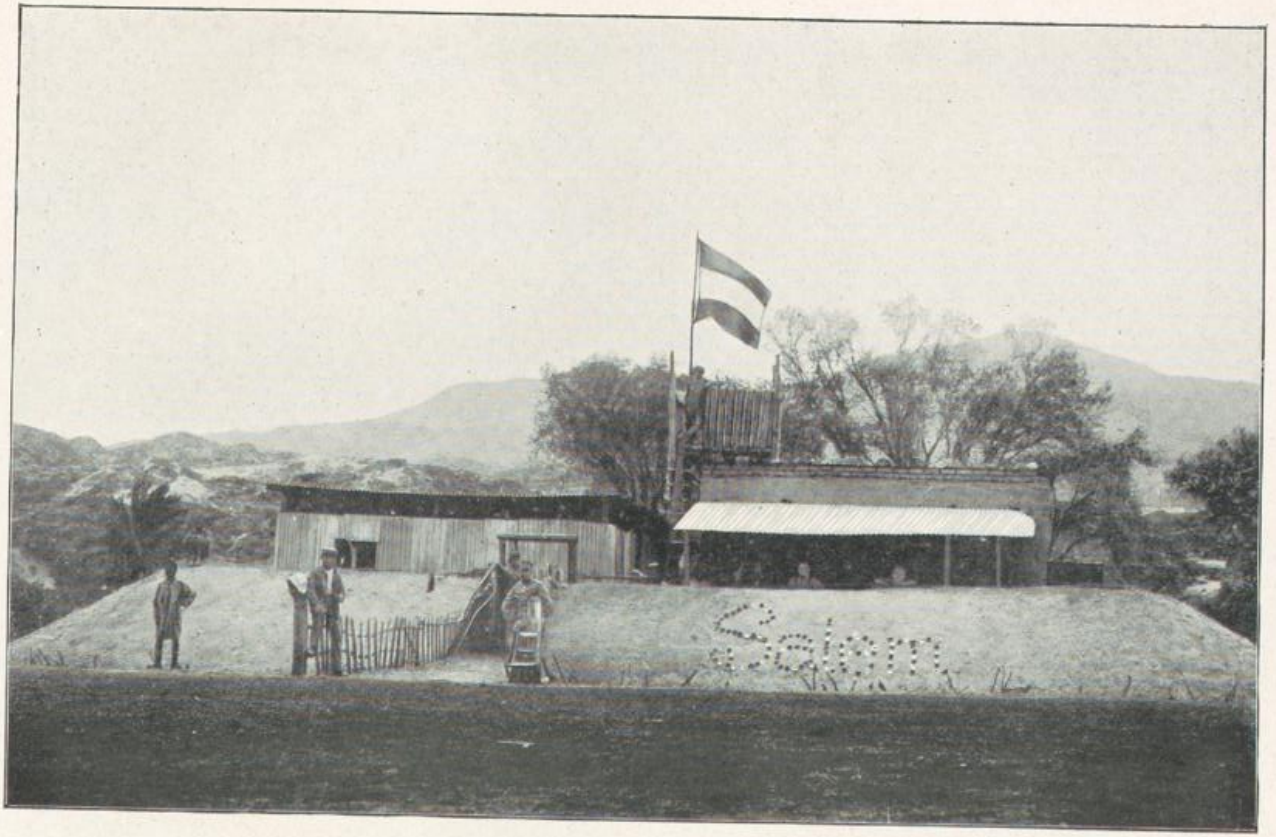
aufgestanden waren, denn nachdem es ungefähr eine Stunde geregnet hatte, kam von den Vorposten der Ruf:

„Das Rivier kommt ab!"

(„rivier" stammt aus dem Holländischen und heißt „Fluß".)

In der Tat kam dicht in unserer Nähe der Fluß ab, und das Rollen der Steine, das Brechen der Bäume, welche durch die Wassermassen und die Steine und Hölzer, welche dieselben mitbrachten, niedergerissen wurden, verursachte ein derartiges Getöse, daß selbst das Rauschen des Wolkenbruches übertönt wurde. Es gelang uns mit unseren Wagen dem abkommenden Rivier auszuweichen. Auch am Morgen regnete es noch weiter, wenn auch in der milden Form eines Landregens. Wir mußten durch einen Sumpf reiten, der fast einen Meter Wasser hatte, und die Wagen bekamen wir nur dadurch vorwärts, daß vor jeden zwei Gespanne, also achtundvierzig Stück Ochsen, gelegt wurden.

Salem war damals eine kleine Polizeistation am linken Ufer des meist trockenen Swakop-Flusses. Es gab hier einen Ansiedler namens Maurer, der auch einen kleinen Store hatte, in dem man verschiedenes kaufen konnte, und selbst Bier und Wein war bei ihm zu haben, wenn auch auf allerlei merkwürdigen Umwegen. Maurer hatte nämlich keine Konzession von der Regierung zum Ausschank von alkoholischen Getränken; aber er hatte natürlich das Recht, etwas von seinen Vorräten zu verschenken. Er erwartete nur, daß man ihm ein Gegengeschenk machte, das gewöhnlich in barem Gelde bestand. Wer kein Geld hatte, der erhielt Kredit auf die künftige Löhnung. Ich erwähne dies, weil die geistigen Getränke, insbesondere der Kognak, für uns von großem Werte waren. In der Umgegend von Salem gab es damals nämlich sehr viele Sümpfe und der Ort galt für ungesund. Wir wohnten überdies nicht einmal unter Dach und Fach, sondern wir flochten aus Riedgras Matten und bauten uns dann Hütten, welche ähnlich wie die Pontoks der Hottentotten aussahen. Bei schönem klaren Wetter waren diese Wohnungen ganz wunderbar, denn die Luft hatte überall freien Zutritt. Wir hatten aber nicht so viel Zeit gehabt, um uns Doppelmatten anzufertigen, und so waren denn



Station Salem.

unsere Hütten nur mit einfachen Matten bedeckt. Gab es nun einen Regenguß, so saß man zuerst ganz geschützt, denn das getrocknete Riedgras saugte sich voll Wasser, quoll auf und wurde in gewissem Sinne wasserdicht. Dauerte aber der Regen längere Zeit, so ließ ihn das aufgequollene Riedgras ohne Schutz durch und es goß dann innerhalb der Hütte fast noch stärker als außerhalb. Wie oft sind wir nachts mit unseren Sachen aus der Hütte herausgeflüchtet ins Freie, um hier bis zum Morgengrauen herumzulaufen, weil wir draußen doch nicht so naß wurden, wie in unserer Riedbude!

Das Leben verfloß uns bei dem Wegebauen sehr rasch, denn wir hatten so viel zu tun, daß wir kaum zur Besinnung kamen, und am Abend fielen wir todmüde auf unser Lager. In frühester Morgenstunde wurde aufgebrochen, um nach der Arbeitsstelle zu gelangen. Hier wurde mit Hacke und Spaten gearbeitet, als gelte es unser Leben. Bohrlöcher wurden geschlagen, mit Dynamit besetzt und gesprengt; wir füllten Löcher in den Wegen aus, hieben Gestrüpp nieder, ebneten die Fahrstraße, damit die schweren Ochsenkarren sicherer und rascherer als bisher fahren konnten, und war der Weg an irgendwelcher Stelle gar zu steil oder zu abschüssig, so wurde er verlegt oder durch Felsen und durch Aufschüttungen erhöht. Dazu kamen im April doch immer noch einige Regengüsse und zwischendurch Felddienstübungen, bei denen es nichts zu lachen gab. Während eine Abteilung arbeitete, setzte sich Hauptmann von Estorff mit der anderen zu Pferde und machte Felddienstübungen, zu denen man am frühen Morgen aufbrach, um in später Nacht erst zurückzukehren. Wenn man dann einige Stunden geschlafen hatte, wurde man in frühester Morgenstunde geweckt, um mit dem Arbeitsgerät wieder zum Wegebau auszuziehen.

Manchem von uns wollte dieser Dienst natürlich nicht behagen; aber es half nichts, man mußte die Zähne zusammenbeißen. Unser Hauptmann von Estorff verstand keinen Spaß, schlappe Leute duldete er nicht in seiner Kompagnie. Er verlangte höchste Leistungsfähigkeit von uns, und der Mensch gewöhnt sich an alles. Die Übung erleichtert schließlich auch die schwerste Arbeit.

Als der Wegebau so weit vorgeschritten war, daß man zur Arbeitsstelle einige Stunden zu marschieren hatte, wurden Arbeitsposten nach den Arbeitsstellen hinausgeschickt, die dort acht Tage lang blieben und hierauf von anderen Abteilungen abgelöst wurden. Natürlich wurden die Abteilungen mit Proviant versehen, und wenn sie abends nicht todmüde zum Umfallen waren oder wenn sie morgens ganz besonders zeitig aufstanden, konnten sie sich auch noch einiges Wild schießen. Insbesondere waren es wilde Tauben, die uns zum Opfer fielen, aber auch Savannen-Hühner und Perlhühner; ersteres fasanenartige Tiere, die im hohen Grase in Rudeln bis hundert Stück herumziehen. Auch wenn wir nicht direkt unter den Augen des Hauptmanns von Estorff arbeiteten, mußte der Dienst natürlich wie immer aufs strengste getan werden, denn der Hauptmann inspizierte unsere Arbeiten und gewöhnlich traf er ein, wenn man ihn am allerwenigsten erwartete.

Leider brach das Fieber bei unserer Kompagnie aus. Einer nach dem anderen mußte sich niederlegen und wir hatten recht schwere Krankheitsfälle. Der Lazarettgehilfe, der mit uns war, tat alles Mögliche, um den Kranken zu helfen, aber schließlich legte er sich selbst hin.

Hauptmann von Estorff tröstete uns damit, daß nach dem Eintritt der trockenen kalten Jahreszeit das Fieber bald verschwinden werde. Die Gesunden arbeiteten von früh bis abends weiter und nachts hatten wir Krankenwache. Es kam vor, daß drei bis vier Kameraden in Delirien lagen und beaufsichtigt werden mußten. Als Wachtmeister Urban erkrankte und in heftigem Fieber lag, mußten nachts drei Mann bei ihm wachen, um ihn zeitweise festzuhalten, wenn er aufspringen und in die Nacht und Dunkelheit hinauslaufen wollte. Da wir außerdem noch nachts Vorposten ausstellten, kam man nur selten dazu, eine ganze Nacht hintereinander zu schlafen.

Und doch war es schön, nachts auf irgendeiner der Anhöhen, die unser Lager umgaben, Posten zu stehen. Sind doch die afrikanischen Nächte so ganz anders als in Europa. Nachdem erst die trockene Jahreszeit eingetreten war und die letzten Regenschauer

vorüber waren, strahlte der Himmel in wolkenloser Klarheit. In Europa macht man sich gar keinen Begriff davon, welche Lichterscheinungen und Farben in der Dämmerung und nachts in Südwestafrika eintreten, wenn erst wochenlang kein Wölkchen am Himmel gewesen ist. Wie wunderbar sind nicht allein die Sonnenuntergänge! Kein Wolkenschleier verhüllt die Sonne, wenn sie am Horizont sinkt. Man sieht sie hinter den Bergen verschwinden, und eine ganze Zeit lang strahlen wie flüssiges glühendes Gold die Bergspitzen; dann glänzen sie in hellem Rot, während violette Schatten, die immer dunkler werden, gewissermaßen von den Bergspitzen nach den Tälern heruntersteigen. Ist die Sonne noch tiefer gesunken, dann leuchten auch die Bergspitzen und die Ränder der Tafelberge in hellem Violett, während in der Luft Rot, Orangegelb und zeitweise ein helles Grün sich so wunderbar durcheinander mischen, wie man dies in keinem Kaleidoskop sieht, und wie es wohl in voller Treue selbst der Pinsel des berühmtesten Malers nicht nachahmen könnte. Die wolkenlosen Nächte sind sternklar und die Sterne haben eine Leuchtkraft, die man ebenfalls in unseren Breiten nicht kennt. Die Venus zum Beispiel hat ein so helles Licht, daß Gegenstände, die sie bescheint, Schatten werfen. Selbst wenn es vollständig Nacht geworden ist, sieht man bei Sternenschein auf eine Entfernung von zehn bis fünfzehn Kilometer noch die Konturen der Berge; man erkennt im Sternenschein noch bis auf 150, ja bis 300 Meter Bäume und größere Gebüsche. Steigt aber erst der Mond am Himmel empor, so leuchtet er mit einer Helligkeit, die etwas geradezu Bezauberndes hat.

Wenn man dann auf einsamem Posten nachts in der Nähe des Lagers steht, kommen einem natürlich zuerst die Gedanken an die Heimat und an all die Lieben, die man zurückgelassen hat. Mir kam ununterbrochen der Gedanke an meinen armen, verstorbenen Vater, den ich nicht mehr wiedersehen sollte, und an das Grab, das mir allein noch Kunde von ihm geben würde, wenn ich nach der Heimat zurückkehrte. Aber ich dachte auch an das Land, in dem ich mich befand, an dieses gewaltige neue Deutsche Reich, das hier auf afrikanischem Boden entstand, und das zum Teil

noch ganz unbekannt war. Bis heute ist ja die deutsche Kolonie Südwestafrika noch nicht vollständig erforscht. Besonders im Nord-Osten, dann aber auch in den Dünengebieten an der Westküste gibt es Gegenden, größer als ganze Provinzen, die noch nie eines Europäers Fuß betreten hat. Man weiß sich mit den Kameraden, die im Lager friedlich schlafen, weit entfernt von allen menschlichen Behausungen, von aller Kultur und den Hilfsmitteln derselben. Das Selbstbewußtsein stärkt sich und ein Gefühl des Stolzes und der Befriedigung steigt in dem einsamen Wachtposten auf, der sich sagt, daß auch er dazu berufen ist, diese ungeheueren Gebiete der Kultur zu erobern, daß auch von seiner Energie und Pflichttreue die friedliche und kriegerische Eroberung dieses Landes für das Deutsche Reich abhängen.

Ganz still wird es ja im Lager und in seiner Umgebung niemals. Die Ochsen grunzen und brummen, selbst wenn sie sich zur Ruhe niedergelegt haben, die Pferde schnauben und stampfen, hin und wieder schlug einer unserer Hunde an, die wir auch hierher mitgeschleppt hatten, besonders, wenn die Schakale in der Nähe des Lagers gar zu sehr heulten. Aus weiter Entfernung tönte hin und wieder das Geschrei einer Hyäne, und wenn der Morgen kam, dann begann das Konzert der buntfarbigen Vögel, die sich besonders dort aufhalten, wo in der Nähe der Wasserstellen Bäume und Wald, Sträucher und Buschwerk vorhanden sind.

Unser Krankenbestand war schließlich so groß geworden, daß aus Windhuk einer der Militärärzte, Dr. Richter, herangeholt wurde. Dieser verordnete, daß der schwerste unserer Patienten, der Wachtmeister Urban, nach Swakopmund gebracht wurde, um sich dort in einer anderen Luft wieder zu erholen. Wahrscheinlich hatte Dr. Richter dem Hauptmann geraten, das ungesunde Salem und seine Umgebung zu verlassen, denn wir nahmen jetzt unser Standquartier in Tinkas. Leider waren wir hier vom Regen in die Traufe gekommen, die Zahl der Fieberkranken nahm noch zu. Die Wegebauerei mußte unterbrochen und schließlich ganz eingestellt werden. Dafür aber wurden wir Gesunden mit Remonte-Reiten beschäftigt, denn es waren frische Pferde eingetroffen und diese mußten natürlich

erst zugeritten werden. Es ist kein Vergnügen, störrische Remonten in der deutschen Heimat zuzureiten, und doch kommen diese Pferde aus dem Gestüt. Das afrikanische Pferd aber hat, so lange es lebt, weder Zaum noch Zügel, weder Stall noch Barriere kennen gelernt. Es lebte, bis man es einfing und der Schutztruppe überwies, in zügelloser und ungebundener Freiheit, und natürlich läßt es sich nicht ohne weiteres satteln und besteigen. Es ist mir heute noch wunderbar, daß wir uns bei dem Remonte-Reiten nicht sämtlich die Hälse gebrochen haben. Ein Kavallerie-Leutnant Helm, der zu uns gekommen war, übernahm das Kommando beim Schulreiten und dem Dressieren der Remonten. Er war dafür verantwortlich, daß wir in verhältnismäßig kurzer Zeit die Pferde dienstfähig und truppenfromm machten, und so konnte er uns ebenfalls nichts schenken. Wenn man sich stundenlang vormittags mit den wildesten Gäulen herumgequält hatte, dann sehnte man sich ordentlich wieder danach, mit Hacke und Spaten hinauszuziehen und Wege zu bauen, weil dabei doch die Anstrengung und Aufregung nicht so groß waren, wie beim Remonte-Reiten.

Wir hatten wegen der Kranken von Swakopmund Zelte bekommen und unser Lager sah infolgedessen bald wie ein Lazarett aus. Zwei Decken und einen Mantel hatte jeder der armen Fieberkranken für sich. Unter dem Kopf hatte er einen Sattel oder einen Stein, der mit dem Mantel oder einer Decke einigermaßen „weich" gemacht worden war. Fast allnächtlich mußten wir bei den Kranken wachen. Unser Unteroffizier Kirchgatter entsprang im Fieberdelirium aus seinem Zelt, nur mit dem Hemde bekleidet, und lief in der bitterkalten Nacht herum, bis man ihn am Morgen wieder einfing. Er holte sich den Tod infolge der Erkältung. Unser Lazarettgehilfe war so schwer krank, daß er selbst der Pflege bedurfte, und da in Tinkas ein sogenannter Sterbeposten sich befand (ich komme später noch auf diese Posten zu sprechen, welche sonderbarerweise ihren Namen daher führen, weil dort die Pferde nicht an der Seuche sterben, der sie sonst in anderen Gegenden zum Opfer fallen), war hier wenigstens ein Roßarzt in der Nähe, der sich auch der Kranken annehmen mußte und es mit Erfolg tat. Schließlich wurde das Fieber aber

so schlimm unter den Mannschaften der Kompagnie, daß Hauptmann von Estorff eines Tages mit Sack und Pack in das Quisib-Gebirge abrückte, um dort Wege zu bauen, weil in der Gebirgsgegend sich keine Sümpfe befanden und infolgedessen anzunehmen war, daß das Fieber dort nicht weiter um sich greifen würde. Zweimal mußte der Hauptmann mit einer kleinen Abteilung nach Tinkas zurück, denn es starb der Unteroffizier Kirchgatter und nach ihm der Reiter Czarp. Der Hauptmann mit einer Truppenabteilung erwies den Toten die letzte militärische Ehre und es wurden über ihr Grab wenigstens die drei letzten Ehrensalven abgefeuert.

Bei diesem Wegebau im Gebirge kamen wir in unseren Gesprächen immer und immer wieder darauf zurück, wie es eigentlich möglich war, daß die Ochsenkarren diese fürchterlichen Wege, die sie stellenweise zu passieren hatten, aushielten. Die sogenannten „Wege" führten nicht nur steil hinauf und in lebensgefährlicher Abschüssigkeit wieder herunter, sondern sie waren auch so eng, daß ein Wagen oft kaum hindurch konnte; sie hatten Löcher, in denen die Wagen bis über die Achsen versanken, und doch hatten die unermüdlichen Bastards und Hottentotten auf diesen schauderhaften Wegen bisher den Verkehr bis zur Küste besorgt. Wenn man sich von früh bis abends mit dem Ausfüllen von Löchern, mit dem Sprengen von im Wege stehenden Felsen, mit dem Wegräumen von einzelnen Steinen und ganzen Klippen gequält hatte, wurde man wenigstens durch das beruhigende Bewußtsein getröstet, daß man für Menschen und Vieh, die in Zukunft diese Wege ziehen würden, eine große Erleichterung geschaffen hatte.

Hier machten wir böse Erfahrungen mit den Dornbüschen, die wir zu hunderten weghauen mußten, wenn ein gar zu steiler Weg verlegt wurde. Trotz aller Sorgfalt war es manchmal unvermeidlich, daß man sich mit den Dornen die Hände aufkratzte und sich den Anzug zerriß, und so sahen wir schließlich recht heruntergekommen aus und hatten Kratzwunden von den Dornen an allen Teilen des Körpers. Und doch waren wir Arbeitsfähigen noch verhältnismäßig gut daran. Als wir tiefer in das Gebirge hineinkamen, stießen wir auf eine Kolonne von zehn Mann, die unter einem Sergeanten

schon vorher von Tinkas hierher detachiert war, um einen Weg zu bauen. Der Sergeant mit sämtlichen Mannschaften war krank am Fieber und der Proviant war zu Ende gegangen. Die Leute waren so schwach, daß keiner von ihnen die Kraft besessen hatte, zu uns herüberzureiten, um neuen Proviant zu holen. Wir erschienen für die fieberkranke Kolonne als wahre Rettungsengel.

Noch nie habe ich so viele Skorpione gesehen, als hier bei dem Wegebau im Gebirge. Unter jedem Stein lagen Dutzende dieser abscheulichen Tiere. Der afrikanische Skorpion gilt für sehr giftig und höchst gefährlich, doch ist mir selbst nie ein Fall bekannt geworden, daß irgendeiner der Kameraden, der Ansiedler oder der Eingeborenen an den Stichen eines Skorpions gestorben wäre. Immerhin erzeugt der Stich sehr viel Beschwerden, zum mindesten eine schmerzhafte Geschwulst, welche eventuell in Eiterung übergeht. Sehr oft aber erzeugt er Übelkeit, Erbrechen, Fieber, Ohnmachten und selbst Lähmungen. Trotzdem behaupten die Eingeborenen, daß der Stich eines Skorpions einen Menschen töten könne. Man darf nicht vergessen, daß der schwarze, afrikanische Felsenskorpion bis fünfzehn Centimeter lang wird, also ein ganz gewaltiges Tier ist. Überlegt man ferner, daß ein Skorpionweibchen bis fünfzig lebendige Junge zur Welt bringt, so kann man sich denken, welch eine Plage dies für die Gegenden bedeutet, in denen Skorpione in großer Anzahl gefunden werden. Sobald man einen Stein aufdeckt, unter dem sich ein Skorpion befindet, setzt sich das abscheuliche Gewürm in Verteidigungszustand. Der Skorpion sieht zwar krebsartig aus, läuft aber vorwärts, er sticht auch vorwärts. So wie er Tageslicht bekommt, erhebt er den schlanken Schwanz mit dem Stachel und schiebt ihn über seinen Kopf nach vorn, um nach dieser Richtung hin zu stechen. Durch den Stich kommt das Gift, eine farblose, saure Flüssigkeit, in die Wunde. Sticht der Skorpion mehrmals hintereinander, so sind die Stiche niemals so gefährlich, wie ein einzelner kräftiger Stich. Der Skorpion hat nicht nur ein paar Scheitelaugen, sondern auf jeder Seite noch zwei bis fünf Nebenaugen, mit diesen erspäht er seine Beute, besonders Würmer und Asseln. Er packt sie mit seinen scherenartigen Vorderfüßen, tötet sie mit einem Stich seines

Stachels und saugt sie dann aus. Der Skorpion ist ein Nachttier, das sich tagsüber verborgen hält und erst nach Eintritt der Dunkelheit auf Raub ausgeht, deshalb ist er gerade dem Schlafenden sehr gefährlich, und es ist keine Annehmlichkeit, zu wissen, daß man nachts von hunderten oder tausenden von Skorpionen im Lager umgeben ist. Mochten wir abends noch so müde vom Wegebau sein, so suchten wir doch sorgfältig alle Steine in der Nähe des Lagers ab.

Da ich von dem kriechenden Gewürm in Südwestafrika berichte, muß ich auch der Schlangen Erwähnung tun. Um aber nicht in den Verdacht zu kommen, daß ich übertreibe, will ich die Schilderungen erfahrener Kenner der Verhältnisse hierher setzen.

In seiner Schilderung des Tierlebens schreibt Premierleutnant von François in seinem Buche „Nama und Damara“:

„Sehr zahlreich sind die Schlangen. Die Eingeborenen fürchten sehr den Biß der Giftschlangen, führen auch stets irgendein Gegengift bei sich; doch habe ich es nie erlebt, daß Menschen gebissen wurden. Von den Giftschlangen ist die gefürchtetste die Cobra capella. Sie soll zuweilen eine Länge von zwei Metern erreichen. Ich habe nur als größtes Exemplar unter den zahlreichen von mir erlegten eine solche von 1,50 Meter gesehen. Sie ist von fabelhafter Beweglichkeit, schnellt im Angriff auf den Feind los, wobei es zuweilen vorkommt, daß sie ihr Ziel verfehlt oder darüber hinausschießt. Ein Bastard, Daniel Brieß, erzählte mir, daß es im nördlichen Teil der Kalahari eine Schlange gebe, die sich auf den Gegner stürze und, wenn sie ihn treffe, auf der Stelle durchbohre. Die Nähe dieser Schlange verrate sich durch eine kleine Vogelart, die immer in Begleitung derselben wäre. Beim Anblick der Vogelart entfliehe der Eingeborene in der Richtung seines Kommens so schnell ihn irgend Pferd oder Beine tragen wollen. Er gebe dann gleichsam sein Leben verloren. Als ich dem Brieß diese Geschichte nicht glauben wollte, wurde er ganz böse und erzählte mir zum Belege, daß in seinem Beisein eine Schlange einem reitenden Bastard im Sprunge das bauschige Hemd auf dem Rücken durchbohrt habe. Ich vermute die Identität dieser Schlange mit der Cobra.

Am Fundament des Eckturms meines Hauses in Windhuk hatte

sich am Fuße der Verandatreppe, die zum Eingang unseres Hauses führte, eine Cobra häuslich niedergelassen, die in meiner Abwesenheit von meiner Frau entdeckt wurde, wie sie den Kopf, um sich zu sonnen, vorsichtig aus ihrem Loch herausstreckte. Dem schnell herbeigerufenen Feldwebel Heller gelang es, nachdem ein erster Versuch mißglückt war, der Cobra mit einer Kugel den Kopf zu zerschmettern. Es war ein ausgewachsenes, über eineinhalb Meter langes, schwarz und gelb punktiertes Exemplar, das uns recht unheimlich und gefährlich hätte werden können. Eine andere kleine Cobra hatte es sich bequem gemacht in der Geweihsammlung, mit der wir die Innenseite der Loggia in unserem Turme dekoriert hatten. Ein Ansiedler Ludwig, den eine geschäftliche Angelegenheit zu uns führte, fragte in trockenem Tone meine unter den Geweihen in Seelenruhe Kaffee trinkende Frau, als er die über ihrem Haupte herumkriechende Cobra bemerkte, „seit wann sie ihren Kaffeeplatz derartig zu dekorieren pflege?“ Man denke sich die Überraschung. Glücklicherweise gelang es ihm sogleich, das Tier mit seinem Shambok totzuschlagen. Eine andere fast ebenso gefährliche Schlange ist die schwarze Schlange. Ein derartiges Untier soll nach einer mir gemachten Mitteilung des Herrn Ludwig Kleinschmidt in einer Felsspalte nahe bei der Wasserstelle Kwaipüts gehaust haben. Diese Art wurde uns unangenehm durch ihre Vorliebe für junge Küken. Sergeant Zimmermann, der Stationsälteste von Tsaobis, hatte schon lange das Abnehmen unserer Kükenschar bemerkt, als er eines Abends die Räuberin als zusammengerolltes Bündel neben einem brütenden Huhn entdeckte. Zuerst hielt er sie für irgendein anderes Tier, wollte danach greifen, erkannte aber bald seinen Irrtum und hieb mit dem Seitengewehr nach ihr, die sich in eine Felsspalte flüchten wollte, aber noch am Schwanze gehalten und getötet wurde. Ein halbverschlungenes Küken stak noch in ihrer Kehle. Noch eine weitere Giftschlange ist die Puffotter, die kürzer ist, aber dicker und schwerfälliger als die obige. Ich entdeckte am Morgen nach einem Biwak unter meinem Sattel, den ich als Kopfkissen benützt hatte, eine solche unheimliche Schlafgenossin, mit der ich, ohne es zu ahnen, die Nacht verbracht hatte.

Auch bei den getöteten Giftschlangen ist Vorsicht geboten. Einige

Soldaten hatten bei Salem eine Giftschlange erschlagen und den Kadaver vor einem Hause zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt. Ein kleiner Hund, der sich längere Zeit mit dem toten Tiere beschäftigte, war nach einer Stunde plötzlich tot, vermutlich infolge des Schlangengiftes. Im Mamba-Lande existieren auch noch sehr häufig die Riesenschlangen. Unter den nichtgiftigen Schlangen sind zu nennen u. a. die Baumschlangen, die zirka ein Meter lang und zwei, drei Finger stark werden. Sie stellt den auf den Bäumen lebenden Mäusen nach und verfolgt diese bis in die äußersten Zweige."

Professor Dove entwirft in seinem Buche „Südwestafrika" folgende Schilderung von den Schlangen:

„An der Raststelle wurde uns eine Überraschung zuteil. Kaum hatten die Wagen ausgespannt und die Leute die Schlafdecken abgenommen, um sie auf der Erde auszubreiten, als einer von ihnen die ganz frisch über das Weggeleise sich hinziehende Spur einer Puffotter entdeckte. Da die Spurrichtung sich nur bis in einige Büsche in nächster Nähe der Straße verfolgen ließ, so war uns der Gedanke, das Scheusal etwa morgens neben uns auf dem Lager zu entdecken, so widerwärtig, daß wir es vorzogen, die Nacht in unbequemer Lage auf den Kisten des einen Wagens zuzubringen. Die Puffotter, eine breite, flache Schlange mit schuppigem Rücken und sehr starken Giftzähnen, ist so träge, daß sie höchstwahrscheinlich in der Nähe geblieben wäre, und da man annimmt, daß diese Tiere durch dicke Decken und dergleichen angezogen werden, so war der Gedanke an einen solchen Genossen unseres Nachtlagers keineswegs verlockend. Wenn auch während meines Aufenthaltes im Schutzgebiete trotz der außerordentlichen Menge großer und gefährlicher Giftschlangen niemals ein Mensch von einer solchen gebissen wurde, so würde ich es dennoch für Leichtsinn halten, wollte man darum die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. Denn daß die Schlangen die Nähe des Menschen immer fliehen, ist, wie ich aus Erfahrung weiß, eine Fabel, wenn es auch richtig sein dürfte, daß sie ungereizt wohl niemals angreifen. Ein unvorsichtiger Tritt, ein rascher Griff in einen Grashaufen oder in einen Busch kann indes von dem dadurch aufgestörten Reptil leicht für einen Angriff genommen werden

und höchst gefährliche Folgen haben. Neben der Puffotter gehören die verschiedenen Spielarten der Naja, der Cobra Südafrikas, die schwärzliche Mamba, welche eine Länge von mehr als drei Metern erreicht, und die kleine, aber außerordentlich giftige Hornviper zu den gefürchtetsten Vertretern ihrer Gattung. Doch ist eine Begegnung mit diesen unheimlichen Geschöpfen während der kühlen Jahreszeit selten. Erst wenn die steigende Wärme sie aus ihren winterlichen Schlupfwinkeln hervorlockt, erscheinen sie häufiger, und dann ist die in der Regenzeit dichter und kräftiger emporschießende Pflanzenwelt ein Grund mehr zu verstärkter Achtsamkeit. ..... Sehr oft hört man ein verdächtiges Rascheln in den Umzäunungen der Gärten oder man sieht die blitzartige Zickzack-Bewegung des hohen Grases, welche den Weg einer größeren Schlange verrät. Nicht einmal die nächste Nähe der Häuser ist einigermaßen sicher vor dem Besuch der Tiere und besonders die an Stelle der Unterwölbung verwandten lockeren Anhäufungen von Schutt und Geröll unter den ersten Bauten in Windhuk waren ein beliebter Schlupfwinkel der scheußlichen Reptile. Einmal wurde eine Puffotter in dem Vorraum der Küche, ein andermal eine Mamba in dem Schlafraum unserer Diener erwischt, und eines Tages schlich sogar unter dem Eßschrank in unserem Speisesaal eine halbwüchsige Cobra hervor, um eiligst vom Leben zum Tode befördert zu werden. Alle diese Fälle ereigneten sich auf zwei Grundstücken innerhalb eines Jahres und werden genügen, die Häufigkeit der greulichen Geschöpfe zu beweisen. Das sicherste Mittel, sich ihrer zu entledigen, ist ein guter Schrotschuß, der allerdings den Nachteil hat, daß die Haut der Tiere in den meisten Fällen nicht mehr benützt werden kann. Bei einiger Vorsicht ist es auch nicht schwer, der Schlange mit einem kräftigen Stockhieb das Rückgrat zu zerbrechen und sie auf diese Weise vollständig unschädlich zu machen. Zu einer andern Art des Tötens wird sich allerdings nur ein geübter Schlangenjäger verstehen, wie Rusch, der damalige Lazarettgehilfe der Schutztruppe, der das durch einen Hieb oder Steinwurf wehrlos gemachte Tier mit geschicktem Griff im Nacken packte und ihm dann durch ein von hinten in den Kopf gestoßenes spitzes Hölzchen vollständig den Garaus machte. Ich selber habe

verschiedentlich größere Schlangen getötet, mich aber dabei stets des Gewehrs bedient. Übrigens will ich auch hier noch einmal betonen, daß trotz der ungemeinen Häufigkeit gerade der großen und giftigen Arten die von denselben drohende Gefahr bei einiger Achtsamkeit unendlich geringer ist, als man sich dieselbe bei uns vorstellt. ..... Die einzige Abwechselung, die sich uns auf der langweiligen Strecke bot, war eine unvorhergesehene Schlangenjagd. Rusch, ein guter Kenner der niederen Tierwelt und eifriger Schlangentöter, trabte mit uns auf der frischen Spur einer Puffotter entlang, und nach einer Viertelstunde aufmerksamen Reitens auf der scharf ausgeprägten Lauflinie sahen wir das zusammengeringelte Scheusal etwa zwanzig Meter vor uns sich auf dem warmem Boden sonnen. Eine wohlgezielte Kugel verhinderte es an der Flucht, und während der glückliche Schütze am Riemen den Gewehrkolben festhielt, in den es seine langen Giftzähne zu schlagen suchte, packte er die sich windende und zappelnde Bestie mit einem geschickten Griff im Nacken und töte sie durch einen Stich in den dreieckigen platten Kopf mit den tückisch schielenden Augen. Auf dem Ausspannplatze wurde dann der handbreite, mit vorstehenden Schuppen bedeckte Leib des Tieres an einem Aste aufgehängt und gehäutet. Das Fell wurde darauf sofort eingesalzen und unserem Reisegefährten von Ziethen zum Andenken an seine erste Begegnung mit einer der gefürchtetsten afrikanischen Giftschlangen überreicht. Der fettglänzende Körper aber baumelte in Ermangelung eines Tafelaufsatzes oder ähnlicher Tischzierden im Winde über unserer Lagerstätte. Hoffentlich hat ihn dort nicht etwa einer der in den nächsten Tagen vorüberziehenden Soldaten wegen seiner Ähnlichkeit mit einem enthäuteten Spickaal für einen vergessenen Frühstücksrest gehalten und verzehrt, irre geleitet durch die unter dem Baume liegenden leeren Flaschen, Konservenbüchsen und sonstigen Anzeichen eines vergnügten Mahles."

Zum Glück gibt es ein Tier, das den Giftschlangen in Südwestafrika nachstellt. Es ist dies der Schlangenadler, über welchen Dove berichtet:

„Auch die gute Zeit der Schlangen war mittlerweile angebrochen. Wie häufig die gefährlichen Reptile in dieser Gegend sein

mußten, bewiesen die über verschiedenen Stellen der Flußniederung auftauchenden Schlangenadler. Die merkwürdigen Tiere, die wegen ihrer langen Hälse und langen Beine weit eher riesigen Reihern, als Raubvögeln glichen, werden wegen ihrer nutzbringenden Jagdleidenschaft in ganz Südafrika geschont. Auch wo kein Gesetz den Schutz der Vögel vorschreibt, wird ein Eingeborener sich niemals an einem solchen vergreifen. Dieser Sicherheit scheinen sich die Tiere übrigens bewußt zu sein, denn sie ließen den Wagen mit seiner zahlreichen und lärmenden Begleitmannschaft ruhig in größerer Nähe vorüberfahren, ohne sich im geringsten in ihrem sorgfältigen Absuchen der Binsen und des buschigen Gestrüpps stören zu lassen."

Ein anderer Kenner des Landes („Auf flüchtigem Jagdroß in Deutsch-Südwestafrika") erzählt bei Schilderung eines Jagdausfluges im nördlichen Teile der Kolonie:

„Ich ritt langsam zurück und konnte noch dicht vor dem Lager einer riesigen Schlange den Garaus machen. Schlangen gibt es hier genug, man bekommt aber verhältnismäßig selten eine zu Gesicht. Während der trockenen Zeit kommen sie überhaupt so gut wie gar nicht aus ihren Löchern hervor; die meisten sieht man während der Regenzeit. Sie kommen dann nach einem Regenguß, wenn die Sonne recht warm scheint, aus den Löchern heraus und sonnen sich an sandigen Stellen. Die Eingeborenen haben ein fabelhaftes Auge für die Schlangen. Mir ist es öfters beim Pürschgang passiert, daß mein Führer plötzlich stutzte, seinen Kirri oder Stock hob und wütend auf die Erde einhieb. Resultat war eine Schlange. Auch beim Eierraub habe ich öfter Schlangen beobachten können. Man sollte meinen, daß die Vögel, die im dichtesten Dornbusch ihr Nest gebaut haben, vor jedem unangenehmen Besuch geschützt seien. Das ist aber ein Irrtum. Die Schlangen winden sich mit Leichtigkeit durch die dichten Dornen hindurch, und jedes Nest, das sie entdeckt haben, ist verloren. Die kleinen Vögelchen haben aber einen furchtbaren Rächer, das ist der Schlangenadler. Dieser ist der gefährlichste Feind der Schlange, und wehe ihr, wenn sie von ihm entdeckt ist! Ein paar kräftige Schnabelhiebe, und der Kampf ist vorbei. Ich habe diesen graziösen Vogel oft bei seiner nützlichen Arbeit be-

obachtet. Nicht viel größer als unser Hühnerhabicht, aber fast weiß gezeichnet, wandert er mit seinen langen Ständern auf der Steppe umher und sucht dieselbe fast systematisch ab. Die kleineren Bestien, die er erwischt, wandern sofort in den Magen; die größeren kröpft er immer auf einem Baum. In der kurzen Zeit von einer halben Stunde sah ich einen Schlangenadler auf einem verhältnismäßig kleinen Raum vier Schlangen kröpfen. Das ist nicht sowohl ein Zeichen für die eminente Nützlichkeit dieses Vogels, sondern man kann daraus auch erkennen, wie zahlreich in Wirklichkeit das giftige Gewürm vertreten ist. Mein Reisegefährte verfuhr sehr sinnreich, um sich vor lästigem Schlangenbesuch zu schützen. Wenn er schlafen ging, steckte er seine langen Stiefel mit den Schäften ineinander. „Dann müssen sich die Biester," meinte er, „erst eine ganze Weile besinnen, wie die Stiefel in diese Lage kommen. Jedenfalls kann keine hineinkriechen."

Ein Abenteuer aus jener Zeit der Wegebauerei habe ich noch zu berichten, bei welchem ich keineswegs eine besonders ehrenvolle Rolle gespielt habe und bei welchem mir ein Esel eine derbe Lehre gab. Von Swakopmund war ein Stabsoffizier namens Müller eingetroffen und hatte bei unserm Kommando Aufenthalt genommen. Der Wagen, der ihn begleitete, hatte einige Stunden vor dem Quisibgebirge Schiffbruch gelitten, er hatte ein Rad gebrochen und war liegen geblieben. Es sollte erst von der nächsten Station ein Ergänzungsrad geschafft werden, aber die Pferde, welche der Major mit sich führte, brauchten Hafer und so wurde ich denn mit einem Packesel abgeschickt, um von dem schiffbrüchigen Wagen einen Sack mit Hafer zu holen. Der Esel war ein sonst gar nicht bockiges Tier. Ich setzte mich auf ihn und ritt ungefähr zwei Stunden bis zu dem liegen gebliebenen Wagen. Ich lud dem Esel den Sack auf und setzte mich dann nach dem Lager zu in Marsch. Bis zum Sonnenuntergang dauerte es noch ziemlich lange und so hoffte ich denn, noch zum Abendbrot im Lager zu sein. Der Esel trug seine Last geduldig, mir ging es aber nicht schnell genug. Ich wollte den Esel zum Trabe veranlassen, wahrscheinlich drückte ihn aber der Hafersack gar zu sehr und das Langohr verweigerte den Trab. Ich

forderte ihn energisch auf, seinen Schritt zu beschleunigen, erreichte aber damit nur, daß der Esel sehr störrisch wurde. Als ich ihm einige Hiebe versetzte, schlug er nach hinten aus und dabei fiel der Sack von seinem Rücken herunter. Zum Glück hatte ich die Zügel des Esels festgehalten, sonst wäre er mir nach dem Lager durchgebrannt. Ich hob den Sack auf und wollte ihn wieder auf den Rücken des Esels legen, aber der Esel drehte sich im Kreise um mich herum und ließ mich nicht näher als zwei Schritte heran. Ich wurde immer ärgerlicher, denn es kam mir selbst höchst lächerlich vor, daß ich mit dem schweren Sack immer nur bis dicht an den Esel herankam und die Last nicht auf den Rücken des Tragtieres niederlegen konnte. Ich prügelte den Esel. Das hatte zur Folge, daß er mich gar nicht mehr an sich heranließ, und als ich ihm unbemerkt von hinten den Sack aufzulegen versuchte, schlug er unbändig aus. Nach einer halben Stunde war ich in Schweiß gebadet, von dem Herumschleppen des schweren Hafersacks ganz erschöpft und mit meinem Latein, dem Esel gegenüber, zu Ende. Das Langohr guckte mich ordentlich höhnisch an und ich sah ein, daß ich mit Gewalt nichts ausrichten würde. Ich führte den Esel eine zeitlang herum, klopfte und streichelte ihn und versuchte es wieder, ihm den Hafersack aufzulegen, ohne aber auch nur den geringsten Erfolg zu erzielen. Ich schimpfte in allen Tonarten, aber der Esel wedelte dazu höhnisch mit seinen langen Ohren. Endlich sah ich in weiter Entfernung einen Baum; ich führte den Esel bis dorthin und band ihn sorgfältig fest. Dann ging ich wieder zurück, holte den schweren Hafersack und schleppte im Schweiße meines Angesichts denselben bis zum Esel heran. Dieser versuchte jetzt einen Tanz um den Baum zu machen, aber ich drückte ihn gegen den Baum fest und legte ihm den schweren Hafersack auf. Es war unterdessen dunkel geworden und ich machte mich mit meinem Esel auf den Weg. Noch einmal versuchte ich, das störrische Vieh zum Traben zu veranlassen. Der Erfolg meiner Bemühungen war ein sehr trauriger. Der Esel schlug wieder aus und der Sack fiel nochmals herunter. Ich will die Sache kurz machen: ich brauchte zehn Stunden zum Rückmarsch, denn ohne Hafer für die Pferde durfte ich nicht im Lager eintreffen und der Esel machte mir das Leben in

einer unerhörten Weise schwer. Mindestens zehnmal warf er den Sack ab und brachte mich durch seine Störrigkeit zur Verzweiflung. Körperlich erschöpft und wütend traf ich endlich beim Morgengrauen im Lager ein, erhielt hier einen Rüffel, weil ich so lange fortgeblieben war und wurde von meinen Kompagnie-Kameraden, denen ich mein Unglück erzählte, noch obenein ausgelacht. Wenn ich später einmal ärgerlich und ungeduldig wurde, riefen mir meine Kameraden lachend zu: „Denk' an den Esel und an den Hafersack!" Und ich glaube wirklich, ich habe mir mehr Ruhe angewöhnt, als ich früher hatte. Man kann eben auch von einem Esel etwas lernen, besonders wenn man von ihm eine so empörende Lektion erhält wie ich.

Es war wohl acht Tage später, als von Swakopmund die Mitteilung kam, daß Wachtmeister Urban soweit genesen sei, um wieder zur Kompagnie zurückzukehren. Gleichzeitig empfing Hauptmann von Estorff die Nachricht, daß in nächster Zeit von Swakopmund kein Wagenzug und keine Reisenden nach Windhuk abgehen würden, es sollten daher zwei ältere, im Lande vertraute Kavalleristen nach Swakopmund reiten, um von dort Wachtmeister Urban abzuholen. Holzinger und ich wurden zu diesem Marsche bestimmt. Wir hatten acht Tage zu reiten und erhielten für vier Tage Proviant mit. Mit diesem mußten wir bis Tinkas reichen. Von dort aus wurden wir von einem Militärposten zum andern verproviantiert und hatten auch gutes Unterkommen.

Am 18. Juli langten wir in Swakopmund an. Da unsere Pferde von dem Marsch sehr abgespannt waren, beschloß Wachtmeister Urban, erst nach zwei Tagen mit uns abzureiten, um uns und den Tieren Gelegenheit zur Erholung zu geben. Es war gerade ein Jahr her, daß ich mit meinen Kameraden in Swakopmund gelandet war, und ich war erstaunt, zu sehen, daß sich dieser Hafenort in der Zwischenzeit ganz bedeutend entwickelt hatte. Nicht nur die Wellblechschuppen der Regierung hatten sich vermehrt, sondern auch neue Stores waren entstanden. Aus Holz war auch eine Art Hôtel erbaut worden, wenn aber der Ostwind den Sand aufwirbelte, dann drang der feine Staub durch alle Ritzen der hölzernen Wände in das Innere des Hôtels. Aber man war doch wieder in einem

Wohnorte, nachdem man monatelang beim Wegebau biwakiert hatte. Es gab allerlei Genüsse, die für uns bisher im Quisibgebirge nicht vorhanden waren, und wir lebten die zwei Tage herrlich und in Freuden. Am dritten Tage fühlte sich Wachtmeister Urban, der sich noch in der Genesung befand, wieder sehr schwach und wir blieben noch zwei Tage länger in Swakopmund. Dann zogen wir in kurzen Märschen über die Militärstationen nach unserm Standquartier im Quisib-Gebirge. In Tinkas waren wir wieder mit viertägigem Proviant versehen worden. Als wir aber nach dem Lager im Quisib-Gebirge kamen, fanden wir dasselbe zu unserem Erstaunen leer. Wir sahen an einem Baume einen Zettel befestigt, der uns mitteilte, daß die Kompagnie nach Windhuk abmarschiert sei und daß wir folgen sollten. An den Wasserstellen würden wir Proviant finden.

Wir fanden auch unter einem Baume im Lager vergraben Reis und Mehl, doch fehlte zu unserm Erstaunen das Fleisch. Wir brachen am nächsten Tage auf, kamen abends an eine Wasserstelle, fanden hier einen Baum durch ein Stück Papier gekennzeichnet, gruben am Fuße des Baumes nach und entdeckten wieder Mehl und Reis, jedoch kein Fleisch.

So ging es uns an den nächsten Tagen. Es war uns vollständig unbegreiflich, wohin die Fleischkonserven, die man mit den Büchsen Mehl und Reis zusammen an den bezeichneten Stellen vergraben hatte, hingekommen waren. Hätten die herumziehenden Eingeborenen die vergrabenen Lebensmittel gefunden, so hätten sie sich jedenfalls nicht mit dem Fleische begnügt, sie hätten auch Mehl und Reis mit sich genommen.

Erst als wir in Windhuk angekommen waren, erfuhren wir, welches komische Mißgeschick uns betroffen hatte: Hauptmann von Estorff war ganz plötzlich mit der Kompagnie nach Windhuk abmarschiert. Er war durch einen besonderen Befehl dorthin gerufen worden. Wir mußten nach ungefähr zwei Tagen ankommen, und um uns nicht in Verlegenheit zu bringen, schickte uns der Hauptmann eine Patrouille von zwei Mann mit Proviant entgegen. Als diese uns nach zwei Tagen nicht trafen, weil wir uns länger als vermutet

in Swakopmund aufgehalten hatten, machten sie Kehrt und zogen der Kompagnie nach. Wir waren nur einen Tagemarsch mit der Patrouille, die vor uns zog, auseinander; der Proviant, den sie bei sich hatte, schmolz mehr und mehr zusammen und so plünderten sie denn, um ihren Hunger zu stillen, die für uns angelegten Verstecke von Nahrungsmitteln, und hielten sich vor allem an das Fleisch. So brachte uns die Patrouille, die uns mit Proviant entgegengeschickt war, gerade um unsere besten Nahrungsmittel. Als wir in Windhuk endlich erfuhren, wer unsere Fleischrationen verzehrt hatte, konnten wir uns wohl die Sache erklären, wir wurden aber noch ausgelacht. Beim Rückmarsch aber, den wir beide Mann mit Wachtmeister Urban machten, war uns gar nicht so lächerlich zu Mute, besonders am vierten Abend unseres Marsches nicht.

Wir fanden an einer Wasserstelle den bezeichneten Baum und unter ihm Reis und Mehl; das Fleisch fehlte. Wir hatten das aber gar nicht anders erwartet, und beschlossen, uns wenigstens Brot zu backen. In unseren Kochgeschirren war noch ein Rest Sauerteig, mit diesem rührten wir das Mehl an und backten es dann auf glühendem Ochsenmist. Als wir das Brot aber anschnitten, war es im Innern rot wie ein gekochter Krebs. Natürlich war etwas dabei nicht in Ordnung und schließlich entdeckten wir, daß das Mehl voller Mehlwürmer oder Milben war und daß es durch diese beim Backen eine so schöne rote Farbe bekommen hatte. Wir ekelten uns das Brot zu essen, Fleisch gab es nicht, und so mußten wir uns denn mit gekochtem Reis begnügen. Wir waren über den Mangel an Fleisch sehr ärgerlich, denn das Reiten den ganzen Tag über war anstrengend und man wollte doch wenigstens am Abend etwas anderes als Wasserreis genießen.

Selbst der gutmütige Karl Holzinger, der mit bewundernswerter Geduld alle Mühen und Strapazen des Dienstes ertrug, geriet in gelinde Verzweiflung. Er sprang plötzlich auf, nahm seinen Karabiner und ging davon.

„Was gibt es denn?“ rief ich ihm nach. „Wo willst du denn hin?“

„Ich gehe, etwas zu schießen. Es muß hier in der Nähe irgendwelches Wild geben und wenn es ein Vogel ist. Ich muß etwas erbeuten. Hol' mich der Teufel, wenn ich nicht etwas mitbringe!“

„Verlauf' dich nicht, sondern komm' zurück, bevor die Sonne verschwunden ist!" rief ich ihm noch nach, aber der sonst so harmlose Holzinger lief in seiner Wut davon, als warte irgendwo ein Stück Wild auf ihn.

Man soll nichts in der Welt erzwingen wollen, vor allem aber muß sich derjenige, der auf die Jagd geht, davor hüten, irgend ein glückliches Resultat vorauszusagen. Unser guter Holzinger war wohl eine halbe Stunde lang tapfer marschiert, als er in weiter Entfernung auf einem trockenen kahlen Baume eine Anzahl größerer Vögel sitzen sah. Er war überzeugt, daß es Paauwen, das heißt Trappen, seien. Diese Trappen sind größer als die straußenähnlichen Vögel, die man ja auch bei uns in Deutschland an verschiedenen Orten in größeren Herden trifft; sie sehen sogar aus der Entfernung beinahe wie Strauße aus, nur können sie fliegen, wenn auch schwerfällig, was bekanntlich der Strauß nicht kann. Es gibt in Südwestafrika Trappen, die nach dem Rupfen und in völlig ausgenommenem Zustande bis zu vierzig Pfund wiegen. Das Fleisch der Tiere ist überaus wohlschmeckend und gibt wohl den besten Braten, den man auf der Jagd erbeuten kann.

Als Holzinger die großen Vögel auf dem Baume sitzen sah, lief ihm das Wasser im Munde zusammen und er erinnerte sich des köstlichen Paauwenbratens, den er bereits gegessen hatte. Er beschloß, auf jeden Fall einen der Vögel herunter zu schießen. Hunger und Jagdleidenschaft wurden in ihm gleich mächtig und er kroch vorsichtig auf allen Vieren näher an die Vögel heran. Beinahe dreiviertel Stunde setzte er dieses Kriechen fort, nicht ohne dabei Pein, ja Schmerzen zu erleiden. Natürlich war er in Schweiß gebadet, als er diese Kriechpartie beendete. Er war vielleicht bis auf achtzig Meter an den Baum herangekommen und mußte sich jetzt zum Feuern entschließen, wenn er nicht wollte, daß bei weiterer Annäherung die Vögel abschwirrten. Erst beruhigte er sich einigermaßen und sammelte Kräfte, dann legte er den Karabiner an, nahm einen der Vögel scharf aufs Korn und drückte ab. Als der Schuß krachte, erhoben sich sämtliche Vögel in die Luft und strichen in schwerfälligem Fluge ab.

Das Gesicht, das unser Kamerad Holzinger machte, sah gewiß nicht besonders geistreich aus. Er wußte genau, daß er gut gezielt hatte, und doch flogen sämtliche Vögel davon! Doch da, da beginnt einer von den Vögeln zu zappeln, noch einige verzweifelte Flügelschläge macht er, dann schießt er schräg, halb fallend, aus der Luft herunter und bleibt auf dem Boden sitzen. In großen Sätzen, wie ein Hase, sprang Holzinger auf den Vogel los. Als er ganz in seiner Nähe war, lief der Vogel in eigentümlichen, fast lächerlichen Sätzen davon. Fliegen konnte er nicht mehr, aber laufen konnte er noch immer, wobei er mit den Flügeln in höchst komischer Weise in der Luft herumruderte. Endlich hatte Holzinger, ganz außer Atem, den Vogel erreicht und war kaum noch einen Schritt von ihm entfernt, da drehte sich plötzlich der Vogel um und hieb mit seinem krummen Schnabel Holzinger derartig in den Oberschenkel, daß eine blutende Wunde entstand.

Darüber griet Holzinger ganz und gar aus dem Häuschen. Er belegte den Vogel mit einigen Redensarten und Titeln, die nicht gerade Schmeicheleien waren, und hieb mit dem Kolben seines Karabiners so heftig auf den Vogel ein, daß er ihn zu Boden schlug und der Kolben des Karabiners abbrach. Aber auch jetzt war der Vogel noch nicht tot, sondern machte Versuche, Holzinger noch einmal anzugreifen. Schließlich trommelte Holzinger aber mit den Eisenteilen des Karabiners, die in seiner Hand geblieben waren, so lange auf den Vogel herum, bis dieser ganz tot war. Es war ein sehr großes und starkes Tier mit auffallend langen Flügeln; der Hals war lang und kahl, der Schnabel kurz und hakenförmig. Nun hatte aber Holzinger doch seinen Willen erreicht. Zwar war der Karabiner entzwei gegangen und die Wunde im Oberschenkel tat höllisch weh, aber er hatte doch seine Jagdbeute. Er packte den Vogel am Halse, warf den Körper über seine Schulter und zog nach dem Lager zurück.

Wir sahen unsern lieben Kameraden langsam und unter seiner Last beinahe keuchend, herangezogen kommen. Schon von weitem schwenkte er den Hut, um uns anzuzeigen, er habe gute Jagd gehabt.

„Er hat es doch durchgesetzt!“ meinte Wachtmeister Urban, „hoffentlich bringt er uns einen guten Braten.“

Bald darauf stand unser Freund Holzinger wie ein Triumphator neben dem Lagerfeuer und warf seine Beute zu Boden. Eben wollte ich den sonderbaren Vogel näher ansehen, als das Tier plötzlich (unglaublich aber wahr!) aufsprang und wegzulaufen begann. Aber im Handumdrehen war Holzinger, der wieder sehr ärgerlich wurde, hinter dem Vogel her, schlug ihn nochmals mit dem Rest seines Karabiners zu Boden und hieb ihm dann mit dem Seitengewehr den Kopf ab.

„Nun lauf' weg, wenn du noch kannst!“ schrie Holzinger wütend, dann aber fuhr er stolz fort: „Da habt Ihr einen Braten, der uns für das Fasten der letzten Tage entschädigen soll!“

„Was ist denn das für ein Vieh?“ fragte Wachtmeister Urban.

„Ein Paauw, Herr Wachtmeister,“ entgegnete Holzinger stolz. „Er schmeckt ausgezeichnet.“

Zufälligerweise sah ich mir unsere Bambusen an und bemerkte, daß die Bengels lustig grinsten.

„Das ist aber kein Paauw,“ sagte Wachtmeister Urban, „ein Paauw sieht ganz anders aus.“

„Sie können sich darauf verlassen, Herr Wachtmeister,“ beteuerte Holzinger, „ich habe einmal mit Herrn Leutnant Volkmann bei Otyimbingwe einen solchen Paauw geschossen und das Fleisch hat einen großartigen Braten gegeben, wie ich ihn noch nie hier in diesem Lande gegessen habe.“

Der Bambuse Opodeldok, der Leibdiener Holzingers, kam heran und sagte:

„Mister, bania lillig, bania lillig“ (d. h.: Herr, sehr schlecht, sehr schlecht!)!

„Was willst du, Esel!“ fragte ärgerlich Holzinger, „das ist doch ein Paauw!“

„No, mister, no! Das sind Aasgeier!“

Im nächsten Augenblick hatte Opodeldok seine Ohrfeige weg.

„I du nichtswürdiger Lümmel!“ schrie Holzinger wütend, „ich werde dir die Witze austreiben, du willst mich hier zum Narren machen!“

„Hören Sie 'mal," sagte Wachtmeister Urban, „ich glaube, Sie tun dem Jungen Unrecht. Der kahle Hals, der eigentümliche Kopf — das scheint mir wirklich ein Aasgeier zu sein. Heda!" rief er einem anderen Jungen zu, „was ist das für ein Vogel?"

„Mister, das ist ein Aasgeier!" sagte der Bambuse, „den kann niemand essen, der ist nicht einmal zu rupfen und das Fleisch stinkt, sodaß man gar nicht daran denken kann, es zuzubereiten."

„Hol' der Geier das ganze Land und alle seine Vögel dazu!" rief Holzinger, aber Wachtmeister Urban meinte lachend:

„Der Geier holt nichts mehr, Sie haben ihn ja geschossen!"

Unsere Bambusen schleppten den Aasgeier beiseite, denn er begann jetzt schon sehr unangenehm zu duften, und wir legten uns mit knurrendem Magen wieder zum Schlafen nieder. Zufälligerweise wurden wir in dieser Nacht noch mehr durch Schakalgeheul gestört als je zuvor. Es war, als hätten sich hunderte von Schakalen in der Nähe ein Stelldichein gegeben, um ein großartiges Konzert abzuhalten.

Auch Holzinger war sehr ärgerlich über das Geheul.

„Sie hoffen, du wirst ihnen noch mehr Aasgeier schießen," sagte ich, „oder sie wollen dir danken, daß du ihnen einen Konkurrenten vom Halse geschafft hast, denn Aasgeier und Schakale lieben das Aas!"

Aber Holzinger brummte nur wütend etwas und zog sich dann die Decke über die Ohren, um das Schakalgeheul nicht mehr zu hören. Aber wenn die Not am größten, ist bekanntlich die Hilfe am nächsten! Wir waren wenige Stunden nach Sonnenaufgang geritten, als wir auf den Wagenzug eines Engländers stießen, der seine verwitwete Tochter mit ihren Kindern bei sich hatte. Die Familie war gerade beim Abkochen, lud uns in liebenswürdigster Weise ein, an ihrem Male teilzunehmen, und nachdem wir uns weidlich an Fleisch und guter Kost erlabt hatten, riet uns der Engländer, unsern Weg über Haris zu nehmen, wo ein Viehposten des Kaufmanns Schmerenbeck aus Windhuk sich befände.

Am Abend kamen wir in Haris an und fanden hier mehrere Bastards, welche die großen Viehherden des Kaufmanns Schmerenbeck hüteten, die hier wegen der guten Weiden für einige Zeit Stand-

quartier genommen hatten. Auf Rechnung der Truppe entnahmen wir von den Bastards ein sogenanntes Fettschwanzschaf, das wir schlachteten, um uns ein vortreffliches Abendbrot mit großen Fleischportionen zu beschaffen. Das Fleisch, das wir nicht essen konnten, gaben wir den Bastards, und deren Frauen und Töchter brachten uns dafür Milch, die uns nach der langen Entbehrung sehr gut schmeckte.

Am Ende des nächsten Marschtages erreichten wir Windhuk und fanden in der Kaserne alles in großer Aufregung. Am nächsten Tage sollte die Kompagnie wieder eine große Rekognoszierung nach dem Norden antreten. Als wir uns beim Hauptmann von Estorff zurück meldeten, erzählte er uns, daß wir in Windhuk zurückbleiben sollten, da wir andere Kommandos zu übernehmen hätten. So war nach sechsmonatlicher Arbeit die Wegebauerei vorüber. Drei Kameraden hatten wir unterwegs begraben und eine größere Anzahl von Freunden war noch recht schwach vom Fieber. Wir hatten aber auch dem Vaterlande getreulich mit Hacke und Spaten gedient.

Zehntes Kapitel.

Auf Sterbeposten.

Mir winkte jetzt ein neues Kommando, wo ich meine soldatische Pflicht auch mit dem Ochsenstrick erfüllen sollte, denn ich wurde auf den sogenannten Sterbeposten nach Fürstenwalde kommandiert. Der Ort Fürstenwalde liegt eine Reitstunde westlich von Windhuk. Der sogenannte „Ort" bestand aus einer einzigen Villa, deren Mauern aus lose übereinander gelegten Steinen aufgeschichtet waren. Als Dach dienten Wellblechplatten, welche sehr beweglich waren. Wenn es nämlich stürmisch wurde, fielen sie herunter, obgleich wir wiederholt unter größter Mühe das Dach mit zentnerschweren Steinen belegten. Der Wind pfiff durch alle Ritzen und Fugen der Mauer. Außerdem waren noch Schießscharten vorhanden, damit sich die Besatzung des Ortes bei einem Überfall auf die Viehherde in die „Villa" zurückziehen konnte. Drei Kameraden wohnten bereits in der Villa und einige Kaffern hatten sich Pontoks in der Nähe erbaut.

Eine der schrecklichsten Plagen Südwestafrikas ist die sogenannte Pferdesterbe, die seuchenartige Erkrankung der Pferde, durch welche oft ganze Pferdebestände binnen kurzem dahingerafft werden. Trotz aller Bemühungen ist der wissenschaftliche Charakter dieser Seuche noch nicht erkannt, so daß man auch noch nicht genügende Schutzmaßregeln gegen sie anwenden kann. Die Eingeborenen behaupten, die Krankheit komme davon, daß die Pferde taunasses Gras fressen. Dann sollen gewisse Grasarten, welche von den Tieren genossen werden, die Schuld an der Krankheit haben. Der ganze Charakter der Krankheit beweist, daß sie allerdings durch die Nahrungs-

aufnahme entstehen mag. Es wird auch behauptet, daß große Anstrengungen, besonders lang andauernde scharfe Ritte die Tiere für die Krankheit geneigter machen. Jedenfalls ist die Pferdesterbe eine ganz abscheuliche Krankheit und mancher Händler und Pferdezüchter ist durch sie in wenigen Tagen vom reichen Manne zum Bettler geworden. Die Schlagfertigkeit der Schutztruppe, die Entwickelung der Pferdezucht, sind leider immer wieder durch den Ausbruch der Pferdesterbe geschädigt worden. Merkwürdig ist es, daß die Pferdesterbe nicht gleichmäßig in den verschiedenen Jahren auftritt. Einzelne Eingeborene behaupten, sie sei besonders stark, wenn eine Vogelart, der sogenannte Regenvogel oder der Heuschrecken-Bussard, in Menge auftrete. Nun folgen diese Regenvögel vor allem den Heuschreckenschwärmen, und so könnte man an einen Zusammenhang der Pferdesterbe mit den Heuschrecken denken, was aber wahrscheinlich nur eine müßige Gedankenverbindung ist. Eine zweite Merkwürdigkeit der Pferdesterbe ist, daß sie an gewissen Orten, besonders an hochgelegenen, gar nicht oder nur in geringem Maße auftritt. Diese Plätze werden natürlich benützt, um die Pferdebestände sicher unterzubringen, und zwar werden die Pferdeposten nicht nur während der Epidemieen, sondern auch zu Zeiten besetzt, wenn eine solche Epidemie nicht droht. Zu befürchten ist sie immer während der Hauptregenmonate; aber auch im Herbst, nachdem die stärksten Niederschläge nachgelassen haben, tritt die Seuche sehr heftig auf. Von Januar manchmal bis Ende Mai fordert sie die meisten Opfer.

Diese Pferdesterbe nimmt einen außerordentlich raschen Verlauf und macht dadurch auf den Menschen einen ganz schreckhaften Eindruck. Das Pferd, welches am Morgen noch ganz gesund ist, wird unruhig, macht zeitweise einen krummen Rücken, atmet schwer und wiehert ängstlich. Es scheint in den Eingeweiden große Schmerzen zu haben. Beginnt aus den Nüstern ein gelblicher Schleim zu fließen, so ist das Pferd verloren. Diese Schleimabsonderung wird häufiger, bis weißer Schaum aus den Nasenlöchern dringt. Das Tier verliert immer mehr den Atem, es zuckt, bäumt sich auf, schlägt um sich und sucht in seiner schrecklichen Todesangst Hilfe in der Nähe von Menschen. Es kommt auf die Wagen oder Zelte zu oder an die Häuser, gleichsam

als wollte es den Menschen bitten, ihm zu helfen. Aber bis jetzt hat man kein Mittel gefunden, um die armen Tiere zu retten. Es tut einem in der Seele weh, wenn man die armen Geschöpfe hoffnungslos zugrunde gehen sieht. Schließlich wird das Pferd von Krämpfen befallen, es stürzt zu Boden und verstirbt unter immer heftiger werdenden Krampfanfällen.

Wie verderbenbringend die Seuche ist, ersieht man wohl daraus, daß Hendrik Witbooi binnen wenigen Tagen von dreihundert Pferden zweihundertfünfzig verlor, und daß die englische Polizeitruppe in Betschuana-Land im Jahre 1890 binnen wenigen Tagen von 390 Pferden nur 34 behielt. Die Eingeborenen sollen ein Mittel bei den von der Pferdekrankheit befallenen Pferden anwenden, das als richtige Pferdekur bezeichnet werden muß, aber keineswegs sicher hilft. Sie kochen ein Stück gepreßten Plattentabaks mit einem Liter Wasser auf, setzen etwas Zucker hinzu und gießen dem Pferde, wenn das Gemisch abgekühlt ist, die Brühe durch Mund und Nüstern. Übergibt sich das Pferd, so soll es gerettet sein. Es wäre dies ein Beweis dafür, daß in der Tat die Pferdesterbe auf eine Erkrankung des Magens oder der Eingeweide zurückzuführen ist.

Es gibt Pferde, welche mit oder ohne Medikamente die Krankheit überstehen, und diese führen in ganz Südafrika, nicht nur in der deutschen Kolonie, den Namen „gesalzene" Pferde und kosten vier- bis fünfmal so viel, wie ein gewöhnliches Pferd. Man hätte natürlich für die Schutztruppe schon im Interesse der eigenen Sicherheit und der Landesverteidigung ohne Rücksicht auf die Kosten nur gesalzene Pferde angeschafft, wenn nicht gerade mit diesen Tieren ein großer Schwindel getrieben würde. Besonders die englischen Pferdehändler haben angeblich eine große Zahl gesalzener Pferde stets zum Verkauf. Während für ein gewöhnliches Pferd 200 Mark gezahlt werden, fordert der Händler für ein gesalzenes 600 bis 800 Mark und verpflichtet sich, wenn das Pferd im folgenden Jahre an der Sterbe verloren geht, die Hälfte des Preises zurückzuerstatten. Der Händler macht in jedem Falle ein gutes Geschäft. Denn geht das Pferd ein, so zahlt er 400 Mark zurück, 400 Mark behält er. Er hat also so wie so den doppelten Preis eines gewöhnlichen Pferdes erhalten. Tritt aber im nächsten

Jahre die Sterbe nicht allzuheftig auf, ſo iſt Ausſicht vorhanden, daß auch ein ungeſalzenes Pferd das Jahr überlebt und dann hat der Händler erſt recht den Vorteil.

Unſere Aufgabe auf Pferdepoſten war es nun, die Pferde zu überwachen, wobei uns die Kaffern Hilfe leiſteten. Die Tiere weideten im Freien und wurden nachts in Kraalen untergebracht. Es ſind dies große, kreisförmige Plätze, die rings mit umgehauenen Dornbüſchen umgeben ſind, ſo daß die Gipfel der Dornbäume und die Dornen der Büſche nach inwendig liegen. Dieſe Dornen ſind ſo ſcharf, daß ſie auch die Pferde- oder Ochſenhaut zerreißen, und ſelbſt ein junges übermütiges Pferd hütet ſich den Dornen zu nahe zu kommen. Beim Einfangen allerdings werden manche junge Pferde ganz raſend. Ohne Rückſicht auf die Wunden, die ſie ſich zuziehen, ſtürmen ſie durch die Dornhecke hindurch, reißen eine Lücke in den Kraal und hinaus ſtürmt dann in raſendem Galopp die ganze Pferdeherde. Man hat dann einen oder zwei Tage lang zu tun, bis man die wildgewordenen Tiere wieder einfängt. Beſonders wenn die Tiere geſtempelt werden ſollten, waren ſie ſehr ungeberdig. Wenn die Fohlen ein gewiſſes Alter erreicht hatten, wurden ſie mit dem Stempel der Schutztruppe gebrannt, um die Tiere wiederzuerkennen, wenn ſie ſich etwa in eine andere Herde verlaufen ſollten. Auch neu angekaufte Pferde, die auf den Pferdepoſten kamen, mußten hier geſtempelt werden. Das Stempelzeichen beſtand aus einer Krone. Das Pferd wurde erſt mit dem Ochſenſtrick eingefangen, dann wurden ihm Schlingen um die vier Beine geworfen und die Riemen, welche die vier Beine zuſammenhielten, ſorgfältig verbunden. Auf Kommando wurde dann der Hauptriemen ſcharf angezogen, und das Pferd ſtürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden. Im nächſten Augenblick ſaßen zwei oder drei von uns auf dem Tiere, um es feſtzuhalten, denn trotz der gefeſſelten Beine ſchlug das geängſtigte Pferd wie raſend um ſich. Schon eilte aber einer von uns mit dem glühenden Eiſen herbei und drückte dasſelbe auf einen der Hinterſchenkel des Tieres ab. Man fügt natürlich dem Tiere möglichſt wenig Schmerzen zu und brennt nicht zu tief, aber doch ſtöhnt das Tier, mehr vor Angſt als vor Schmerz, und wenn man es von ſeinen Feſſeln befreit, jagt es natürlich wie toll davon.

Das Leben auf diesen Pferdeposten ist keineswegs langweilig. Schon die Tiere selbst bieten, wenn man einigermaßen Pferdefreund ist, großes Vergnügen. Dann schafft das Einfangen, Stempeln und Überwachen, sowie das Einholen von Durchgängern, wenn nicht Vergnügen, so doch Aufregung. Man ist ungenierter, tut keinen Garnisondienst und lebt ziemlich frei, da man ganz auf sich selbst angewiesen ist. Daß man natürlich auf Pferdeposten erst recht seine Pflicht tut, weil kein Vorgesetzter anwesend ist, versteht sich von selbst. Ein ehrlicher Mann und pflichtgetreuer Soldat tut nicht nur seinen Dienst, wenn er beobachtet wird, sondern auch, wenn wenn man ihn sich selbst überläßt. Natürlich wurden wir durch Unteroffiziere und Offiziere auf den Pferdeposten häufig kontrolliert. Zu unseren Obliegenheiten gehörte auch die Jagd auf Raubzeug; denn dieses fügte unserem Pferdebestand manchen Schaden zu. Besonders die Füllen wurden von allerlei vierbeinigen Räubern angefallen, manchmal beschädigt und sogar getötet. Leoparden waren ja in der Nähe von Windhuk nicht mehr so häufig, trotzdem sie auch auftraten. Dafür gibt es aber anderes kleineres Raubzeug, zum Beispiel den Luchs, im Lande „Rojkaat", das heißt „Rotkatze" genannt. Auch wilde Katzen und andere kleine Raubtiere vom Katzengeschlecht, wie die Ginsterkatze, fühlten sich durch die Pferdebestände angezogen und verursachten zur Nachtzeit manchen Schaden. Die Jagd auf diese Tiere war sehr schwierig und man freute sich schon im Interesse der unserer Obhut anvertrauten Pferde und ihrer Füllen, wenn man einen solchen Räuber zur Strecke gebracht hatte.

Mehr Spaß machte uns die Jagd auf die Perlhühner, welche für unsere Küche eine angenehme Abwechselung brachten und die wir häufig genug im Kochtopfe hatten. Diese Perlhühner kommen in Völkern von mehreren Hunderten vor. Tagsüber sind sie sehr schwer zu jagen, aber früh und abends kommen sie an die Wasserlöcher, und besonders des Morgens konnte man eine Menge dieser wohlschmeckenden Vögel erbeuten, wenn man sich an Wasserlöchern auf die Lauer legte. Auch Wachteln wurden geschossen und andere kleine rebhuhnartige Vögel, welche wahrscheinlich, nach europäischer Art gebraten, sehr gut geschmeckt hätten, die aber auch gekocht uns ein angenehmes Gericht boten.

Wer Naturfreund war, hatte auch genug Gelegenheit, Freude zu erleben, besonders auf unserer ersten Station Fürstenwalde, wo es genügend Wasser gab. Unsere „Villa" lag in einem Tal, das mit halbmannshohem Gras auf das üppigste bestanden war. Gewaltige Kameldornbäume standen ebenso wie die Dornbüsche in voller Blüte. Bunte Blütenknospen sah man überall, umschwärmt von ganzen Herden wilder Bienen, welche auf ihnen ihre Nahrung suchten. Allerhand buntgefiederte Vögel zwitscherten in den Zweigen und manchmal ließen sich ganze Völker von Wildtauben, auf die wir auch eifrig Jagd machten, auf diesen Bäumen nieder. Hoch oben in der Luft kreisten mit gewaltigen Flügelschlägen große Adler, aber auch die kleinen Falken und habichtartigen Raubvögel, welche gierig auf die kleineren Vögel stießen und dafür von uns mit manchem gutgezielten Schuß bedacht wurden. Es fehlte also nicht an Zeitvertreib. Wir entbehrten manchen europäischen Genuß, aber wir fühlten uns überaus gesund, frisch und elastisch. Wir hatten unsere angenehme Beschäftigung, wir hatten genügend zu essen und zu trinken und Kaffee und Tabak boten uns hohen Genuß. Es war auch nicht allzuschwer, einmal aus Windhuk eine Kiste Bier zu erhalten, um bei festlicher Gelegenheit einen bescheidenen Trunk zu tun.

Bis zum Frühjahr 1896 blieben wir in Fürstenwalde. Dann bezogen wir einen anderen Pferdeposten, welcher ebenfalls eine Reitstunde südlich von Windhuk lag und Areidareidas oder Arridareigas hieß. Es gab auch noch eine dritte Art, den Namen zu schreiben oder auszusprechen, und ich will hier ausdrücklich bemerken, daß es heute noch sehr schwer ist, sich über die Schreibweise oder die Aussprache mancher Ortsnamen in Südwestafrika zu einigen. Selbst in Dokumenten und Regierungspapieren oder in den wichtigen Schriftstücken der dortigen Bergwerks- oder Kolonialgesellschaften findet man die verschiedenartigsten Schreibarten von Ortsnamen und oft entsteht durch das Abweichen einer Schreibart von der anderen geradezu Verwirrung und geschäftliche Störung. Die Hauptschuld an dieser Unsicherheit der Ortsnamen trägt eben die hottentottische Aussprache, die durch unsere Schriftzeichen nicht wiederzugeben ist, und in vielen Fällen muß die Landesregierung einen Machtspruch tun und ausdrücklich bestimmen,

daß der Name eines wichtigen Ortes so und nicht anders geschrieben oder ausgesprochen werden soll.

In Areidareidas lag unsere „Villa" auf einem ungefähr achtzig Meter hohen kegelförmigen Berge und war ebenso luftig konstruiert wie die Villa in Fürstenwalde. Wir hatten uns unterdes Bettstellen nach landesüblichem Muster gebaut. Eine solche Lagerstatt besteht aus einem hölzernen Rahmen, der kreuzweise mit aus Leder geflochtenen Ochsenstricken bespannt wird. Der Rahmen wird auf vier Pfähle gelegt und bietet eine sehr luftige und elastische Lagerstätte. Man liegt hoch über dem Boden, so daß einem das kriechende Gewürm und Ungeziefer nicht so direkt an den Leib kann; die Luft kann auch unter der Lagerstätte durchstreichen, und diese Art Bett wird von den Europäern meist allen anderen Lagerstätten vorgezogen. Das Wasser befand sich auf diesem Posten etwa eine halbe Stunde von unserem Kraal entfernt. Man hatte ein künstliches Bassin geschaffen, in welchem sich während der Regenzeit Wasser ansammelte. Täglich mehrmals mußte unsere ganze Herde bis zu diesem Tränkeplatz hin und wieder zurückgetrieben werden. Für uns wurde aus noch weiterer Entfernung Quellwasser geholt, und zwar wurde ein Esel für den Transport benützt, der zwei kleine Wasserfässer trug.

Auf unserem neuen Pferdeposten wurden wir von den Termiten außerordentlich geplagt und wir mußten einen vollkommenen Vernichtungskrieg gegen sie beginnen. Die Termiten sind die für Afrika charakteristischen großen Ameisen, welche sich besonders in lehmigem Boden aufhalten und aus Lehm Bauten von kegelförmiger Gestalt aufführen, welche bis fünf Meter Höhe und zwei bis drei Meter Durchmesser an der Grundfläche haben. Diese kegelförmigen Bauten sind durchzogen von Gängen und bilden eine charakteristische Erscheinung der afrikanischen Landschaft. Bewohnte und unbewohnte Termitenbaue findet man überall. Neulinge im Lande verwechseln diese Termitenhaufen sehr oft mit Wild, besonders, wenn die Bauten in Haufen nebeneinander stehen. Die Termiten sind deshalb so unangenehm, weil sie alles zerfressen, was nicht Glas, Metall und Stein ist. Man könnte fast von ihnen behaupten, was dereinst von den Kosaken gesagt wurde: sie eignen sich alles an, außer glühendem

Eisen und Mühlsteinen. Sie zerfressen Balken und Bäume, Gewebe und Felle. Wenn man ein Fell, auf dem man geruht hat, im Freien liegen läßt, so kann man am nächsten Tage, wenn Termiten in der Nähe sind, das Fell in vollkommen durchlöchertem Zustande wiederfinden. Termiten, die in einen Store eingedrungen waren, vernichteten in einer Nacht für hunderte von Mark blaue Kattune. Sogar unter den Kammerbeständen der Schutztruppe in Windhuk haben sie wiederholt schweren Schaden angerichtet. Das Nichtswürdige an diesen kleinen Nagern ist, daß sie ihre Arbeit heimlich verrichten. Wenn ein Baumstamm auf der Erde liegt, so fressen sie ihn von unten an. Äußerlich sieht der Baumstamm ganz unbeschädigt aus; wenn man aber auf ihn tritt, so merkt man, daß er nur noch eine ganz dünne Rinde hat und inwendig vollständig ausgehöhlt ist. Man kann im Lagerschuppen eine gut verschlossene Kiste stehen haben und sie täglich von außen besichtigen, man wird nichts an ihr finden. Wenn man aber eines Tages den Deckel öffnet, wird man zu seinem Erstaunen gewahr, daß von der Kiste nur noch die Seitenwände und der Deckel übrig sind, der Boden und der ganze Inhalt sind ausgefressen.

Das Großartigste von solcher heimlichen Arbeit haben die Termiten in einem Store in Windhuk geleistet. Schwedische Zündhölzer sind ein sehr begehrter Artikel, nicht nur bei den Weißen, sondern auch bei den Eingeborenen. Auf einem Wandbrett des Stores war ein riesiger Stapel von Paketen mit schwedischen Streichhölzern aufgebaut. Eines Tages stieß der Store-Inhaber zufälligerweise an diesen Stapel und derselbe brach in sich vollständig zusammen. Die Termiten waren in den Stapel eingedrungen und hatten nicht nur die Schachteln, nicht nur die Streichhölzer, sondern auch die Zündmasse an denselben vollkommen aufgefressen. Von den hunderten von Schachteln Streichhölzer, die sich in den verschiedenen Paketen befanden, waren nur die äußersten Schachtelreihen, in Summa einige Dutzend, übrig geblieben.

Wir begannen den Vernichtungskrieg mit Petroleum, das wir uns aus Windhuk beschafften. Dies ist die einzige Möglichkeit, um diese Plagegeister loszuwerden. Man gießt das Petroleum in die

Löcher und Ritzen der Wohnungen; dann ist man sicher, daß die schwarzen und weißen Biester nicht hineinkommen.

Zum Glück haben die Termiten eine Menge Feinde, die ihnen nachstellen; so schwalbenartige Vögel, Käfer, sowie auch andere Ameisen. Die Männchen der Termiten bekommen zu gewissen Zeiten Flügel und unternehmen dann ihren sogenannten „Hochzeitsflug", wobei sie gerade am leichtesten die Beute ihrer Feinde werden. Dr. Bachmann hat einen solchen Hochzeitszug der Termiten beobachtet und in seinem Buche „Südafrika" wie folgt, beschrieben:

„Wie ich so auf dem ziemlich engen Pfade am Flusse entlang ging, fielen auf einmal vor mir eine Anzahl Plättchen oder Schuppen herab, die im Sonnenschein lebhaft glitzerten. Ich betrachtete einige derselben näher und fand, daß es Insektenflügel waren. Nun sah ich bald, daß sich in der Luft eine Menge fliegender Termiten umhertummelten, die von vorbeifliegenden Schwalben aufgeschnappt wurden und dabei ihre Flügel verloren. Ich setzte mich in den Schatten eines nahen Busches, um das Schauspiel besser beobachten zu können. Aus einer Anzahl spaltförmiger Öffnungen im roten Tonboden des Abhanges, seitwärts vom Flußbett, kamen langsam, aber in ununterbrochener Folge die geflügelten Termiten hervorgekrochen. Ihre vier Flügel lagen, sich völlig deckend, flach aufeinander, auf dem Rücken des etwa 1 Zentimeter langen Körpers. Die Flügel selbst maßen etwa 3 Zentimeter in der Länge. Das geflügelte Insekt kroch durch die dichte Schar seiner geflügelten Artgenossen, welche die Öffnungen in spannweitem Umfange dicht umlagerten, mit langsamem, schwerfälligem Schritt hindurch. Doch hier schon traten ihm Feinde entgegen; eine etwa $1^1/_2$ Zentimeter lange, schwarze Ameise, sowie eine sehr kleine, doch äußerst bissige und zahlreiche Termite, ein Geschlecht mit dickem Kopf, fielen über sie her und bissen ihnen die Flügel ab. Oft auch töteten sie die Flügel-Termiten oder schleppten ihre Opfer in ihre Gänge. Ferner hüpften einige Grillen heran und spähten gierig nach den geflügelten Insekten aus. Auch einige Kröten tummelten sich umher, obgleich es heller Tag war, und fraßen von den Insekten, so viel sie habhaft werden konnten, ebenso trieb es eine Käferart. Aber ein Teil er-

reichte trotz aller Feinde Gras- und Blattspitzen, und es gelang ihnen, von diesen erhabenen Standpunkten aus sich in die Luft zu erheben. Doch auch von diesen war der größte Teil dem sicheren Tode geweiht, denn ein halbes hundert Schwalben flogen in einer Höhe von etwa fünf Metern in einem großen, wohl fünfzig Schritt im Durchmesser haltenden Ringe umher, alle in derselben Richtung, und sobald eine der Schwalben an die Stelle gelangte, wo die Termiten aufflogen, so schnappte sie mit knackendem Geräusch ihres Schnabels eine derselben hinweg, wobei deren Flügel sofort abbrachen und hinabflatterten. Fast jede Sekunde hörte man das Knacken der zuschnappenden Schwalben. Das ganze Turnier verlief in schönster Ordnung und erinnerte mich lebhaft an das Karusselfahren im Ringstechen, wie man es auf Jahrmärkten in Deutschland sieht. Ich beobachtete das Spiel etwa eine Viertelstunde lang, ohne daß eine wesentliche Veränderung in den Vorgängen eintrat. Einzelne Schwalben, die wohl satt sein mochten, schieden hin und wieder aus; für sie traten neue ein. Schließlich wurde die Kreisfigur unregelmäßig und von allen Seiten kamen Schwalben, die nach den Termiten schnappten. Die wenigen der letzteren, die den Schwalben entgingen, flogen so lange über den Fluß, bis sie ins Wasser fielen, wo sie natürlich ein Raub der Fische wurden; viele verloren auch ohne erkennbare Ursache beim Fluge selbst ihre Flügel und fielen herab, zur Beute irgend eines Tieres."

Wassermangel zwang uns, auch den Posten in Arreidareidas zu verlassen und noch eine Reitstunde südlicher, in der Richtung auf die große Bastardniederlassung Rehoboth, einen neuen Pferdeposten zu beziehen. In der Nähe unseres Postens lag eine große Werft der Bastards und wir hatten hier Gelegenheit, nun auch diesen Volksstamm, der in der Entwickelung Südafrikas eine so große Rolle spielt, näher kennen zu lernen. Sie zeigten sich, wie dies immer bei ihnen der Fall ist, sehr gastfreundlich. Freiwillig brachten sie uns täglich frische Milch, die uns vortrefflich schmeckte, zumal wir lange keine Milch gesehen hatten. Wir gaben dafür den Bastards etwas von unserem Proviant ab und so gestaltete sich das Verhältnis zwischen ihnen und uns sehr angenehm. Von den Schattenseiten,

welche der Charakter der Bastards besitzt, haben wir wenig kennen gelernt. Da ich aus eigener Erfahrung mir kein Urteil über die Bastards erlauben will, setze ich die Ansicht zweier genauer Kenner der Bastards und ihrer Charaktereigenschaften, des Dr. Schinz und des Oberleutnants von François, hierher. Ersterer berichtet:

„Beim Bastard ist der Hang zu dem, den Hottentotten charakterisierenden Herumstreifen gewissermaßen mit dem der Seßhaftigkeit gepaart; der erstere äußert sich unverkennbar in Jagdlust, der letztere in dem Triebe, dem Ackerbau obzuliegen. Die unmittelbare Nachbarschaft der Hottentotten einerseits und der Buschmänner andererseits verbietet es ihm, größere Viehherden zu halten. Die Beaufsichtigung derselben in eigner Person betrachtet er übrigens als Herabwürdigung und überläßt diese lieber seinen Leibeigenen, den Berg-Damara oder Nama-Buschmännern. Ein Abkömmling der Weißen, sucht er sich auch jederzeit als solcher Geltung zu verschaffen, und im allgemeinen muß der Vorurteilsfreie gestehen, daß der Bastard, wie wir ihn zum Beispiel auf Rehoboth finden, in mancher Beziehung den, Südwestafrika des Handels halber bereisenden Weißen wenn nicht überlegen, so doch zweifelsohne ebenbürtig ist. Ich kenne in der Tat nur einen einzigen Charakterzug, der ausschließlich ihm und nicht auch den meisten jener Händler eigen wäre, nämlich die herabwürdigende Art und Weise zu betteln. Gleich einem kleinen Kinde kann der Bastard stundenlang um die kleinste Gabe bitten und den, der sie versagt, quälen; kein Argument hilft und was ihm heute abgeschlagen wird, darum bettelt er sicher morgen von neuem mit derselben Ausdauer. Tabak und Branntwein werden auch von ihm als unbedingte Lebensbedürfnisse betrachtet, doch muß ich zu seiner Ehrenrettung gestehen, daß ich niemals einen Bastard so bodenlos betrunken sah, wie ich dies in jenen Gebieten hie und da an Weißen beobachten konnte. Als ausgezeichneter Wagentreiber und Vormann einer Karawane ist der Bastard dem Europäer unentbehrlich, doch ist es nicht ganz leicht, ihm seine richtige Stellung zuzuweisen, da er nur zu oft einem gewissen Größenwahnsinn verfällt und alsdann völlige Gleichberechtigung mit dem Herrn erstrebt. Es sind dies alles Fehler, deren Grund größtenteils in dem mangelhaften Vorbilde zu suchen ist, das ihm von seinen Verwandten väterlicher Seite geboten

wird; gelingt es, die Bastardnation in Kontakt mit einer gesitteten weißen Bevölkerung zu bringen, so wird das Ergebnis zweifelsohne ein überraschend günstiges und dankbares sein. Die Bastards sind ebenso gewandte Reiter wie Schützen und waren deshalb von jeher als geübte Jäger von den Europäern gesucht; seit dem Zurückweichen des Wildes ist ihnen dieser beliebte Erwerbszweig jedoch größtenteils verloren gegangen, und sie sehen sich daher jetzt gezwungen, ihren Unterhalt durch den Ackerbau zu bestreiten. Der Feldbetrieb der Bastards beschränkt sich fast ausschließlich auf den Anbau des, durch die Missionare vom Kap der guten Hoffnung eingeführten europäischen Weizens und Mais, der Wassermelonen und Kürbisse; in neuerer Zeit wird auch Tabak in größeren Mengen gewonnen, allerdings zum Nachteile des weißen Handelsmannes, der dadurch seinen besten Tauschartikel entwertet sieht. Die Äcker werden stets in dem während der Wintermonate Mai bis Oktober trockenen Flußbett angelegt, und zwar wird mit der Bestellung unmittelbar nach Aufhören der Regenstürme begonnen. Während der Regenperiode pflegen nämlich die Flüsse hin und wieder größere Wassermengen zu Tale zu befördern. Sowie sich diese verlaufen haben und keine Wiederholung eines solchen Herabkommens zu befürchten ist, wird die Saat dem unter der Oberfläche noch monatelang feucht bleibenden Sande anvertraut und nun das weitere der Natur überlassen. Ist die Feldarbeit besorgt, so unternimmt der Bastard in Gesellschaft eine Reise nach den nördlichen Distrikten der Kapkolonie und tauscht dort gegen Ochsen, Felle und Straußenfedern Pferde und Gewehre ein, die er nach seiner Rückkehr dem Ovaherero wieder mit Gewinn gegen Ochsen und Kleinvieh verkauft. In Kleidung sowohl, wie in Sitten und Gebräuchen haben sie sich vollständig den Europäern angeschlossen; ihre Regierungsform ist eine rein republikanische und entspricht ihrem Grundgedanken nach dem Kapitainschafts-System der Hottentotten. Die Bastards sind ohne Ausnahme Christen und betrachten den Missionar oder an dessen Stelle einen aus ihrer Mitte gewählten sogenannten „Ältesten" als ihr kirchliches Oberhaupt; diesem ist ein Kollegium von Ältesten unterstellt, dem die Aufsicht über die einzelnen Gemeindemitglieder und die Handhabung der strengen Kirchenzucht obliegt. Die Kinder bedienen sich

im allgemeinen des hottentottischen Idioms, die Umgangssprache der Erwachsenen dagegen ist das Kap-Holländische, das sich zum eigentlichen Holländischen — der Kirchensprache der Bastards — ungefähr so verhält, wie das Plattdeutsche zum Hochdeutschen, im übrigen aber auch eine stattliche Anzahl von Wörtern den südöstlichen Bantu-Sprachen, wie auch dem Hottentottischen und dem Malayischen entlehnt hat."

Premierleutnant von François, der viel Bekanntschaft und Freundschaft unter den Bastards gehabt hat, widmet ihnen eine ausführliche Schilderung, der folgendes entnommen ist:

„Die Verfassung der Bastard-Gemeinde ist republikanisch-presbyterianisch, ein Mittelding zwischen Stammes- und Gemeinde-Verfassung. Hermanus van Wyck auf Rehoboth ist der richtige, biedere Dorfschulze; sein Stellvertreter Willem Koopmann ist ein aufgeweckter, geistig bedeutender Bursche. Den Anordnungen des Kapitains oder des Rates wird unweigerlich Folge geleistet. Die „Bürger" von Rehoboth sind fügsame Untertanen. In Streitigkeiten wie in Kriminalsachen entscheiden der Kapitain und der Rat. Verträge werden durch Abschluß in Gegenwart von Zeugen rechtsgültig. Die Beteuerungsformel erinnert an Hottentotten-Sitten; sie schwören „bei ihrem ältesten Bruder", zoo waar als oubouti (sprich: aubudi). Einfach und ländlich bieder sind die Verkehrsformen der Bastards. Sie begrüßen den Ankommenden mit Handschlag und Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, wie die Engländer im Kapgebiet zu tun pflegen. Der Ankömmling erhält den besten Platz zugewiesen; die Frau wird stets dabei dem Manne vorgezogen. Die übliche Anrede dem Weißen gegenüber ist das englische „mister"; höher stehende Weiße werden „mynheer" genannt. Mir ist es vorgekommen, daß der Bastard die ihm zuerst entschlüpfte Anrede „mister" mir gegenüber schleunigst in „mynheer" verbesserte. Sehr beliebt ist auch die Anrede „baas" (Meister) und „oubaas" (alter Meister). Von dem Weißen werden die Bastards alle gleichmäßig mit du angeredet, während sie zum Weißen meist in der dritten Person reden. Kleine Kinder und gleichalterige Erwachsene reden sich mit Vornamen an; Jünglinge und gleichalterige Mädchen nennen erwachsene Männer mit „ou neef",

wörtlich „alter Neffe“, während dieſer ſie nur „neef“ oder „nechi“ (Nichte) nennt. Männer in gleichem Alter nennen ſich „broer“ (Bruder), jüngere Männer dagegen die älteren „oom“ (Oheim), ganz alte Männer heißen „outa“ (alter Vater). Kinder reden den Vater mit „ta“, die Mutter mit „ma“ an. Analog ſind die Bezeichnungen der Frauen untereinander. Hier kommen die Ausdrücke „nechi“ (Nichte), „ounechi“ (alte Nichte), „tanta“ (Tante) und „ouma“ (Großmutter) zur Anwendung. Unter Gleichalterigen hört man auch oft die Anrede „züssi“ (Schweſter), „ouzü“ (alte Schweſter), „boeti“ (Bruder), „oubouti“ (alter Bruder). Einige Frauen laſſen ſich von ihren eingeborenen Dienerinnen „miss“ reſp. „mistress“ anreden. Die weißen Frauen heißen „Jouffrouw“, entſprechend dem franzöſiſchen „Madame“, bei uns in Deutſchland (Anrede der Frauen der mittleren Stände). Das holländiſche Wort „mevrouw“ (gnädige Frau) fehlt dem Wörterbuch der Kap-Holländer, ebenſo wie unſere Baſtard-Dienerſchaft nicht zur Anrede „gnädige Frau“ zu bewegen war. Die Begrüßungen ſind ſonſt verſchieden nach der Tageszeit. „Goeden Morgen“, „goeden Middag“, „goeden Achtermiddag“, „goeden avend“. Der unterwegs Angetroffene muß einen kleinen Dialog über Weg, Heimat, Namen uſw. halten. Verbeugungen gibt es nicht; doch wird der Hut vor dem Eintritt in das Haus eines Fremden abgenommen. Spaßhaft iſt die Zurückhaltung bei Begrüßung von Verwandten untereinander. Zwei Brüder, die ſich ein Jahr lang nicht geſehen hatten, reichten ſich ſtumm die Hände, ohne einander anzuſehen oder Worte miteinander zu wechſeln; vielmehr unterhielten ſie ſich mit den nebenſtehenden Weißen. Der Baſtard iſt demnach vollkommen der Typus des niederſächſiſchen Bauern. Geiſtig nehmen die Baſtards entſchieden den erſten Platz unter den Eingeborenen des Schutzgebietes ein. Mit der dieſen angeborenen Schlauheit, dem natürlichen Spürſinn des Hottentotten, verbinden ſie die größere Beſonnenheit und vernünftige Überlegenheit des Niederländers, die Luſt zum Arbeiten, die Geſchicklichkeit zu mancherlei Verrichtungen, welche über die Befähigung der Eingeborenen ſonſt hinausgehen. Die Baſtards ſind außerordentlich wißbegierig und ſorgen für regelmäßigen Schulbeſuch ihrer Kinder. Hans Diergaard (gefallen in der Naukluft)

wollte sogar seine Kinder in die deutsche Privatschule von Fräulein Nitze in Windhuk senden, und als ich ihn auf die Kostspieligkeit der Ausführung dieser Idee aufmerksam machte, meinte er, das mache nichts, seine Kinder sollten etwas Ordentliches lernen, er selbst habe leider zu wenig gelernt. Dabei war er gar nicht ungebildet; er konnte lesen und schreiben und hatte einen hellen Verstand."

So lebten wir friedlich und in ungebundener Freiheit bis zum Anfang März des Jahres 1896. Plötzlich erhielten wir von Windhuk aus den Befehl, sofort zur Kompagnie zu stoßen, und es war uns klar, daß irgend etwas Besonderes geschehen war, oder daß man irgend ein wichtiges Ereignis erwartete. Wir brachen sofort auf und kamen nach zwei Tagen in Windhuk an.

Ochsenreiter der Schutztruppe.

Elftes Kapitel.

Mord und Verrat.

Wir saßen am 24. März bei Heyn und Boysen in Windhuk und feierten unsere Rückkehr vom Kommando durch den Genuß einiger Flaschen deutschen Bieres.

Wir wußten alle, daß etwas in der Luft lag; irgend etwas Schlimmes stand bevor. Natürlich waren die Kameraden, die in Windhuk zurückgeblieben waren, besser über das unterrichtet, was in der Zwischenzeit geschehen war, als wir, die abwesend gewesen waren.

„Die Khauas-Hottentotten sind aufständig," hieß es.

„Das ist doch nicht gut zu galuben," wurde entgegnet, „die Leute haben ihren Vertrag bisher gehalten, weshalb sollten sie jetzt auf einmal aufständig werden."

„Sie sind höchstwahrscheinlich aufgehetzt worden. Ihr wißt doch, daß schon im Jahre 1893, unter Hauptmann von François, eine Expedition gegen die Khauas-Hottentotten gemacht wurde und im Jahre 1894 wurde ihr Häuptling Andreas Lambert zum Tode verurteilt und erschossen. Sein mitverurteilter Feldkornett entsprang in der Nacht vor der Hinrichtung. Er ist zwar für vogelfrei erklärt worden, aber er treibt sich noch immer in der Nähe der Ansiedlung der Khauas-Hottentotten herum."

„Aber der jetzige Häuptling der Khauas, Eduard Lambert, hat sich doch sehr freundschaftlich gegen die Deutschen gezeigt."

„Er hat es natürlich nicht vergessen, daß sein Vater kriegsgerichtlich erschossen worden ist, und wenn er auch allein sich vielleicht fürchtet, mit den Deutschen anzufangen, so sind doch seine Leute derartig aufgehetzt, daß sie ihn zum Kriege zwingen."

„Was haben denn nun die Khauas bisher getan?“

„Schon im Februar hat der Distriktschef Leutnant Lampe, der in Gobabis steht, dem Landeshauptmann mitteilen lassen, daß die Leute Eduard Lamberts absichtlich Händel mit der Schutztruppe anfangen, daß sie sich wieder Räubereien und Diebstähle bei den Betschuana-Hottentotten, die unter deutschem Schutz stehen, haben zu schulden kommen lassen.“

„Ja, man weiß es, daß Major Leutwein die Sache wieder in Güte zu Ende bringen will und daß er dem Leutnant Lampe den Befehl hat zugehen lassen, er solle sehr vorsichtig bei der Behandlung der Khauas sein und jeden Bruch vermeiden. Vor drei Tagen nun ist ein Schreiben des Leutnants Lampe eingelaufen, daß die Khauas-Hottentotten unter Eduard Lambert direkt zum Angriff übergehen. Er soll mit einer Patrouille angegriffen worden sein.“

„Das ist nicht genau wiedergegeben; die Sache verhält sich anders. Leutnant Lampe hat mit zehn Mann eine Patrouille nach Olifantskloof und Rietfontein gemacht, um zu sehen, ob die Khauas wirklich feindselig sind und ob sie etwa Böses gegen unsere Militärstation planen. In der Nähe von Rietfontein hat er an einer Wasserstelle Halt machen wollen. Zu seinem Erstaunen hatten die Khauas unter Lambert die Anhöhen um die Wasserstelle ringsherum besetzt, sodaß es schien, als wollten sie unsere Leute verhindern, die Wasserstelle zu benützen. Es waren mindestens hundert gut bewaffnete Männer auf den Höhen ringsum postiert und auch Eduard Lambert wurde von Leutnant Lampe, der ihn genau kennt, gesehen. Er rief den Häuptling an, aber dieser verkroch sich. Trotz der zehnfachen Übermacht beschloß Leutnant Lampe doch, den Hottentotten zu zeigen, daß er sich vor ihnen nicht fürchte. Er ließ absatteln und ließ die Pferde tränken. Vergeblich rief er dann noch wiederholt in die Berge hinein, er wolle Eduard Lambert sprechen, um ihn zu fragen, was ihn denn dazu veranlasse, bewaffnet im Lande umherzuziehen und die Wasserstellen zu besetzen. Es erfolgte keine Antwort. Nachdem die Pferde getränkt waren, ritt Leutnant Lampe mit den zehn Mann vorsichtig ab, da sie jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt sein mußten. Die Reiter zogen einzeln ab und als letzter, die anderen

deckend, verließ Leutnant Lampe die Wasserstelle. Er ist dann bis Olifantskloof zurückgegangen und hat von dort aus Nachricht geschickt."

„Ja, der Hottentotte, der die Nachricht gebracht hat, behauptet, es sei auch auf ihn geschossen worden, und der Diener des Leutnant Lampe, ein Khauas-Hottentotte, ist in dem Augenblick, in dem der Leutnant von der Wasserstelle wegritt, zu seinen Landsleuten übergegangen. Er muß also auch darum gewußt haben, daß der Krieg unmittelbar bevorsteht."

„Das sind allerdings böse Zeichen. Aber noch ist der erste Schuß nicht gefallen und Lambert wird sich hüten, direkt angriffsweise vorzugehen. Ich vermute viel eher, er wird durch seine Leute die Schutztruppe derartig reizen lassen, daß unseren Kameraden die Galle übergeht und sie sich zu einer Gewalttätigkeit hinreißen lassen."

„Das vermutet ja auch wohl der Kommandeur Major Leutwein und deshalb hat er auf das strengste untersagt, zuerst den Frieden mit den Khauas zu brechen."

„Das Ganze wird wohl nur eine Alarmnachricht sein."

In diesem Augenblick betrat der Kompagnieschreiber Exner das Lokal, und als er stürmisch begrüßt wurde, rief er:

„Leute, mäßigt euch, mäßigt euch! Es ist eine sehr traurige Nachricht eingegangen. Drei Kameraden von uns haben einen schrecklichen Tod gefunden."

„Wer? Was ist geschehen? Wo?" schwirrten die Fragen durcheinander.

„Es sollen die Kameraden Ludwig, Ebisch und Ladewig sein. Sie sind von den Khauas ermordet."

„Wo denn? Wann? Ruhe! Laßt ihn doch erzählen!"

„Soeben," meldete Exner, „ist ein Bur von Gobabis angekommen, welcher die 180 Kilometer in zehn Stunden zurückgelegt hat. Dieser junge Bur, der dem Leutnant Lampe schon vielfache Dienste erwiesen hat, ist Tag und Nacht geritten. Leutnant Lampe hat ihm zwei Pferde mitgegeben, die er abwechselnd benützt hat. Leutnant Lampe hat, nachdem weitere Feindseligkeiten der Khauas-Hottentotten sich gezeigt haben, die drei unglücklichen Kameraden mit der Meldung nach Windhuk geschickt, daß er um Verstärkung

bitte. Die Patrouille machte sich auf und ritt so schnell sie konnte. Ihren ersten Halt machte sie am Rooigrauwater. Dort ist die Patrouille plötzlich von dreißig Khauas-Hottentotten überfallen worden. Unsere Leute haben sofort gemerkt, daß die herankommenden Khauas-Hottentotten etwas Böses im Schilde führten; sie haben sich in Deckung bei dem Wasserloch gelegt, und als sie beschossen wurden, kräftig geantwortet. Zwei von ihnen wurden sehr bald erschossen; der dritte, man weiß nicht, wer es gewesen ist, soll lebendig in die Hände der Khauas gefallen sein, die ihn in schändlicher Weise zu Tode marterten und ihm den Kopf abschnitten. Die Nachricht von dieser Greueltat ist nach Gobabis gekommen, und der junge Bur hat sich erboten, durch das feindliche Gebiet hindurch die Nachricht an den Gouverneur nach Windhuk zu bringen."

Der Eindruck, den diese Nachricht auf uns alle machte, war nicht gut wiederzugeben. Schmerz über die gefallenen Kameraden, Schreck über die grauenhafte Tat und Zorn über die nichtswürdige Verräterei der Khauas-Hottentotten kamen in den lauten Bemerkungen und Ausrufen, die jetzt ertönten, zum Ausdruck.

Bald darauf erschien Sergeant Carow, der bei der Landeshauptmannschaft im Bureau tätig war, und bestätigte die Nachricht, die Exner soeben gebracht hatte. Ja, er konnte noch hinzufügen, daß soeben ein Bote des Missionars aus Otyihanene eingetroffen sei, welcher nicht nur die Bestätigung der Ermordung der drei armen Kameraden brachte, sondern auch noch ein Taschenbuch mit sich führte, das der eine der Gefallenen in der Brusttasche gehabt hatte. In diesem Taschenbuch steckte eine Kugel, außerdem war es vollständig mit Blut befleckt. In ihrem Aberglauben und der Angst vor Geschriebenem hatten die Khauas-Hottentotten das Buch dem Missionar zugestellt, der es nunmehr an den Landeshauptmann schickte.

Natürlich gab es bei uns allen nur ein Gefühl:

„Vorwärts nach Gobabis und los gegen die Khauas-Hottentotten!"

„Wir müssen morgen abrücken, niemand darf zurückbleiben. Der scheußliche Mord an den drei Kameraden muß gerächt werden!"

„Die Sache ist nicht so einfach," wurde von unterrichteter Seite gesagt. „Wir befinden uns in einer schwierigen Lage. Eine neue

Verstärkung der Schutztruppe von Deutschland aus ist unterwegs; aber die Leute, die ihre vier Jahre gedient haben, sind vor vierzehn Tagen entlassen worden und nach Swakopmund abgegangen, um von dort die Rückreise nach Deutschland anzutreten. Es sind gerade die besten Leute, welche sämtliche Feldzüge der letzten Jahre mitgemacht haben. Die Schutztruppe ist augenblicklich sehr schwach. Es fehlt auch an Offizieren. Hauptmann von Estorff ist auf der Reise nach Kapstadt, um sich endlich die Kugel aus dem Fuß ziehen zu lassen, die er in der Nau-Kluft am 27. August erhalten hat."

„Wir können doch aber auch nicht damit zögern, den Khauas einen Denkzettel zu erteilen, denn sonst werden die Hereros auch aufständisch."

„Ja, unter den Hereros soll es auch gären. Sie sollen mit den Khauas im besten Einvernehmen stehen und Nikodemus sowie Kahimema, die Anführer der Hereros, die in der Nähe der Khauas-Hottentotten wohnen, sollen erklärt haben, sie wollten nur das erste Gefecht abwarten, um dann auch loszuschlagen. So wie die Khauas-Hottentotten nur einen Erfolg gegen uns haben, greifen die Hereros uns auch an. Wir haben im Osten zwischen Windhuk und Gobabis und darüber hinaus nur eine Anzahl kleiner Militärposten. Diesen wird wahrscheinlich der erste Angriff der Khauas-Hottentotten gelten."

„Die Sache geht schief!" unkte natürlich sofort Moll; „diese einzelnen Militärposten sind alle verloren."

„Halt' dein Maul!" sagte wütend einer der erregten Kameraden; „sie werden sich schon ihrer Haut zu wehren wissen und unvorbereitet ist keiner dieser Posten."

Wir gingen zeitig in unser Quartier und es gab wohl wenige unter uns, die nicht böser Ahnungen voll waren. Wenn die Khauas-Hottentotten mit den Hereros zusammen losschlugen, dann befand sich die, augenblicklich sehr schwache, Schutztruppe einer Übermacht gegenüber, von der sie höchstwahrscheinlich erdrückt wurde. Nicht nur die kleinen Militärstationen im Osten von Windhuk gingen verloren, sondern es war ein Angriff, ja eine Zerstörung der Hauptstadt zu befürchten, und wenn alles schief ging, wenn vielleicht auch noch Hendrik Witbooi sich auf die Seite der Aufständigen schlug, dann

war es vielleicht mit der ganzen deutschen Schutzherrschaft in Südwestafrika zu Ende und keiner von uns kam lebendig aus dem vermaledeiten Lande heraus. Die Sache sah sich wirklich sehr gefährlich an.

Man sollte sich in solchen Augenblicken immer sagen, daß nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht wird, und daß man sich nicht verleiten lassen soll, gefährliche Verhältnisse in noch ungünstigerem Lichte zu sehen, indem man seine Phantasie walten läßt. Wenn erst die Phantasie zu spielen beginnt, erscheinen in solchen schlimmen Augenblicken kleine Hindernisse riesengroß und unüberwindlich.

Der nächste Tag brachte eine große Überraschung und eine freudige dazu: Hauptmann von Estorff hatte, als er die ersten Nachrichten von Unruhen bei den Hottentotten empfing, auf seiner Reise nach Kapstadt Kehrt gemacht und kam mit der Kugel im Fuß zurück, um sich zur Verfügung des Landeshauptmanns zu stellen. Die Nachricht wurde mit dem größten Jubel begrüßt und wer zur Kompagnie des Hauptmanns von Estorff gehört hatte, war stolz, wieder unter der Führung dieses kühnen Offiziers stehen zu dürfen.

Major Leutwein berief am nächsten Tage die gesamte Einwohnerschaft von Windhuk, auch die Zivilbevölkerung, um mitzuteilen, wie ernst die Verhältnisse geworden waren, und um zu fragen, ob er auf Unterstützung seitens der Ansiedler zu rechnen habe. Die Ansiedler waren begeistert und beschlossen sofort die Bildung eines Freikorps unter dem Kommando des Premierleutnants der Landwehr Boysen, Mitinhabers der Firma Heyn und Boysen. Dieses Freikorps sollte nicht in das Feld ziehen, sondern zurückbleiben, um die Hauptstadt gegen einen etwaigen Überfall der Hereros zu schützen. Für den aktiven Dienst meldete sich sofort eine Anzahl von Reserveoffizieren, zum Beispiel der Regierungsrat von Lindequist, der beim Gouvernement angestellt war, ferner der Sekondeleutnant der Landwehr Schmidt, der Premierleutnant der Landwehr Hermann. Eine Anzahl von Bastards, die sich unter den Ansiedlern befanden, erklärte sich sofort bereit, nicht nur dem Freikorps, sondern auch der Schutztruppe beizutreten.

In fieberhafter Hast wurden in Windhuk die Vorbereitungen zu der Expedition gegen die Khauas-Hottentotten getroffen. Die

Wagen wurden beladen mit Munition, Proviant und Feldausrüstungsstücken und am 26. März waren wir zum Abmarsch fertig. Hauptmann von Estorff hatte sofort den Befehl über die vierzig Mann nebst zwei Offizieren und dem einzigen Geschütz, das wir mitnehmen konnten, übernommen.

Kurz bevor wir abrückten, kamen noch zwei Nachrichten: die eine, daß sich die Khauas-Hottentotten in der Nähe von Aais gezeigt und die Station beschossen hatten; die zweite sehr günstige lautete, daß auf die Nachricht von dem Aufstand der Khauas-Hottentotten die Reservisten, die in Swakopmund auf den Dampfer warteten, sich insgesamt auf den Rückmarsch nach Windhuk begeben hätten. Zum Glück hatte der Dampfer, der in Swakopmund eintreffen und die Reservisten nach der Heimat führen sollte, eine wochenlange Verspätung gehabt. Sobald die Reservisten in Windhuk angekommen waren, sollte eine zweite Expedition unter Major Leutwein uns folgen. Die Abteilung von Estorff aber hatte den ersten Stoß zu tun und dafür zu sorgen, daß die Khauas-Hottentotten schleunigst zur Ruhe gebracht wurden, um den Aufstand der Hereros zu verhindern.

Vom Exerzierplatz in der Feste von Windhuk rückten wir am 26. März ab und marschierten, leider bei starkem Regen, los. Das schlechte Wetter hinderte uns aber nicht, in Eilmärschen vorzurücken. Am zweiten Tage, am 28. März, erhielten wir durch einen Eingeborenen, der von Gobabis kam, die Meldung, daß die Khauas-Hottentotten den in Kaukarus wohnenden Betschuanen bei einem Überfall das ganze Vieh geraubt und daß die Betschuanen sich nach Gobabis geflüchtet hätten.

Soweit es noch möglich war, wurde der Marsch beschleunigt, und am 30. März langten wir in Gobabis an, woselbst sich die flüchtigen Betschuanen notdürftige Hütten gebaut hatten, welche indes gegen den Regen keinen Schutz gewährten. Die Leute waren durch das schlechte Wetter, durch Angst und Schreck ganz verzweifelt und klagten, daß die spitzbübischen Hottentotten ihnen alles, was sie besessen hatten, geraubt hätten. Der Jammer der Leute war wirklich aufrichtig und flößte uns tiefes Mitleid ein. Trotzdem wir zu Tode ermüdet waren, mußten wir weiter vorwärts. Zwei Kapitäne der Betschuanen er-

boten sich, uns zu führen, und Hauptmann von Estorff beschloß, Kaukarus direkt anzugreifen, weil er vermutete, daß die Khauas sich noch dort mit ihrem Raube aufhielten. Da unsere Wagen uns nicht mehr folgen konnten, erhielt jeder von uns für zwei Tage Proviant, bestehend aus Brot und Speck, und nun ging der Marsch querfeldein, ohne Weg und Steg direkt auf Kaukarus. Die Führung der Betschuanen gestattete uns, zumeist in der Nacht zu reiten und während der heißesten Stunden des Tages zu biwakieren, um die Pferde, die mehr und mehr herunterkamen, nicht ganz zusammenfallen zu lassen. Der Regen aber hörte nicht auf. Wir waren beinahe vollkommen aufgeweicht, über alle Maßen schmutzig und von dem vielen Reiten nicht nur erschöpft, sondern, trotzdem wir alle gediente Kavalleristen waren, derartig wund geritten, daß wir kaum laufen konnten, wenn wir den Sattel verließen.

Am 2. April erreichten wir die Betschuanen-Werft Kaukarus und umzingelten sie von allen Seiten. Unsere Bemühungen waren aber vergeblich gewesen; die Werft war leer und die Khauas-Hottentotten mit dem geraubten Vieh hatten sich längst in Sicherheit gebracht. Es wurde in Kaukarus abgekocht und mit den erschöpften Pferden, auf denen die wundgerittenen Reiter saßen, ging es nach Süden, nach Aais, um die dortige kleine Besatzung von sechs Mann zu retten. Es war anzunehmen, daß die Khauas-Hottentotten die Militärstation belagerten und daß wir sie dort treffen würden, um ihnen zum ersten Mal deutsche Hiebe für ihre bestialische Grausamkeit zuteil werden zu lassen. Kurz vor Tagesanbruch kamen wir bis auf eine halbe Stunde von Aais heran, saßen ab, ließen die Pferde mit einigen Wachen zurück, und die Kompagnie schwärmte zu Fuß aus, um sich von Osten der Station zu nähern.

Allerdings waren die Khauas direkt von der Betschuanen-Werft nach Süden gegangen, um die Militärstation aufzuheben. Sie hatten stundenlang wütende Angriffe auf Aais gemacht, waren aber von den sechs deutschen Soldaten zurückgeschlagen worden. Sie ahnten wohl, daß sie bald verfolgt werden würden, denn sie machten sich ganz plötzlich weiter auf den Weg. Vielleicht hatten sie auch eine direkte Nachricht von dem Anrücken der Abteilung des Hauptmanns

von Estorff durch ihre Spione erhalten. Die sechs Mann der Station Aais, die sich in großer Not befunden hatten, vereinigten sich mit uns, da es zwecklos gewesen wäre, die Station weiter zu halten. Hauptmann von Estorff wäre am liebsten sofort wieder weiter geritten; aber wir waren mit unseren Kräften zu Ende. Reiter und Pferde sanken zu Boden und fielen in einen bleiernen Schlaf, aus dem sie nicht aufzuwecken waren. Erst gegen Mittag erwachten die ersten, zu denen auch ich gehörte, und wir waren meist so schlaftrunken, daß wir nicht wußten, was wir taten. Unsere Pferde waren so ermüdet, daß sie nicht zum Fressen zu bringen waren. Nachdem wir uns einigermaßen ermannt hatten, begannen wir abzukochen, denn in Aais befanden sich noch Proviantvorräte. Erst in den Nachmittagsstunden erwachten auch die anderen Kameraden und um jene Zeit begannen auch die Pferde wieder zu fressen.

Gegen Abend rief uns Hauptmann von Estorff zusammen.

„Wir müssen weiter," sagte er. „Wir und die Pferde sind vollkommen erschöpft, aber es hilft nichts, wir müssen vorwärts bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Wir müssen den anderen Militärstationen Hilfe bringen und die Khauas zu fassen kriegen."

Unter Führung der beiden Betschuanen-Kapitäne wurde bei Beginn der Nacht wieder aufgebrochen und ohne Aufenthalt bis zum Morgen geritten. Am 4. April kamen wir wieder in Kaukarus an. Auch hier war uns nur ein kurzer Aufenthalt vom Morgen bis zum Abend gegönnt. Als wir aber in Kaukarus durch Spione der Betschuanen die Nachricht erhielten, daß in weitem Umkreise kein Khauas zu sehen sei, mußte angenommen werden, daß sich der Feind auf Gobabis geworfen hatte, um den wichtigen Posten, den Leutnant Lampe besetzt hielt, in seine Gewalt zu bekommen. Es wurde daher schon gegen fünf Uhr nachmittags der Marsch wieder aufgenommen und es ging wieder ohne Weg und Steg querfeldein nach Nordosten. An diesem Abend wurde ich zur Geschützbesatzung kommandiert, welche aus sechs Mann bestand und vom Feldwebel Fröde geführt wurde. An diesen Marsch werde ich zeitlebens denken. Wir mußten in einiger Entfernung hinter dem Haupttrupp marschieren und in der Dunkelheit verloren wir wiederholt die Spur. Man denke sich ein Geschütz

mit Bedeckungsmannschaft durch die Nacht dahinziehend, während einige Reiter fortwährend Streichhölzer anzünden, um auf dem Wege nachzusehen, ob man Spuren von Pferdehufen sieht. Es war ein abscheulicher Marsch in ununterbrochener Spannung und Aufregung. Wir verloren die Spur, fanden sie wieder, verloren sie immer wieder und gegen vier Uhr morgens hatten wir uns so verfahren, daß wir überhaupt an der Möglichkeit verzweifelten, bei Nacht die Spuren der voraufmarschierenden Abteilung wiederzufinden. Wir blieben auf der Stelle liegen, auf der wir uns befanden, um den Tag abzuwarten. Als die Sonne aufging, sahen wir zu unserer größten Freude den charakteristischen Berg in der Nähe von Gobabis, die sogenannte „Spitzkuppe", nur etwa einen halben Kilometer von uns entfernt. Als wir näher auf die Spitzkuppe zufuhren, fanden wir am Fuße des Berges die vorausgerittene Abteilung, welche bereits Kaffee kochte. Der Feind war wohl in der Nähe von Gobabis, aber der Weg zur Militärstation war frei. Ohne sich auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, war Hauptmann von Estorff nach Gobabis, das von der Spitzkuppe ungefähr eine halbe Stunde entfernt liegt, hinübergeritten und hatte Leutnant Lampe mit zurückgebracht, um von diesem sich das Terrain näher beschreiben zu lassen und um Meldung über die bisherigen Bewegungen und Unternehmungen der Khauas-Hottentotten zu empfangen.

Es war der 5. April, der Ostersonntag. An den Feiertag aber hatte niemand von uns gedacht. Wir waren vor Strapazen und Aufregungen gar nicht zum Nachdenken gekommen; jetzt beim Kaffeekochen unterhielten wir uns darüber, daß es Ostersonntag sei.

Döring sah suchend herum, bis er einen eiförmigen Stein fand, den er mir in die Hand drückte.

„Da hast du dein Osterei!" scherzte er.

„Ich wünschte, ich könnte den Khauas-Hottentotten ein Osterei bescheren, an das sie zeitlebens denken sollten!" meinte Holzinger, der sonst ein sehr gutmütiger und liebenswürdiger Mensch war. Aber er war aufs äußerste empört über die Feinde, die unsere armen drei Kameraden so schmählich hingemordet hatten, noch bevor offener Kriegszustand eingetreten war.

Eben erhielt ich einen Blechbecher mit schwarzem Kaffee. Dieser war so heiß, daß ich ihn nicht sogleich trinken konnte, ich grub ein kleines Loch in den feuchten Sand und setzte den Becher hinein, um ihn etwas abkühlen zu lassen. In diesem Augenblick knatterte von der Spitzkuppe her eine ganze Menge Schüsse. Leutnant Eggers, der in unserer Nähe lag, sprang auf und rief mit Löwenstimme:

„An die Gewehre!"

Im Handumdrehen waren wir an den Gewehren und dann stürmten wir den ungefähr achtzig Meter hohen Bergabhang hinauf. Als wir oben ankamen, sahen wir unsere Wachen vollkommen von den Khauas-Hottentotten umzingelt, die Wucht aber, mit der wir anstürmten, kam den Hottentotten so überraschend und war so gewaltig, daß die Kerle augenblicklich Kehrt machten und in den Dornbüschen, die den Abhang vor uns, nach Gobabis zu, unübersichtlich machten, verschwanden. Das alles hatte sich in wenigen Minuten abgespielt, aber auch als die Feinde fort waren, konnten sowohl die Offiziere wie wir eine gewisse Überraschung nicht überwinden. Die Khauas-Hottentotten hatten gewagt, uns anzugreifen, einen Überfall auf uns zu machen, die wir doch eine verhältnismäßig starke Streitmacht von Weißen waren und noch dazu in unmittelbarer Nähe der Station Gobabis, welche mit einem Geschütz versehen war. Die Feinde waren also sehr mutig, kühner als sonst und — wie es schien — sehr erbittert. Allerdings, ihr Mut hielt nicht stand, das hatte ihre schleunige Flucht bewiesen, als wir die Wache oben befreiten. Von den überfallenen Posten war nur ein Gefreiter durch einen Streifschuß an der rechten Stirnseite verwundet und blutete sehr stark.

Leutnant Lampe, welcher das Terrain genau kannte, machte unsern Hauptmann von Estorff darauf aufmerksam, daß wir uns an einer sehr ungünstigen Stelle des Bergabhanges befanden, der sich ungefähr zweitausend Meter von Osten nach Westen hinzog. Da wir einen erneuten Angriff des so energisch vorgehenden Feindes erwarten mußten, befahl unser Hauptmann der Kompagnie, zurückzugehen. Wir suchten uns eine bessere Stellung, schwärmten in Schützenlinien aus und nahmen die Front nach der Richtung, aus der die Hottentotten zu erwarten

waren. Wir lagen in zwei Zügen mit fünf Schritt Abstand voneinander; den ersten Zug führte Leutnant Lampe, den zweiten Leutnant Eggers. Unser Hauptmann besichtigte noch einmal genau die Stellung und schärfte uns ein, nicht ohne Kommando zu schießen, wenn die Hottentotten wieder herankämen. Vor uns war die Aussicht durch eine große Anzahl von Dornbüschen so versperrt, daß wir den Feind erst sicher aufs Ziel nehmen konnten, wenn er auf fünfzig bis achtzig Meter heran war. Es sollten keine Patronen verschwendet und nur sichere Schüsse angebracht werden.

Wir hatten uns kaum in dieser neuen Stellung eingerichtet, als die Kugeln der Hottentotten wieder zu pfeifen begannen. Sie gingen alle über uns hinweg und fügten niemandem einen Schaden zu. Wir konnten an dem Summen und Pfeifen deutlich unterscheiden, daß die Hottentotten die verschiedenartigsten Gewehrsysteme und Kaliber führten. Nach dem Brummen einzelner Geschosse mußten sie mit einer Anzahl der schwersten Donnerbüchsen bewaffnet sein. Trotz dieser Kugelmusik hörten wir bald aus der Entfernung Kommandorufe und das Schreien der Vorleute, welche die Hottentotten zum Vorgehen ermutigten. Einige Bastard-Soldaten, die mit uns in der Schützenlinie lagen, verstanden mit ihrem scharfen Gehör, was bei den unsichtbaren Feinden gerufen wurde. Diese beabsichtigten, die Spitzkuppe am Fuße zu umgehen und unsere Pferde, die wir jenseits des Berges zurückgelassen hatten, fortzunehmen. Die Bastard-Soldaten riefen unserm Hauptmann von Estorff zu, was sie erfahren hatten, und dieser ließ den zweiten Zug mehr nach links schwenken, um die Pferde gegen eine Umgehung des Feindes zu decken. Wir lagen hier einige Minuten still in unbeschreiblicher Spannung. Jetzt hörten wir ein Knacken und Knistern in den Dornbüschen, erneute Kommandorufe ertönten bei den Hottentotten und plötzlich brachen sie in hellen Scharen aus den Dornbüschen heraus und standen wie aus der Erde gewachsen vor uns.

„Feuer!“ schrie Hauptmann von Estorff, und eine furchtbare, wohlgezielte Salve krachte auf die kurze Entfernung den anstürmenden Hottentotten entgegen. Nach der Salve ging jeder einzelne Schütze sofort zum Schnellfeuer über, aber wir hatten kaum fünf Patronen

verschossen, als die Stimme unseres Hauptmanns, das Knattern des Schützenfeuers übertönend, rief:

„Auf! Zur Attacke! Gewehr rechts! Marsch, marsch hurra!"

Mit geschwungenem Degen setzte sich Hauptmann von Estorff an unsere Spitze und jagte mit uns durch die Dornbüsche dem fliehenden Feinde nach.

Aber die Hottentotten waren wie vom Winde verweht. Man hätte an Zauberei glauben können, denn sie waren fort, als hätte sie die Erde verschlungen. Nicht ein einziger von ihnen war zu sehen. In diesem Augenblicke krachte das Geschütz, das am Fuße des Berges stand, und feuerte auf einen dichten Haufen von Hottentotten, welcher sich seitwärts an die Pferde heranmachen wollte. Der einzige, gut gezielte Kartätschenschuß genügte, um auch diese Hottentotten-Abteilung zu sofortiger Flucht zu veranlassen.

„Hurra die Knall-Droschke!" schrie Weber, und wir wiederholten den Ruf, um unseren Kameraden am Geschütz unsere Anerkennung auszudrücken.

Leutnant Lampe hatte ein großes Loch in seiner Uniform und erzählte, er habe einen heftigen Schlag vor die Brust gefühlt und sei durch den Stoß fast zu Boden gefallen. Der Lazarettgehilfe untersuchte den Leutnant und entdeckte, daß eine daumenstarke, schwere Kugel aus einer sogenannten Donnerbüchse des Feindes in ein dickes Notizbuch gefahren und dort sitzen geblieben war. Dadurch war Leutnant Lampe dem sicheren Tode entgangen. Er sagte lächelnd und wohl um die Mannschaften zu ermutigen:

„Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!"

Er täuschte sich leider, denn es sollte keine Stunde dauern, bis sie ihn traf. Unsere Leute zählten unterdessen die getöteten Feinde und sahen dicht neben unserer Stellung die Leiche eines Hottentotten mit gänzlich zertrümmertem Schädel. Leutnant Lampe, der durch seinen jahrelangen Aufenthalt in Gobabis fast alle Hottentotten kannte, trat an die Leiche heran und rief plötzlich erstaunt aus:

„Herrgott, das ist ja Eduard Lambert, der Häuptling der Khauas-Hottentotten!"

Die Taschen des Gefallenen wurden revidiert, und Leutnant Lampe

erkannte den Gefallenen auch an einer Anzahl von Gegenständen, die er bei sich trug und die ihm der Leutnant früher selbst geschenkt oder die er doch im Besitz des Häuptlings gesehen hatte. Der Inhalt der Taschen wurde von Hauptmann von Estorff mir zur Aufbewahrung gegeben, um ihn nach dem Gefecht wieder abzuliefern.

Wachtmeister Urban kam jetzt mit der Meldung, daß auf der Stelle, wo die Hottentotten die Salve und dann das Schnellfeuer erhalten hatten, ungefähr fünfzig Tote lagen. Auch der Kartätschenschuß des Geschützes auf den dicht geschlossenen Haufen der Hottentotten, welche unsere Pferde holen wollten, hatte eine verheerende Wirkung gehabt: es sollten dort gegen zwanzig Tote liegen.

Doch auch wir hatten Verluste, denn in dem Augenblick, in dem wir zum Sturm aufsprangen, hatten wir noch eine Salve von dem gedeckten Feinde erhalten. Kamerad Jendis war tot, drei Mann waren verwundet, unter letzteren Leutnant Eggers, welcher einen Schuß durch den Unterschenkel hatte. Der Gefallene sowie die drei Verwundeten wurden auf den Wagen gelegt und sollten nach Gobabis gebracht werden. Da wir uns eines weiteren Überfalles nach den schweren Verlusten der Hottentotten und nach dem Fall ihres Führers nicht mehr versahen, stiegen wir von dem Berge herunter, sattelten unsere Pferde und brachten sie nach der Spitzkuppe hinauf. Hier wurden wir rangiert. Es wurde dann Appell abgehalten, während einige Bastardreiter vorsichtshalber nach rechts und links zur Beobachtung entsendet waren.

Zwölftes Kapitel.

„Die Hereros kommen!"

Wir schickten uns gerade an, den Bergabhang nach Gobabis hinunter zu reiten, um uns in der Militärstation etwas auszuruhen, als einer der Bastardreiter die Schreckensnachricht brachte:

„Die Hereros kommen, um uns anzugreifen!"

Diese Meldung erschien zuerst unglaubhaft. Wo sollten denn die Hereros herkommen, mit denen wir noch gar keine Feindseligkeiten gehabt hatten? Die Hereros standen aber schon bei dem ersten Angriff, den die Hottentotten auf uns machten, in der Reserve und warteten das Resultat des Kampfes ab. Unter ihren Häuptlingen Nikodemus und Kahimema hatten sie in der Nähe gelagert, um zu sehen, was die Hottentotten bei ihrem Überfall ausrichten würden. Natürlich hätten sie sich an der Plünderung beteiligt, wenn die Hottentotten gesiegt hätten. Vielleicht wollten sie sich im Verborgenen halten und die Schutztruppe erst angreifen, wenn sie vor dem Ansturm der Feinde sich zurückzog oder gar flüchten mußte. Die Hottentotten, welche siebzig Tote und zahlreiche Verwundete, sowie ihren Führer Lambert verloren hatten, waren zu den Hereros geflohen und hatten sie gebeten, ihre Niederlage zu rächen. Sofort waren auch die schurkischen Häuptlinge Nikodemus und Kahimema bereit, uns mit ihrer riesigen Übermacht zu erdrücken, denn sie hatten ungefähr sechshundert Mann bei sich. Nikodemus soll geäußert haben:

„Es wäre ja lächerlich, wenn wir mit den paar Kindern nicht fertig werden wollten."

Er nannte uns deshalb Kinder, weil seine Leute mit ihrem riesigen Körperwuchs weit imposanter aussahen, als wir Schutztruppler, die in der letzten Zeit nicht aus der Garde ihre Freiwilligen bezogen hatten.

Wir waren im ganzen fünfunddreißig Mann stark und schienen

gegenüber den Hunderten von Feinden, die jetzt auf uns losrückten, verloren. Ein großes Unglück für uns war es, daß sich das Geschütz, das auf die Spitzkuppe hinaufbeordert war, auf halbem Wege in den Dornbüschen fest fuhr, so daß es nicht vorwärts und rückwärts konnte. Über den ganzen Abhang und die Höhe der Spitzkuppe verteilten wir uns in Gruppen von vier bis fünf Mann. Den westlichsten Punkt, auf den der Hauptangriff des Feindes erfolgte, hielt Hauptmann von Estorff mit wenigen Reitern besetzt, neben ihm hielt Leutnant Lampe mit vier Mann eine Stellung. Sechs Mann zu Fuß hatten den Berg an der östlichen, und eine Abteilung von acht Mann zu Fuß, zu der auch ich gehörte, hatten unter Führung des Wachtmeisters Urban die nördliche Seite besetzt.

Wohin das Auge blickte, sah es die dichten Scharen der Hereros im Anmarsch. Schon waren sie am Fuße des Abhangs. Jetzt verschwanden sie hinter den Dornbüschen, tauchten wieder auf und wurden aufs neue unsern Augen entzogen.

Das war ja eine schöne Osterbescherung, die uns da zuteil wurde. Sollte dieser Ostermorgen wirklich unser aller Untergang bringen?! Sollte an diesem Feste der Auferstehung alles zugrunde gehen, was deutscher Mut, deutsche Tapferkeit und deutscher Fleiß geschaffen hatten? Sollte dieser Auferstehungstag für uns das Ende des irdischen Lebens bedeuten?

Aber wir hatten nicht lange Zeit zum Überlegen. Wir acht Mann hatten uns in einen Zwischenraum von zehn Schritten postiert, und als die ersten Kugeln der Hereros angeflogen kamen, entdeckten wir, daß die chokoladenbraunen Kerle ebenso schlecht schossen, wie die Hottentotten: die Kugeln pfiffen über unsere Köpfe hinweg. Wir merkten aber bald, daß wir uns im Kreuzfeuer befanden und daß wir von mehreren Seiten aus beschossen wurden. Ringsherum krachten die Salven und das Schnellfeuer des Feindes in einer geradezu ohrenbetäubenden Weise. Aus dem wilden Schreien der Hereros hörte man, daß der Hauptstoß auf die Abteilung des Hauptmanns von Estorff, der kaum fünfzehn Mann bei sich hatte, gerichtet war. Dort machten sie zu Hunderten einen Anlauf, und zwar mit einer Kühnheit, die man von ihnen bisher nicht gewöhnt war. Anscheinend wollten sie es

auf einen Kampf Mann gegen Mann ankommen lassen. Auch auf uns kamen sie in hellen Haufen losgestürmt.

„Hakahana! Hakahana!“ das heißt „Schnell! Schnell!“ hörte man ihre Vormänner rufen.

Jetzt brachen sie durch die letzten Dornbüsche, die unser Schußfeld beschränkten, und wir ließen ihnen denselben warmen Empfang zuteil werden, wie vorher den Hottentotten; nur waren wir im ganzen neun Feuerrohre gegen die gewaltige Übermacht. Aber jeder Schuß, der aus unseren Gewehren fiel, traf und streckte einen Gegner zu Boden. Wir luden und schossen, so schnell wir konnten und erreichten, daß die Angreifer sich hinter die Dornbüsche zurückzogen und aus der Deckung auf uns schossen.

Wachtmeister Urban rief uns zu, in die Büsche hinein zu feuern, und wir taten das mit solchem Erfolge, daß die Hereros hinter den Büschen aufsprangen und in wildem Durcheinander den Abhang des Berges hinuntereilten. Wir jagten ihnen noch einige Kugeln nach. In diesem Augenblicke hörten wir ein schwaches Hurrarufen von der Stellung des Hauptmanns von Estorff her. Diesem schwachen Hurra folgte aber ein hundertstimmiges gräßliches Geschrei der Hereros, das uns durch Mark und Bein ging und uns bewies, daß dort ein großes Unglück geschehen sein mußte.

„Auf!“ rief Wachtmeister Urban. „Unsere Leute sind in höchster Gefahr! Marsch, marsch! Hinüber zum Hauptmann!“

Wir stürmten nach der Stellung des Hauptmanns und begegneten einem Lazarettgehilfen Kuhlmann, der uns zurief: „Schnell, schnell! Sonst ist alles verloren!“

Gegen die Stellung, die Hauptmann von Estorff und Leutnant Lampe inne hatte, waren hunderte von Hereros angestürmt. Unter wildem Geschrei unablässig ihre Gewehre abschießend, waren sie näher und näher gekommen. Vergeblich feuerten unsere Leute, so rasch sie konnten, auf den Feind: für jeden Gefallenen standen drei andere da, denn immer neue Scharen rückten heran. Bis dicht an die Stellung des Hauptmanns von Estorff waren die wilden Gesellen herangekommen, und in wenigen Augenblicken waren sie in der Stellung drin, und sicher schlugen, stachen und schossen sie dann alles nieder. In

diesem verzweifelten Augenblicke opferten sich Leutnant Lampe und die bei ihm befindlichen vier Kameraden, indem sie zu Pferde sich dem Feinde entgegenwarfen. Es waren dies Sekondeleutnant Schmidt, der Kompagnieschreiber Exner und zwei andere Soldaten, deren Namen mir entfallen sind. Sie wußten, daß sie in den sicheren Tod gingen, aber sie wollten der Abteilung des Hauptmanns von Estorff Luft schaffen. Mit vollem Bewußtsein brachten sie sich selbst zum Opfer, obgleich sie ahnten, was sie erwartete. Sie haben das Höchste getan, was es an Kameradschaftlichkeit in Augenblicken der Not und der Gefahr gibt!

Ihre Tat steht würdig neben der eines Arnold Winkelried oder eines der anderen Helden, die sich für ihre Kameraden in schwerer Stunde zum Opfer brachten! Sie stürzten sich auf den Feind mit lautem Hurra! Sie brachten ihn auch wirklich zum Stehen, denn die Hereros waren über diese Tapferkeit vollkommen verblüfft. Natürlich feuerten Lampe und die anderen Braven nach rechts und links; doch in einem Augenblick hatten sich die Hereros besonnen, und mit einer furchtbaren Salve schossen sie die fünf Opfer nieder. Jeder von ihnen war von mindestens einem halben Dutzend Kugeln durchbohrt. Unterdessen war natürlich die Abteilung des Hauptmanns von Estorff nicht müßig gewesen und hatte, schon um die fünf braven Kameraden zu retten, so schnell wie möglich gefeuert.

„Steht!" schrie Hauptmann von Estorff, „steht, wir weichen nicht zurück! Denkt an das Wort Friedrichs des Großen:

„Und seien es Tausend zur Rechten
Und Tausend zur Linken,
So laßt den Mut nicht sinken
Und bis zum Tode fechten!"

Leutnant Lampe und seine Getreuen waren gefallen!

„Aufgesessen!" schrie Hauptmann von Estorff. „Abteilung Galopp! Hurra!" und auch er warf sich mit seinen Reitern dem Feinde verzweifelt in den Weg. Im nächsten Augenblick war er umringt, und nur mit Schlagen und Stechen und wildem Umsichhauen konnte er mit seinen Leuten sich der Feinde erwehren. Aber jetzt jagte

nicht nur unsere Abteilung, sondern auch die anderen über den Berg verstreuten Posten heran und in den dicksten Klumpen der Feinde, die unseren Hauptmann und seine Schar umgaben, schlugen wir rücksichtslos und so schnell wir konnten, hinein. (Siehe buntes Bild neben dem Titel.) Mit Seitengewehr und Kolben gingen wir auf die Gegner los, und dieser Angriff, der den Hereros doch gänzlich unerwartet kommen mochte, war ihnen zu viel. Sie wandten sich zur Flucht. Die Abteilung des Hauptmanns von Estorff war befreit und wir waren gerettet.

Daß überhaupt einer von uns mit dem Leben davonkam, erschien uns selbst wie ein Wunder, ebenso wie es unglaublich scheint, daß von der Abteilung des Hauptmanns von Estorff kein Mann verletzt wurde, als er tollkühn gegen den Feind anritt. So war auch dieser Angriff des verräterischen Feindes, der uns überfiel, als wir dies gar nicht erwarten konnten, da wir mit ihm in Frieden lebten, durch Gottes Hilfe an diesem ruhmreichen Ostermorgen abgeschlagen worden! Als der Feind floh, und zwar in solcher Verwirrung, daß wir wußten, er würde so leicht nicht wiederkommen, war es beinahe Mittag geworden. Die Zeit von dem Überfall der Hottentotten bis zu dem letzten Gefecht Mann gegen Mann hatte mehrere Stunden gedauert, uns aber war es vorgekommen, als sei kaum eine Stunde verflossen.

Die Hauptsache war, das Geschütz flott zu machen. Wer noch laufen konnte, stürzte den Berg hinunter und half mit dem Seitengewehr die Dornbüsche niederschlagen, die der „Knalldroschke" den Weg versperrten. Wir brachten sie glücklich auf die Kuppe hinauf, wo sie bei einem etwaigen, zwar nicht vermuteten, aber nicht unmöglichen Angriff der Hereros uns gute Dienste tun konnte. Hätten wir die Hereros, als sie uns attackierten, mit Kartätschen begrüßen können, so wären sie nicht so frech geworden, und Leutnant Lampe mit seinen Begleitern hätte sich nicht zu opfern brauchen.

Diejenigen Mannschaften, die zu Fuß kämpften, hatten ihre Pferde in Deckung stehen gehabt und zwar unterhalb des Berges. An die Pferde hatten wir während des ganzen Gefechtes nicht denken können. Sie wurden jetzt herangeholt und es stellte sich heraus, daß zwei der besten Offizierspferde erschossen worden waren.

Von der Militärstation Gobabis wurde auf einem zweirädrigen Karren Hartbrot und Wasser auf die Spitzkuppe heraufgebracht und unter uns verteilt. Die Besatzung von Gobabis hatte während unseres Gefechtes ebenfalls mehrere Angriffe zu überstehen gehabt. Es wurden zehn Mann von der Besatzung herangezogen, um die Kanone auf der Spitzkuppe zu decken, und Leutnant von Lindequist übernahm die Führung dieses Geschützes. Wir aber machten uns unter Führung des Hauptmanns von Estorff daran, auf den Feind loszugehen. Man sah in einer Entfernung von ungefähr drei Kilometern eine große Herero-Werft, in welcher es von Bewaffneten, auch von Reitern wimmelte. Es war von großer Wichtigkeit, festzustellen, wie groß die Zahl unserer Gegner war, und Hauptmann von Estorff beschloß, dies in folgender kühner Weise zu tun. Es waren noch 24 Reiter, mit Ausnahme der Bedeckungsmannschaft für das Geschütz, kampffähig. Mit diesem Häuflein ritt Hauptmann von Estorff von der Spitzkuppe herunter auf die Werft der Hereros los. Wir hatten allerdings als Deckung hinter uns das Geschütz, das jeden Augenblick in Tätigkeit treten konnte. Aber, wie sich sehr bald herausstellte, war die Tat des Hauptmanns von Estorff eine geradezu heroische.

Wir fanden auf unserem Wege noch verschiedene Tote des Feindes, die sich verwundet bis hierher geschleppt hatten und dann gestorben waren. Einer von ihnen hatte eine Donnerbüchse, wie sie wohl früher zur Elefantenjagd verwendet wurde. Sie hatte das unglaubliche Kaliber von 40 Millimeter und war nicht mit Blei, sondern mit Steinsplittern geladen. Wir stießen auf einen feindlichen Vorposten von zwei Mann, die auf uns Feuer gaben. Eine der Kugeln traf den Unteroffizier Witt auf die Brust, und zwar gerade auf eine der Taschen seines Patronengurtes. Sämtliche fünf Patronen, die sich in der Tasche befanden, explodierten mit einem Schlag und fuhren dem Unteroffizier am Gesicht vorbei in die Luft. Außer einer Verbrennung hatte aber Witt keine besondere Verletzung. Er sprang im nächsten Augenblick vom Pferde und schoß einen feindlichen Posten nieder; der andere entfloh.

Als unser kleiner Trupp der Herero-Werft ziemlich nahe gekommen war, sahen wir zwei schwarze Massen rechts und links aus

der Ansiedlung herauskommen, um uns zu umgehen. Der Trupp zu unserer Linken bestand aus Reitern, und eine flüchtige Zählung ergab ungefähr vier- bis fünfhundert Feinde. Der Trupp zu unserer Rechten war zu Fuß und bestand aus zwei- bis dreihundert Mann. Hauptmann von Estorff mit seinen vierundzwanzig Männerchen stand also gegen sechshundert zum größten Teil berittene und mit Feuergewehren bewaffnete Feinde, die ihn von zwei Seiten angreifen wollten. Der Gedanke der Hereros und Hottentotten, uns einzukreisen und mit ihrer Übermacht zu erdrücken, war gar nicht so übel und manchem von uns wurde wohl unheimlich. Aber im nächsten Augenblick krachte das Geschütz auf der Spitzkuppe. Eine Granate flog hoch über uns weg und fiel in den Reiterhaufen des Feindes. Ein halbes Dutzend weiterer Granaten folgten, und vollkommen zersprengt, in wildester Verwirrung flüchteten die Herero-Reiter. Nachdem auch der Feind in unserer rechten Flanke mit einem halben Dutzend Granaten bedacht worden war, verschwanden auch die Fußgänger so rasch, als sie ihre Beine tragen wollten.

Unsere kleine Schar begnügte sich aber nicht mit diesem Erfolge, sondern nahm sofort die Verfolgung des flüchtigen Feindes auf, hinter welchem energisch hergefeuert wurde. Unterdeß begann die Dunkelheit herabzusinken und wir mußten daran denken, uns wieder auf der Spitzkuppe zu sammeln. Hier war auf Befehl des Hauptmanns von Estorff ein großes Feuer angezündet worden, welches uns für den Rückzug als Sammelpunkt diente. Als wir uns oben zusammengefunden hatten, meldete Leutnant von Lindequist, daß die Leichen der gefallenen Kameraden, die sich für uns geopfert hatten, bereits nach Gobabis hineingebracht seien. Ebenso hatte man den Unteroffizier Susat, der einen Schuß in den Unterleib erhalten und sich unter fürchterlichen Schmerzen halbwegs bis zur Station Gobabis geschleppt hatte, gefunden und nach der Station geschafft.

Hauptmann von Estorff versammelte uns um das Feuer und hielt uns eine begeisterte Ansprache. Er erklärte, daß der Tag einer der schönsten, siegreichsten und unvergeßlichsten sein werde, den die Schutztruppe in Südwestafrika zu verzeichnen habe. Es sei ein schwerer und blutiger Tag gewesen, aber durch die unerschrockene und mutige Haltung

eines jeden einzelnen, der mitfocht, habe der Tag einen glänzenden Sieg gebracht. Wohl sei kostbares Blut geflossen, aber dafür sei auch ein Sieg erfochten worden, der von unabsehbarer Tragweite für das ganze Schutzgebiet und seine Entwicklung sein würde.

Hauptmann von Estorff schloß mit einem dreifachen Hurra auf den deutschen Kaiser, das mit Begeisterung gerufen wurde. Man hörte es bis drüben bei den Feinden, und, wie wir später erfuhren, hat dieses Hurrarufen ihnen einen großen Schreck eingejagt.

„Lasset uns der teuren Toten gedenken, die mit ihrem Blute den heutigen Sieg erkauft haben, und laßt uns für sie ein stilles Gebet sprechen!" sagte Hauptmann von Estorff, und mit entblößten Häuptern beteten wir für die gefallenen Kameraden.

Es war ein ergreifender feierlicher Augenblick! Ringsum die still betenden, bewaffneten Männer, welche die Flamme des Feuers mit unsicherem Scheine beleuchtete!

Schweigend marschierten wir dann nach Gobabis herunter zur Station, denn diese bot uns für die Nacht die beste Deckung. Auf einen Überfall des Feindes mußten wir in jedem Falle gefaßt sein. In der Militärstation Gobabis wurden die Pferde in einen Kraal gestellt, der sich innerhalb der Ummauerung befand. Die Mannschaft, die noch dienstfähig war, wurde in drei Wachen geteilt, die abwechselnd bis zum Morgen bereitstehen mußten, um einem Überfall des Feindes sofort zu begegnen. Die erste Wache übernahm Wachtmeister Urban, die zweite Leutnant Lindequist und die dritte Hauptmann von Estorff. Auf dem Hofe der Militärstation in Gobabis standen einige große sogenannte „Regiments-Kochtöpfe", mit Fleisch und dickem Reisbrei gefüllt, die uns endlich ein wohlverdientes und nahrhaftes Essen gewährten. Erst nachdem der schwere Gefechtstag vorüber war, empfand man Hunger und Durst, und von den gewaltigen Vorräten, die in den Kochtöpfen vorhanden waren, blieb auch nicht ein Bißchen übrig.

Wider Erwarten verlief die Nacht ruhig, ein Beweis, daß der Denkzettel, den der Feind erhalten hatte, sehr wirkungsvoll gewesen war. Noch befanden sich die Feinde in zwanzigfacher Übermacht gegen uns und doch hatten sie nicht gewagt, unter dem Schutze der Dunkelheit

uns zu überfallen, obgleich bei einem solchen nächtlichen Angriff alle Vorteile auf ihrer Seite gewesen wären.

Der Ostermontag kam herauf und wir rüsteten uns, das Gefecht gegen den Feind fortzusetzen. Es war anzunehmen, daß die Hereros die Spitzkuppe besetzt hatten und daß wir diese wiedererobern mußten. Wir kochten unseren Kaffee und traten in frühester Morgenstunde den Vormarsch gegen die Spitzkuppe an. Vorsichtig ausgeschwärmt näherten wir uns ihr, um zu entdecken, daß sie vom Feinde nicht besetzt war. In der Nacht waren die Hereros aber entschieden hier gewesen, denn sie hatten sämtliche Toten fortgeschafft. Es ist die heilige Pflicht des Herero, seine toten Kameraden der Gewalt des Feindes zu entziehen und für ein anständiges Begräbnis der Gefallenen zu sorgen. Merkwürdigerweise hatten die Hereros einen einzigen Toten zurückgelassen, nämlich den Hottentotten-Häuptling Eduard Lambert. Ob sie ihn nicht gefunden hatten, oder ob sie ihm die Schuld der Niederlage beimaßen und auch noch den Toten dadurch bestrafen wollten, daß sie ihn in der Gewalt des Feindes ließen, möge dahingestellt sein.

Vor allem wurde unser Geschütz wieder auf die Spitzkuppe gebracht und auf dem günstigsten Punkte aufgestellt.

Der Himmel war wolkenlos, die Luft war klar und rein, und gleich nach Sonnenaufgang wurde es fast unerträglich heiß. Von der Spitzkuppe blickte man weit hinaus in das Land, und zu unserem Erstaunen sahen wir die Hereros mit den Resten der Khauas-Hottentotten im Begriff abzuziehen. In einer Entfernung von vielleicht sechs Kilometern bemerkte man große Herden Vieh, die fortgetrieben wurden. Durch die Krimstecher konnte man aufs deutlichste beobachten, wie in der Werft Wagen beladen wurden, um alle Habseligkeiten und Schätze der Hereros fortzuschaffen.

Vorerst wurde dem Feinde der Abzug versalzen, indem rasch hintereinander einige Granaten in die Werft geworfen wurden. Die erste Granate traf eine Anzahl von großen Kochtöpfen, die auf dem Feuer standen, zerschmetterte sie und ließ sie als Sprengstücke in der Luft herumfliegen. Die dritte Granate setzte die Dornbüsche, den Kraal, welche die Werft umgaben, in Flammen, und das gab natürlich das Signal zur Flucht über Hals und Kopf. Die Hereros flüchteten mit

ihren Wagen, so rasch sie konnten. Einige Granaten, die den Wagen nachgesandt wurden, erreichten dieselben nicht mehr, trotzdem das Geschütz die höchste Elevation erhielt, die ihm durch Eingraben der Lafette gegeben werden konnte.

Während Hauptmann von Estorff auf der Spitzkuppe verblieb, gingen wir dreißig Mann unter Führung des Leutnants von Lindequist gegen die vom Feinde verlassene Werft vor. Wir trafen zwar noch auf einzelne feindliche Reiter, die den Nachtrab deckten, aber sie verschwanden schleunigst bei unserer Annäherung, ohne auch nur einen Schuß abzufeuern. Was wir hauptsächlich in der Werft fanden, waren Fliegen. Solche Millionenschwärme, wie in dieser Werft, hatten wir in Afrika noch nie zu sehen Gelegenheit gehabt, obgleich wir wirklich über Mangel an Fliegen nicht zu klagen hatten. Es ist aber wohl bekannt, daß die Ausdünstungen der Eingeborenen eine besondere Anziehungskraft auf die Fliegen ausüben, die uns hier in der Werft geradezu lästig wurden. Wir fanden noch eine Anzahl von Feuern unter großen eisernen Töpfen, in denen Essen gekocht wurde, einige Ochsenfelle, etwas Weiberschmuck, bestehend aus Bleiringen und Ketten, und endlich zwei steinalte Weiber. Trotzdem die letzteren keine besondere Kriegsbeute waren, wurden sie mitgenommen, um sie als Geiseln zu behalten und um eventuell von ihnen durch die Bastardreiter etwas Näheres über die Flucht des Feindes zu erfahren. Da die beiden alten Weiber nicht laufen konnten, wurden sie auf zwei Pferde gesetzt und mit Lachen und Scherzen nach der Spitzkuppe gebracht.

Eine Verfolgung des Feindes wäre bei seinem weiten Vorsprung und bei unserer schwachen Zahl nicht gut angängig gewesen. Unsere Pferde sowohl wie wir bedurften dringend der Ruhe, und so gingen wir denn wieder nach Gobabis hinein, wo wir einen vergnügten Tag hatten. In Gobabis hatte der Kaufmann Ohlsen einen großen Vorrat von Wein und Rum. Diesen kaufte der Hauptmann von Estorff in seiner Siegesfreude auf und machte uns damit ein Geschenk. Proviant war genug vorhanden und so konnte den ganzen Tag über ordentlich gekocht und gegessen und gegen Abend ein vergnüglicher Punsch getrunken werden.

Dreizehntes Kapitel.

Auf des Feindes Spuren.

Am nächsten Morgen, am 7. April, wurde frühzeitig aufgebrochen. Alles, was mitreiten konnte, war zu der Expedition kommandiert worden. Außer dem Geschütz begleitete uns ein zweirädriger Karren, mit zwölf Ochsen bespannt. Unser Marsch ging nach Osten bis zu einer Wasserstelle, die ungefähr eineinhalb Reisestunden entfernt war. Was unser Hauptmann von Estorff mit der Expedition bezweckte, wußten wir nicht. Auch als wir nach der Rast an der Wasserstelle weiter aufbrachen, war es uns noch immer nicht klar, was geschehen sollte. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden geritten waren, stießen wir auf eine Wasserstelle und eine verlassene Werft der feindlichen Hereros. Ein Laubwald stand unmittelbar in der Nähe der Werft. Wir passierten ihn vorsichtig und kamen auf eine weite Ebene, auf welcher vereinzelt hohe Bäume standen. Diese Ebene war bedeckt mit Kleinvieh, mit Schafen, Ziegen und Kälbern. Das Großvieh, die Ochsen, hörte man in unmittelbarer Nähe laut brüllen. Auf einer kleinen Anhöhe wurde das Geschütz so postiert, daß es nach allen Seiten hin freies Schußfeld hatte. Dann wurde die Abteilung in Gruppen zu fünf bis acht Reitern geteilt, die sich aufmachten, um die Tausende von Haupt Vieh zusammenzutreiben. Merkwürdigerweise hatten die Hereros ihren gesamten Besitz an Vieh, für sie ein ganz ungeheuerlicher Schatz, ohne stärkere Bedeckung hier zurückgelassen. Nur einige Wächter waren vorhanden, die bei unserer Annäherung flohen, ohne einen Schuß abzugeben. Ungefähr zweitausend Stück Groß- und Kleinvieh trieben wir binnen kurzem zusammen und machten uns dann auf den Rückmarsch. Das Gebrüll, Geblöke, Geschrei und Gemecker der erschreckten Tiere, welche von den Reitern bis nach Gobabis ge-

trieben wurden, war ohrbetäubend und kilometerweit hörbar. Während der Nacht wurde das Vieh in Kraalen bei Gobabis untergebracht und natürlich sorgfältig bewacht. Am nächsten Tage sollte es über Kaukarus und Khowas nach Windhuk transportiert werden. Da Hauptmann von Estorff aber nur über wenig weiße Mannschaften verfügte, konnte er nur vier Soldaten, zu denen auch ich gehörte, nebst einigen Bastards abgeben, um das Vieh nach Windhuk, eine Strecke von 180 Kilometern in Luftlinie, zu schaffen. Am 8. April brachen wir mit der kolossalen Herde auf, und unter unsäglichen Mühen und schwerster Arbeit, wobei wir besonders stark von der Hitze litten, kamen wir kurz vor Abend in die verlassene Betschuanen-Werft Kaukarus. Hier trafen wir auf Major Leutwein mit einer Hilfstruppe von ungefähr sechzig Mann. Dieselbe bestand zumeist aus den Leuten der früheren dritten Kompagnie, die mit uns zusammen in der Nau-Kluft gefochten hatten; alles gediente Leute, die, wie bereits erwähnt, schon in Swakopmund waren, um die Heimreise nach Deutschland anzutreten, und welche von dort noch im letzten Augenblick zurückgerufen wurden. Durch uns erhielt der Major die ersten näheren Nachrichten über das Gefecht auf der Spitzkuppe und unseren siegreichen Erfolg. Der Major war voll des Lobes über das, was wir getan hatten. Er erkannte auch die große Mühe an, die wir mit dem Viehtransport hatten, und schenkte jedem von uns zwei Ochsen respektive das Geld dafür, das wir auch später prompt ausgezahlt erhielten. Da der Major wohl sah, welch unsägliche Mühe wir mit den aufgeregten Tieren hatten, so bekamen wir eine Bedeckung von zwanzig Mann, welche uns wenigstens über die gefährlichsten Stellen bis jenseits Kaukarus eskortieren sollte, weil wir immer noch, im ungünstigen Terrain, einen Überfall der Hereros zu gewärtigen hatten.

Der weitere Marsch war für uns höchst strapaziös, denn aus dem Übernachten in Kaukarus wurde nichts. Das Vieh war so unruhig, lief so wild durcheinander, daß wir nicht daran denken konnten, uns zu lagern. Das Schlimmste war, daß wir nicht genug Wasser unterwegs für das Vieh hatten. Wir waren an drei Wasserstellen vorübergekommen, die von den Tieren bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken wurden. Natürlich drängten sich aber die stärksten Tiere zuerst an das

Wasser, und gerade die schwächlichen Tiere, die Kälber, Schafe und Ziegen, erhielten keinen Tropfen. Am nächsten Tage begannen Kälber und Lämmer infolge der Strapazen zu fallen. Wir mußten sie ihrem Schicksale überlassen, und sie gingen durch Durst und Hunger elend zu Grunde.

Zwischen Kaukarus und Khowas stießen wir auf eine Anzahl von Brunnen, welche bis vier Meter tief waren. Unsere Eskorte hatte uns bei Tagesgrauen verlassen, und wir wenigen Menschen konnten das verdurstete Vieh nicht bändigen. Es stürzte sich blindlings an das Wasser, trat die kleineren Tiere nieder, und ein junger Ochse fiel sogar in eins der vier Meter tiefen Wasserlöcher. Er mußte warten, bis von Khowas aus Leute geschickt wurden, die ihn mit Ochsenstricken herausholten. Wir taten indes fast Übermenschliches, um die großen Tiere, nachdem sie ihren Durst gestillt hatten, von dem Wasser wegzubringen und in Trögen, die wir füllten, auch dem kleinen Vieh endlich Wasser zu geben, dessen die armen Tiere dringend bedurften. Auch hier lernten wir wieder einmal kennen, was ein durstiger Ochse saufen kann, und wie die Tiere, wohl durch die Erfahrung veranlaßt, Wasservorräte in sich aufnahmen, selbst nachdem ihr erster Durst schon gelöscht war.

Unser Weitermarsch wurde immer beschwerlicher, denn an Schlafen war nicht zu denken. Die Tiere zogen langsam vorwärts. Fanden sie irgendwo Gras, so rasteten sie wohl einige Minuten, um im Vorübergehen ein Maulvoll Nahrung zu sich zu nehmen, dann stürmten sie aber weiter, denn das Vieh war durch den Transport immer wilder und aufgeregter geworden. Hätten wir es gewagt, uns schlafen zu legen und die Tiere sich selbst überlassen, so hätten wir am nächsten Morgen nicht zehn Stück mehr zusammengefunden, und es wäre unmöglich gewesen, die nach allen Himmelsrichtungen zerstreute Herde wieder zusammenzutreiben. Es blieb uns daher nichts übrig, als folgende Zeiteinteilung zu treffen: Zwei Mann blieben zurück, sattelten ab, fesselten den Pferden die Vorderfüße und ließen sie grasen. Die beiden Reiter legten sich zum Schlaf nieder. Sie hatten die heilige Verpflichtung, sobald sie erwachten, aufzusatteln und uns nachzukommen, damit wieder zwei andere von den Bastardreitern oder den Weißen

zurückbleiben und etwas schlafen konnten. Auf diese Weise kam man dazu, wenigstens zwei bis vier Stunden tagsüber zu schlafen. Nachts legten sich die Tiere nur zeitweise nieder und es mußte unsere Aufmerksamkeit verdoppelt werden, um uns zu vergewissern, daß sie nicht ausbrachen.

Am 11. April erreichten wir endlich die Polizeistation Khowas, die von vier deutschen Soldaten und einigen befreundeten Hereros und Hottentotten besetzt war. Hier konnten wir wenigstens einen Tag Pause machen und dem Vieh sowie uns Ruhe gönnen. Die Besatzung übernahm die Aufsicht über die riesige Viehherde, wir aßen uns satt und fielen dann in einen totenähnlichen Schlaf.

Am 13. April trafen wir in Windhuk ein. Unsere Ankunft gestaltete sich zu einem wahren Freudenfeste. In Windhuk hatte man mit großer Spannung und ebenso großer Besorgnis auf Nachrichten von der Kompagnie Estorff gewartet, die zuerst gegen die Khauas-Hottentotten ausgezogen war. Mit Erstaunen und jubelnder Freude hatte man von dem Siege unserer schwachen Abteilung auf der Spitzkuppe vernommen. Niemand in Windhuk zweifelte daran, daß der plötzliche Übergang der Hereros unter Nikodemus und Kahimema zum Feinde dem Feldzug eine verhängnisvolle Wendung hätte geben können. Wenn es den vereinigten Khauas und Hereros gelungen wäre, uns zu vernichten, ja uns nur zu schlagen, so wären unzweifelhaft auch die in der Nähe von Windhuk wohnenden Hereros aufständisch geworden und die Hauptstadt wäre den schlimmsten Greueln ausgesetzt gewesen. Durch den Sieg des Hauptmanns von Estorff war die Gefahr abgewendet und dem Kriege eine für die weiße Bevölkerung günstige Wendung gegeben worden. Hauptmann von Estorff war der Held des Tages, und wir, die zu den Leuten gehörten, die mit ihm den großen Sieg erfochten hatten, wurden nicht nur geehrt, sondern mit Liebenswürdigkeiten aller Art überschüttet. Aber wir durften nicht allzulange den Sieg feiern, denn wir mußten uns der Kompagnie in Gobabis wieder anschließen. Wir brachen noch am Abend des 13. April auf und trafen am 16. in Gobabis ein.

Hier fanden wir unsere Kompagnie nicht mehr vor. Hauptmann von Estorff hatte einen Marsch nach Olifantskloof unternommen, um

die Kameraden, die dort auf Station waren, zu befreien. Olifantskloof liegt im äußersten Osten von Deutsch-Südwestafrika auf einer Art Landzunge des deutschen Besitzes, die in das englische Gebiet hineinreicht. Die zwanzig Mann, welche dort stationiert waren, hatten schlimme Zeiten durchgemacht. Die ganze Umgebung wimmelte von Feinden, der Proviant war seit acht Tagen ausgegangen und sie nährten sich nur von Feldfrüchten, welche die treu gebliebenen Eingeborenen in der Umgegend der Station sammelten.

Auf dem Marsch nach Olifantskloof rastete Hauptmann von Estorff an einer Wasserstelle und erhielt hier von einem Kaffern die sehr wichtige Meldung, daß die feindlichen Hereros und die Hottentotten sich ungefähr eine Tagereise weiter nördlich mit ihrem gesamten Vieh niedergelassen hätten. Hauptmann von Estorff sandte daher nur eine Abteilung von zwanzig Mann unter Führung des Leutnants Helm nach Olifantskloof und wartete an der Wasserstelle ihre Rückkehr ab. Er hatte ein Geschütz mit sich genommen und mit diesem und der Verstärkung, die er von Olifantskloof erwartete, glaubte er selbst einer größeren Schar von Feinden gewachsen zu sein. Die aus der Militärstation befreiten Leute waren zwar sehr mitgenommen und ausgehungert; aber Hauptmann von Estorff tröstete sie damit, daß sie am nächsten Tage in den Besitz von viel Vieh gelangen würden, und dann würden sie eine prächtige Gelegenheit finden, sich einmal tüchtig satt zu essen.

Wir vernahmen am 18. April in Gobabis Kanonendonner, obgleich Hauptmann von Estorff damals zwei Tagemärsche entfernt war. In der reinen und dünnen Luft muß der Schall viel weiter gedrungen sein, als man dies sonst selbst in Südafrika gewöhnt ist. Auch am 19. hörten wir in Gobabis Kanonendonner, und da anzunehmen war, daß Hauptmann von Estorff in ernsthafte Gefechte verwickelt sei, nahm unser Gouverneur Major Leutwein eine Abteilung von zwanzig Mann, zu der auch ich gehörte, und machte sich auf den Weg, um Hauptmann von Estorff Hilfe zu bringen. Wir waren kaum eine Stunde geritten, als wir einem Boten des Hauptmanns begegneten, der die Meldung brachte, der Hauptmann habe ein zweitägiges Gefecht zu überstehen gehabt, es sei ihm aber geglückt, viele Gefangene zu machen,

sowie zirka 1400 Stück Vieh zu erbeuten. Er habe zwei Tote und zwei Verwundete. Die beiden Toten waren Unteroffiziere von der Schutztruppe; verwundet waren Leutnant Helm und ein Reiter. Da wir erfuhren, daß Hauptmann von Estorff sich mit seiner ganzen Kolonne auf dem Rückmarsche nach Gobabis befand, machten wir Kehrt. Am nächsten Tage traf Hauptmann von Estorff bei uns ein, und das Vieh wurde durch eine Abteilung der Schutztruppe, zu der ich diesmal glücklicherweise nicht gehörte, sofort nach Windhuk gebracht. Unter den Gefangenen befand sich der Kaffern-Kapitän Apollo, der jetzt auf das tiefste bedauerte, die Waffen gegen Deutschland ergriffen zu haben. Er behauptete, die Hereros hätten ihn mit dem Tode bedroht, wenn er sich ihnen nicht anschließen würde. Wie töricht er gehandelt hatte, ersah er wohl aus der Anwesenheit der eingeborenen Hilfskräfte, die sich in Gobabis eingefunden hatten. Unter Führung des Häuptlings Samuel Maharero waren ungefähr zweihundert gut bewaffnete Hereros von Okohandia eingetroffen, welche die Waffen gegen ihre eigenen Stammesgenossen tragen wollten. Auch Hendrik Witbooi bewies, daß er ehrlich seine Verträge hielt. Er erschien mit siebzig Reitern, welche von Leutnant von Burgsdorff, der mit 22 Mann ebenfalls zur Stelle war, mit Mausergewehren bewaffnet und mit Patronen versehen worden waren. Die Bastards von Rehobot kamen hundert Mann stark unter ihrem Kapitän Hermannus van Wyk. Fast täglich kamen immer noch kleine Trupps von Hereros, teils zu Pferde, teils zu Fuß, meist alle im Adamskostüm und nur mit dem Hüftenschurz versehen, aber keiner unbewaffnet. Die Mehrzahl von ihnen trug Donnerbüchsen von fürchterlichem Kaliber, deren schon wiederholt Erwähnung geschehen ist.

Major Leutwein dankte den Eingeborenen und ihren Führern für ihr Erscheinen. Er traute wohl aber den Hereros nicht, denn er berief sie zu einer besonderen Versammlung, in welcher er ihnen eine Rede hielt. Er wies ausdrücklich darauf hin, daß sie bald in die Lage kommen könnten, auf ihre Stammesgenossen zu schießen. Wer das nicht wolle, der solle lieber zurücktreten und sich nach seiner Heimat begeben. Deutschland verlange von keinem der Eingeborenen, daß er gegen seine Überzeugung und gegen die eigenen Stammesbrüder fechte.

Die Eingeborenen, welche Deutschland in diesem Augenblicke der Gefahr beistehen würden, sollten ihre Belohnung erhalten; diejenigen aber, die jetzt noch zurücktreten wollten, könnten dies tun, ohne daß man ihnen dies im geringsten übel nehme.

„Wir Deutsche," sagte Major Leutwein ungefähr, „haben diesen Krieg nicht gewollt und wir haben noch nie einen Krieg ohne Veranlassung angefangen oder absichtlich herbeigeführt. Aber jetzt, nachdem wir angegriffen sind, müssen wir uns wehren, und es wird viel Blut fließen."

Die Rede machte auf die Hereros entschiedenen Eindruck. Ein großer Teil von ihnen begab sich in die Heimat zurück, so daß im ganzen vielleicht nur noch hundert Mann unter Führung Samuel Mahareros übrig blieben.

Fünf Tage blieben wir im Lager von Gobabis, übten Felddienst und schossen nach der Scheibe. Die Hereros mästeten sich an unseren großen Fleischvorräten und die Witboois ritten Patrouille. Sie erwiesen sich vom ersten Tage an als äußerst wertvoll für uns. Sie bekamen bald Fühlung mit dem Feinde, fanden seine Spuren und brachten endlich sichere Nachricht, daß sich der Feind am weißen Nosob nördlich von Gobabis niedergelassen und in einer schnell hergerichteten Werft verbarrikadiert habe.

Am 1. Mai hatte Major Leutwein drei Abteilungen zur Verfügung. Die erste führte Hauptmann von Estorff, dem die erste, zweite und dritte Feldkompagnie unterstellt waren. Es waren nämlich in der Zwischenzeit auch noch von Windhuk Freiwillige und selbst Invaliden von der Schutztruppe, die noch irgend felddienstfähig waren, unter Führung des Premierleutnants von Perbandt nach Gobabis gekommen. Die zweite Abteilung kommandierte Leutnant von Burgsdorff, und sie enthielt seine 22 Mann, sowie die 70 Witboois unter Kapitän Hendrik Witbooi. Die dritte Abteilung bestand aus 120 Reitern unter Samuel Maharero. Im ganzen bestand die Truppe aus 180 Weißen und Bastard-Soldaten, aus 70 Witboois und 120 Hereros. Dazu kam der Train, die bewaffneten Treiber, die Mannschaften bei der Wagenbedeckung und die Eingeborenen, die beim Train beschäftigt waren. In Summa waren es 400 Köpfe. Ferner hatten

wir eine Artillerie-Abteilung von drei Geschützen, welche der Premierleutnant der Landwehr a. D. Hermann führte, der sich als Freiwilliger der Schutztruppe angeschlossen hatte.

Am 2. Mai erfolgte der Aufbruch von Gobabis, und die ersten Märsche brachten uns ziemlich weit vorwärts, da gar keine Hindernisse zu überwinden waren. Die Gegend, durch die wir kamen, war eine endlose Sandfläche, auf welcher stellenweise hohes Gras und Dornbüsche wuchsen. Häufiger als je sahen wir die hohen Bauten der Termiten-Ameisen, welche hier die Höhe von fünf bis acht Metern erreichten. Die Wasserstellen waren sehr weit voneinander entfernt. Es dauerte eineinhalb bis zwei Tage von einer Wasserstelle zur andern und es mußte natürlich Wasser für Menschen und Tiere mitgenommen werden. An den Wasserstellen fanden wir Brunnen, welche sechs bis zwölf Meter tief waren. Um das Wasser aus den Brunnen zu holen, mußten ganze Abteilungen antreten. In die Brunnen waren nämlich Querbalken eingebaut, die bis zum Grunde des Wassers hinunterreichten. Auf jedem Querbalken nahm ein Mann der Schutztruppe oder ein Eingeborener Platz und der mit Wasser vollgeschöpfte Eimer wanderte von Querbalken zu Querbalken bis an die Erdoberfläche, wo er in einen Wassertrog ausgeleert wurde, der aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestand. Vom dritten Tage an trafen wir auf verlassene Werften des Feindes. Am 5. Mai kamen wir in gebirgiges Terrain in der Nähe von Otyunda und übernachteten hier in einem engen Talkessel. Wir lagerten auf dem Boden dieses Kessels mitsamt unseren Wagen, Pferden und Ochsen, während die Berge ringsum stark besetzt wurden. Major Leutwein hatte noch am Abend die Meldung erhalten, daß wir uns in der Nähe des Feindes befänden.

Am Morgen des 6. Mai wurde in aller Frühe aufgebrochen und tapfer in den Nebel hineinmarschiert, der uns ebenso unangenehm war, wie die scharfe Kälte, die gegen vier Uhr morgens herrschte. Es wurde abwechselnd Schritt und Trab geritten, bis wir in ein Terrain kamen, das mit Dornbüschen so verwachsen war, daß die Pferde nicht mehr gut hindurchkonnten. Wir mußten absitzen und die Pferde an der Hand über die schwierige Stelle führen. Als die Sonne aufging, passierten wir ein Wäldchen, das unbesetzt war, und

kamen auf eine Ebene. Auf dieser erblickten wir die feindliche Festung. Direkt vor uns im Norden lag eine sehr große, durch Dornhecken-Verhaue verbarrikadierte feindliche Werft. Eine zweite, ebenfalls befestigte Werft befand sich im Osten. Die zweite und dritte Kompagnie, sowie die Hereros und Bastards wurden von Major Leutwein gegen die Hauptwerft im Norden dirigiert. Die erste Kompagnie, zu der wir gehörten, und die Witbooi erhielten den Auftrag, die Werft im Osten anzugreifen. Wir schwenkten nach Osten ab und ritten auf die feindliche Werft los. Noch bevor wir an den Feind kamen, hörten wir das Knattern des Gewehrfeuers und das Donnern des Geschützes, welche uns verkündeten, daß unsere Kameraden die Nordwerft angriffen. Hauptmann von Estorff führte die zweite Kompagnie gegen die Hauptwerft. Vor unserer Front befanden sich die Offiziere von Lindequist und Eggers, welche so ruhig auf die Ostwerft losgingen, als handle es sich dort um einen freundschaftlichen Besuch. Man sah lebhafte Bewegung in der Werft und hinter den Barrikaden die feindlichen Hereros hin und herlaufen. Sie müssen durch unser ruhiges Heranreiten vollkommen verblüfft gewesen sein, denn es fiel aus der Werft nicht ein einziger Schuß. Die ganze Sache ging so ruhig vor sich, daß in unserer Front gelacht und gescherzt wurde. Man kam sogar auf den Gedanken, daß die Hereros überhaupt keinen Widerstand leisten würden. Plötzlich fiel rechts aus dem Wäldchen, das wir vorhin passiert hatten, ein Schuß, welcher das Pferd eines unserer Reiter schwer verletzte.

„Absitzen! Schwärmen!"

kommandierten die Offiziere.

Mit großer Geschwindigkeit sprangen wir aus den Sätteln und gingen nun als Schützen gegen die Werft vor. Bis auf fünfzig Schritt ließen uns die Hereros herankommen. Dann allerdings gaben sie ein wildes Feuer auf uns ab und es zeigte sich, daß ihnen die Kriegskunst nicht unbekannt war, denn sie hatten in aller Stille während unseres Aufmarsches eine große Abteilung in unsere Flanke entsendet, die jetzt ebenfalls starkes Feuer gab, so daß wir von vorn und von der Seite beschossen wurden. Ein Teil unserer Schützen warf sich in die rechte Flanke.

Vorläufig mußten wir Halt machen, und zwar auf einer Fläche, die außer hohem Gras gar keine Deckung bot. Unsere Gegner lagen hinter den Dornhecken der Werft und in dem Wäldchen rechts. Keiner von ihnen war zu sehen, während wir deutlich sichtbar waren und mit einem Hagel von Kugeln überschüttet werden konnten. Bald hatten wir schwere Verluste. Wir schossen, so viel wir konnten, in die Werft und in das Wäldchen hinein, ohne den Feind sehen zu können. Das rasche Schnellfeuer, das wir unterhielten, zehrte unsere Patronen bald auf. Es trat ein Augenblick ein, der für uns sehr kritisch war. Wir konnten nicht vorwärts und unsere Patronen gingen zu Ende.

Vierzehntes Kapitel.

„Marsch, marsch! Hurra!"

In diesem Augenblick erschien Hauptmann von Estorff mit der zweiten Kompagnie und einem Geschütz. Wie immer, ritt der Hauptmann mitten in das Kreuzfeuer hinein, hielt vor unserer Front und rief uns die tadelnden Worte zu: „Leute, ihr schießt mir zu toll!"

Das Geschütz feuerte in die Werft hinein und man sah, wie die Äste des Verhaues hoch in die Luft flogen, als die erste Granate einschlug.

„Wir haben keine Patronen mehr!" wurde dem Hauptmann von Estorff gemeldet.

Die Antwort des Hauptmanns war das Kommando: „Seitengewehr pflanzt auf! Vorwärts! Marsch marsch! Hurra!"

Hoch zu Roß mit geschwungenem Degen jagte Hauptmann Estorff vor uns auf das Gebüsch los, in welchem die Hereros saßen, die uns von der rechten Flanke her beschossen.

Diesen Angriff hielten die Feinde nicht aus. Sie machten Kehrt, noch bevor wir die Lisière des Wäldchens erreicht hatten. Wir schossen hinter ihnen her, aber sie waren wieder einmal verschwunden. Nachdem wir in der Richtung auf die Werft durch das Wäldchen gegangen waren, stießen wir plötzlich auf einen riesigen Kraal, in dem sich Ochsen, Kühe, Kälber und Pferde drängten. Aus diesem Kraal wurde von den Verteidigern auf uns ununterbrochen geschossen, und besonders Hauptmann von Estorff, der zu Pferde wieder eine Zielscheibe für den Feind bildete, ritt in Wirklichkeit in einem Hagel von Kugeln vorwärts. Ich sah sein Pferd schwanken und bemerkte, wie der Hauptmann langsam aus dem Sattel stieg. Im nächsten

Augenblick brach sein Pferd zusammen; es war durch die Brust geschossen. Unteroffizier Mewes hatte drei Schüsse im rechten Arm, so daß dieser leblos herunterhing. Er nahm das Gewehr in die linke Hand und ging mit vor.

Als wir jetzt auch die Werft mit „Marsch marsch, Hurra!" erstürmten, warfen sich die feindlichen Hereros auf die Pferde und Reitochsen und flohen nach Osten. Die letzten Verteidiger suchten hinter dem Vieh Deckung, und es wurde dies die traurige Veranlassung, daß sehr viele Tiere, besonders Pferde, vollständig gesattelt und gezäumt, schwer verletzt oder totgeschossen wurden. Im Augenblicke, als der Feind seine Flucht begann, tauchten in seiner rechten Flanke die Witbooi's unter ihrem Führer Hendrik auf und fügten dem Feinde durch ihre wohlgezielten Schüsse großen Schaden zu. Wären sie nur früher gekommen, so hätten wir wahrscheinlich weniger Verluste gehabt. Jedenfalls hatte aber Hendrik Witbooi bei der Umgehung der feindlichen Werft, die er mit uns zusammen angreifen sollte, einen zu großen Bogen gemacht.

Wir hatten einen Toten, einen Unteroffizier, und vier Schwerverwundete, von denen am schlimmsten Leutnant Eggers mit einem Schuß durch die Brust und Unteroffizier Mewes mit seinem dreifachen Armschuß davongekommen waren. Auch die zweite und dritte Kompagnie, welche den Angriff auf die Nordwerft gemacht hatten, zählten mehrere Tote und Verwundete.

Über den Angriff auf die Nordwerft wurde folgender Bericht des Premierleutnants von Perbandt später veröffentlicht:

„Nach vollendetem Aufmarsch erhielt die Kompagnie den Auftrag, die auf dem feindlichen rechten Flügel gelegene Werft zu nehmen. Die Hereros sollten in der linken Flanke der Kompagnie vorgehen.

Die Kompagnie ritt mit Tagesgrauen durch ziemlich dichten Busch auf die Werft zu und befand sich plötzlich auf etwa fünfzehn Schritt vor einem dichten und hohen Dornenkraal, der eine ungefähre Ausdehnung von vierhundert Meter hatte und ellipsenartig um die ganze Werft gezogen war. In dem Kraale, einem sogenannten Verteidigungskraale, befanden sich eine Anzahl Pontoks, vier Ochsenwagen

und eine beträchtliche Menge Groß- und Kleinvieh. Ein Reiter machte mich zugleich auf einige schwarze Gestalten aufmerksam, die sich zwischen dem Vieh bei den Wagen und Pontoks zeigten. Auf diese gab ich zwei Revolverschüsse ab, ließ die Kompagnie absitzen und die Pferde zurück in den Busch führen. Die formierte Schützenlinie ging darauf sofort bis an die Dornenhecken vor und feuerte auf die feindlichen Hereros, welche aus ihren Verstecken das Feuer heftig erwiderten. Der Kampf, der von beiden Seiten sehr lebhaft geführt wurde, spielte sich während der ganzen Zeit in der nächsten Entfernung ab, der am meisten entfernte Wagen, aus welchem, wie auch aus den anliegenden Hecken, am längsten und mit den größten Erfolgen gefeuert wurde, war kaum achtzig Meter von dem Standpunkte der Kompagnie entfernt. Gleich nach Beginn des Gefechts fiel der Reiter Graeber, sowie der Bastardsoldat Flor Smith und erhielt Leutnant Helm zwei Schüsse, die ihn schwer verwundeten. Dr. Richter, der neben mir in der Schützenlinie lag und selbst zum Gewehr gegriffen hatte, verband die Verwundeten in der Schützenlinie im stärksten Feuer. Ich ließ nun, nachdem die Seitengewehre aufgepflanzt waren, den Kraal öffnen und ging in die Werft vor, während die Kompagnie von drei Seiten befeuert wurde. In diesem Augenblick erschien Major Leutwein, welcher die schwierige Lage der Kompagnie sah und sie dadurch zu erleichtern strebte, indem er von dem andern Teile des Gefechtsfeldes zwei Geschütze herbeiholte, welche nun, dicht hinter der Schützenlinie, unter ihrem Führer, dem Premierleutnant a. D. Hermann, die Werft heftig beschossen. Nachdem das feindliche Feuer in der Front und in der rechten Flanke allmählich zum Schweigen gebracht war (mittlerweile hatten wir noch drei Verwundete: Unteroffizier Kaschub, Gefreiter Lungershausen, welch letzterer in der nächstfolgenden Nacht seinen Wunden erlag, und Kriegsfreiwilliger Schröder), wendete ich mich gegen die linke Flanke, den vorerwähnten Wagen, aus dem immer noch Schüsse fielen, und wollte diesen mit Sturm nehmen. Der Herr Major ließ aber zuvor noch das Geschütz auf diesen einige Granaten abgeben, ordnete dann Schnellfeuer an, und ließ ich nun mit „Marsch marsch, Hurra!“ die verdächtige Stelle nehmen. Der Herr Major schloß sich persönlich meiner Attacke an. Hier-

mit war die ganze Werft in unseren Händen, es wurde nur noch auf flüchtende Feinde im Vorterrain geschossen, dann die ganze Werft abgesucht und die Kompagnie gesammelt. Es war dies gegen acht Uhr morgens.

Die Mannschaft hat sich während des ganzen Gefechts tapfer und kaltblütig benommen, besonders will ich hervorheben außer den Unteroffizieren und Leuten, die ich durch meine Vorschläge zu einer Auszeichnung nennen werde, den Leutnant von Ziethen, der fast während des ganzen Gefechts stehend in der Schützenlinie seine Befehle gab, trotzdem auf uns Offiziere am schärfsten gefeuert wurde, da wir uns durch die blinkende Säbelscheide vor den Leuten auszeichneten. Alle Toten und Verwundeten fielen in unserer nächsten Nähe. Dem Major Leutwein wurde aus dem mehrgenannten Wagen ein Pferd unter dem Leibe erschossen; er war fast während des ganzen Kampfes bei der Batterie, bezw. dicht hinter der Feuerlinie der Kompagnie zu Pferde geblieben.

Vom Feinde fanden wir in dem Kraale in der nächsten Umgegend etwa zwanzig Tote, vier Verwundete, mehrere Weiber und Kinder fielen in unsere Hände, ebenso das Vieh, die Wagen und einige Pferde.

Unsere Verwundungen waren alle sehr schwer und schienen zum Teil von Explosionsgeschossen herzurühren."

Doch kehren wir zu unserer Abteilung zurück. Sobald die Witbooi's den Feind flankiert hatten, konnten endlich bei uns wieder Patronen verteilt werden; auch wurden unsere Pferde herangebracht. Wir stiegen sofort in den Sattel, um die Verfolgung aufzunehmen; aber der Feind hatte sich nach allen Himmelsgegenden zerstreut. Spuren sahen wir zu Hunderten, aber es schienen immer einzelne Personen oder kleine Trupps gewesen zu sein, die sich nach allen Richtungen hin auf die Flucht begeben hatten. Es gehört eben zur Kriegskunst der Eingeborenen, daß sie sich nach einer Niederlage zerstreuen, um sich doch in kürzester Frist wieder an einem Treffpunkt zusammenzufinden.

Wir nahmen unsere Richtung nach Norden und jagten stundenlang dahin, ohne nennenswerte Erfolge. Wir erwischten einen einzigen Herero, der sich entschieden weigerte, über seine Stammesgenossen irgendwelche Auskunft zu geben.

Daß der Feind verschwunden war, machte uns die Sache verdächtig. Wir mußten annehmen, daß er sich in der Nähe aufhielt und sich versteckt hatte, um uns nachts zu überfallen. Es wurde deshalb in dieser Nacht im Lager die schärfste Wache gehalten. Das gesamte Vieh hatten wir in einen Kraal zusammengetrieben, und die beunruhigten und nervös gewordenen Tiere brüllten die ganze Nacht. Die Hunde, welche aus den Werften geflohen waren, hielten sich noch immer in der Nähe auf und umkreisten mit abscheulichem Geheul unser Lager.

Am nächsten Tage fand das feierliche Begräbnis unserer Toten statt. Sämtliche Mitstreiter waren zugegen. Nachdem die Leichen eingesenkt und verschüttet waren, wurde ein Gebet gesprochen; dann krachten drei Ehrensalven über das Grab und wir kehrten zu unserem Dienst zurück.

Wir nahmen die Verfolgung nach Nordosten auf und waren unter Führung des Hauptmanns von Estorff den ganzen Tag unterwegs. Wir fanden einen toten Herero, der sich trotz seiner fürchterlichen Verwundung (der ganze Leib war ihm aufgerissen, so daß die Eingeweide heraushingen) meilenweit vom Schlachtfelde fortgeschleppt hatte, bis er zusammenbrach. Trotzdem wir aber Patrouillen nach allen Richtungen entsendeten und scharf herumspähten, war vom Feinde nichts mehr zu bemerken.

Auch die nächsten Tage vergingen unter vergeblichem Suchen nach dem Feind. Die Witbooi-Hottentotten mit ihrer Indianerfindigkeit brachten endlich die Nachricht, daß der Feind im Osten, zwei Tagereisen weit, in Kalkfontein, mit dem ihm gebliebenen Vieh sich niedergelassen habe. Wie sich herausstellte, befand sich in Kalkfontein nur ein Teil der feindlichen Hereros, etwa sechzig bis achtzig Mann. Der größere Teil war in dem ersten Schrecken über die schwere Niederlage bis über die englische Grenze geflüchtet.

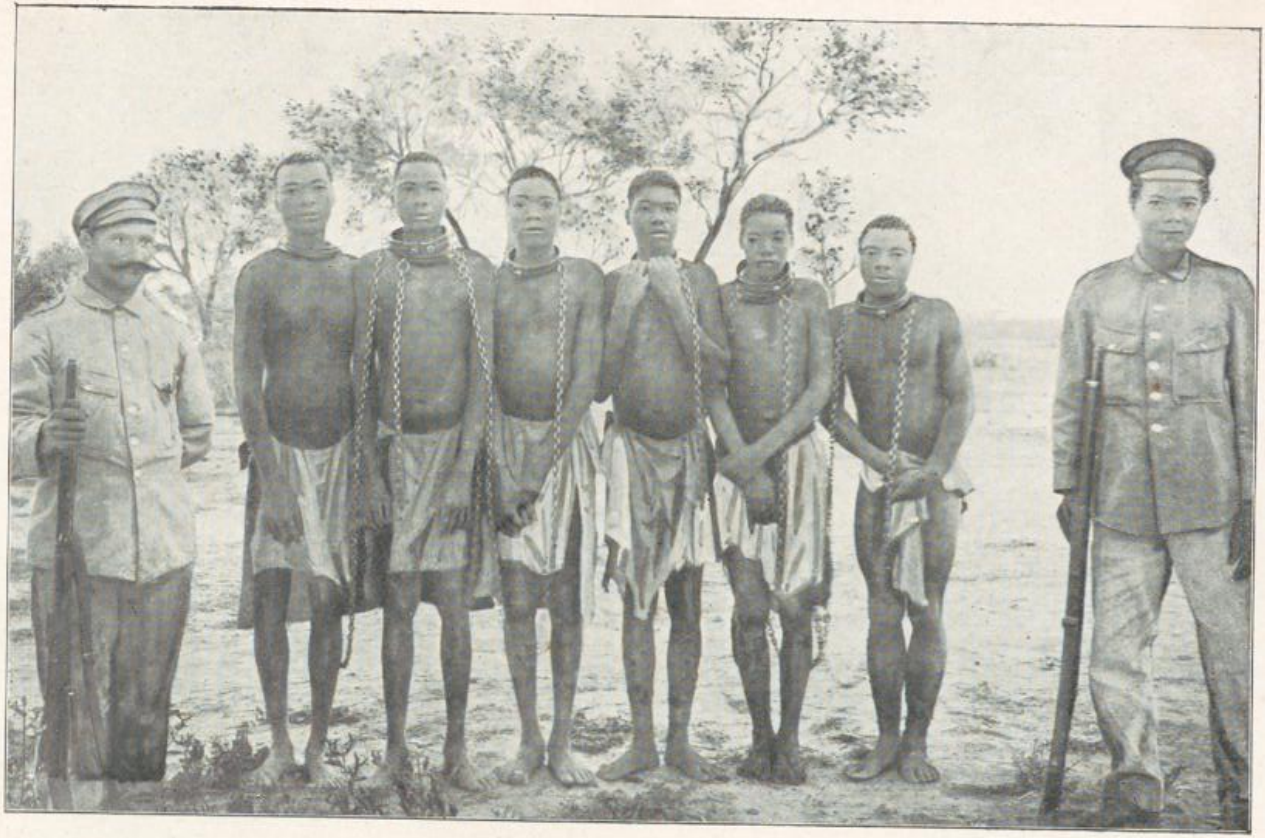
Major Leutwein formierte zwei Kompagnien zu vierzig Mann, nahm die Witbooi-Hottentotten und einen Teil der bei uns fechtenden Hereros mit und trat mit uns am 9. Mai den Marsch von Otyunda aus auf Kalkfontein an. Der Ort wurde umzingelt und der Feind ergab sich.

Die Gefangenen waren meist Verwundete. Sie hatten in dem Lager keinen Bissen Proviant mehr. Außer den beiden Anführern der Hereros, Kahimema und Nikodemus, befanden sich unter den Gefangenen auch noch einige Witbooi-Hottentotten, welche ihren Stamm vor einigen Jahren verlassen hatten und zu den Khauas-Hottentotten übergetreten waren. Kapitän Hendrik Witbooi erkannte diese Überläufer sofort wieder und bat sie sich zur Bestrafung aus. Er machte kurzen Prozeß mit ihnen. Jeder der Überläufer wurde über einen Baumstamm gelegt und erhielt fünfzig derbe Hiebe. Trotzdem die Schmerzen der Gezüchtigten fürchterlich gewesen sein müssen, gaben sie keinen Laut von sich. Es gilt für unmännlich, bei solchen Exekutionen zu schreien. Damit war aber die Strafe auch beendet.

Gerade während dieser Exekution kamen die in der Nähe von Gokhas lebenden Hottentotten unter Führung ihres Häuptlings Simon Kopper an. Es waren dreißig Kerle, verlumpt und verkommen. Nur ihre Hüte, an denen sie gelbe Bänder als Abzeichen trugen, während die Witboois sich durch weiße Bänder auszeichneten, sahen einigermaßen anständig aus. Die Kerle kamen nicht gern und hätten viel lieber auf uns Deutsche geschossen. Aber nachdem sie erfahren hatten, daß Hendrik Witbooi mit seinen Leuten auf unserer Seite focht, hielten sie es für politisch klug, sich uns ebenfalls zur Verfügung zu stellen, jetzt, wo wir ihrer nicht mehr bedurften. Sie wurden aber sofort dazu verwendet, um einen großen Viehtransport abzuholen. Der gefangen genommene Kahimema hatte nämlich verraten, wo der Hauptteil der Viehherden versteckt war, und eine Abteilung deutscher Soldaten mit den Hottentotten von Witbooi und Kopper holte innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden diese Viehherden heran.

Unter den gefangenen Hereros befanden sich riesenhafte Gestalten. Wenn ein solcher Herero neben einem Reiter ging, der auf einem kleinen Pferde saß, so war er genau so groß, wie der Reiter. Man kann sich also vorstellen, welche Gestalten das waren.

Wir kehrten nach Otyunda zurück, wo wir zu unserer Freude unsere Verwundeten wieder so weit hergestellt fanden, daß sie dank der unermüdlichen Fürsorge des Dr. Richter sich als transportfähig



Gefangene Hereros.

erwiesen. Sie wurden auf einem Ochsenwagen am 1. Mai über Gobabis nach Windhuk geschafft.

Auf dem Gefechtsfelde von Otyunda lagen noch immer große Mengen von totem Vieh, das in Verwesung überging und einen entsetzlichen Pestgestank verbreitete. Wir mußten uns jetzt der Mühe unterziehen, diese Kadaver wegzuschaffen, indem wir sie verscharrten oder verbrannten. Die Beschäftigung mit den aufgedunsenen, halbverwesten und pestilenzialisch riechenden Kadavern war keine angenehme; aber wenn man den Ausbruch von Krankheiten auch bei uns verhindern wollte, mußte der Gestank irgendwie beseitigt werden.

Unterdes patrouillierten die Witbooi-Hottentotten unermüdlich die Umgegend ab und trieben immer noch kleine Viehherden auf, die sie nach dem Lager schafften.

Endlich wurde von Otyunda der Rückmarsch angetreten, der uns eine gewaltige Strapaze auferlegte. Wir hatten bis 40 Grad (Celsius) Hitze und die Wasserstellen waren sehr weit voneinander entfernt. Wir führten eine große Menge Vieh und auch die Gefangenen mit uns. Kurz vor Okahandia, wo wir eine längere Rast machten, da sich hier in der Nähe eine große Werft befreundeter Hereros befand, traf mich das Schicksal, vierundzwanzig Stunden lang zum Transport der Gefangenen kommandiert zu werden. Es war ein schwerer und verantwortlicher Dienst. Der Weg führte bergauf und bergab. Die Gefangenen waren durch ihre Verwundungen und den Hunger, den sie vor ihrer Gefangennahme durchgemacht hatten, recht erschöpft; die Hitze nahm die Leute auch noch mit und so bewegte sich denn der Zug nur langsam vorwärts. Wir waren sieben Weiße und zwölf Herero-Soldaten zur Bewachung kommandiert, und da wir sehr weit hinter der Truppe zurückgeblieben waren, mußten wir auch bei Nacht weiter marschieren, indem wir nach jeder Stunde immer wieder eine kleine Rast machten. Unsere Herero-Soldaten taten ihr Möglichstes, daß keiner der Gefangenen entsprang. Nachts zündeten sie wie auf Kommando immer wieder Streichhölzer an, welche wenigstens auf einen Augenblick die Stockfinsternis erhellten und zeigten, daß alle Gefangenen noch beieinander waren. Bei diesem nächtlichen Transport verhinderten unsere Herero-Soldaten eine Flucht ihrer Stammes-

genossen. Sie hatten gehört, daß die Gefangenen sich verabredeten, beim Passieren eines Hohlwegs, der an beiden Seiten durch dichtes Dorngestrüpp so eingefaßt war, daß keines unserer Pferde hätte hindurchkommen können, auf ein Signal hin zu entfliehen, indem sie sich rechts und links in die Dornbüsche werfen und durch diese hindurcharbeiten wollten. Unsere Hereros teilten uns dies mit und wußten auch gleich, wie sie die Flucht verhindern sollten. Ehe wir den Hohlweg erreichten, flammten eine Menge Streichhölzer der Herero-Soldaten auf. Jedem Gefangenen wurde eine Schlinge über den Hals geworfen, und so brachten wir denn die Verschworenen glücklich durch den Hohlweg hindurch, ohne daß uns ein einziger entwischt wäre.

Schlimm war es, daß sich die Gefangenen zeitweise zu Boden fallen ließen. Manche waren wirklich erschöpft, manche wollten aus Bosheit nicht weiter gehen. Den wirklich Erschöpften boten wir unsere Pferde an, so daß wir zu Fuß nebenher liefen; die Simulanten ließen wir von ihren Kameraden tragen, und diese wurden ungemütlich, wenn sie sahen, daß der Simulant ganz gut laufen konnte, sich nur verstellte und ihnen so unnütze Mühe mit dem Transport aufbürdete.

Bevor wir nach Okahandia kamen, begegnete uns ein katholischer Geistlicher, der herausgekommen war, um der Truppe die Tröstungen der Religion zuteil werden zu lassen. Im Lager wurde sofort ein primitiver Altar errichtet und es fand ein Feldgottesdienst statt, an dem alle Mitglieder unserer Expedition andächtig teilnahmen. Hatten wir doch alle Veranlassung, Gott zu danken, daß er uns aus großer Gefahr glücklich befreit hatte. Nicht nur jeder einzelne von uns war dem Tode oder schwerer Verwundung glücklich entgangen, sondern für das ganze Land war eine große Gefahr glücklich abgewendet. Es war zu hoffen, daß für lange Zeit im südwestafrikanischen Schutzgebiet nach unserem Siege Ruhe herrschen würde.

In Okahandia wurde endlich eine längere Rast gemacht und ein Lager bezogen. Wir fanden hier zwei große Ochsenwagen, beladen mit Liebesgaben, welche uns die über unseren Sieg hocherfreuten Windhuker Bürger als Zeichen ihrer Dankbarkeit zusendeten. Die Wagen enthielten alles, was eines Schutztrupplers Herz nur erfreuen konnte: Bier, Wein, Kognak, Tabak, Kaffee, Zucker, Konserven aller

Art. Hartbrot, Messer, Tabakspfeifen befanden sich unter den Liebesgaben und wurden an uns verteilt. Wir bedachten natürlich auch unsere Bundesgenossen, die Hottentotten und Hereros. Vieh gab es in Masse, und so konnte denn von früh bis abends im Lager gekocht und geschmaust werden. Besonders die Hottentotten und Hereros leisteten in Vertilgung von Fleisch ganz Außerordentliches.

Am Tage, nachdem wir das Lager bei Okahandia bezogen hatten, traf der lang ersehnte Transport von vierhundert Mann Verstärkung der Schutztruppe unter Major Müller bei uns ein. Sie kam für die Entscheidung des Feldzugs zu spät. Wäre sie bereits bei Otyunda zu uns gestoßen, so hätten wir wahrscheinlich weniger Verluste gehabt und hätten den Feind besser packen können. Jetzt kam sie nur zurecht, um der Strafvollstreckung beizuwohnen, welche an den beiden verräterischen Häuptlingen Kahimema und Nikodemus vollzogen wurde.

Kahimema betrug sich vor dem Kriegsgericht ganz würdevoll. Er gestand seine Schuld ein, obgleich er wußte, daß ihn die Todesstrafe treffen würde. Dabei hatte Kahimema in den Gefechten sein Leben wiederholt aufs Spiel gesetzt, während Nikodemus, der beharrlich leugnete und flehentlich um sein Leben bat, sich weit vom Schuß gehalten hatte. Das Kriegsgericht verurteilte die beiden Häuptlinge Kahimema und Nikodemus zum Tode, und da unter allen Umständen ein Exempel statuiert werden mußte, um weitere Verrätereien der Eingeborenen zu verhindern, bestätigte Major Leutwein als Landeshauptmann das Urteil und befahl die sofortige Vollstreckung. Am 11. Juni erfolgte die Hinrichtung.

Die gesamte Kriegsmacht, über die wir verfügten, marschierte auf und bildete ein gewaltiges Viereck. Auf einem Karren wurden die zwei Verurteilten von der Militärstation Okahandia, wo sie in Zellen in Einzelhaft gesessen hatten, bis nach der Richtstätte gebracht. Aus der benachbarten großen Herero-Werft hatten sich besonders viele Weiber eingefunden, welche ein gräßliches Jammergeschrei erhoben, als die Verurteilten an ihnen vorüberfuhren. Kahimema sah ruhig und gefaßt aus; Nikodemus aber war vollkommen gebrochen und jammerte wie ein altes Weib. Er mußte vom Karren heruntergehoben und bis zur Richtstätte getragen werden. Halbtot vor Angst und

Schrecken war Nikodemus schon, als man ihn an den Baum festband. Erhobenen Hauptes und mit festem Schritt ging Kahimema bis zu dem für ihn bestimmten Baum und ließ sich hier festbinden. Jedem Verurteilten gegenüber stellte sich eine Sektion unter dem Kommando eines Offiziers auf. Hauptmann von Estorff gab das Zeichen zum Feuern und gleichzeitig krachten die beiden Salven der Sektionen. Kahimema und Nikodemus waren von zahlreichen Kugeln durchbohrt und sofort tot.

So hatte der verhängnisvolle Feldzug der Khauas-Hottentotten und eines Teils der Hereros gegen uns, für die Feinde eine üble Wendung genommen. Die Khauas-Hottentotten waren fast gänzlich zersprengt und vernichtet und der Rest wurde der Botmäßigkeit Hendrik Witboois unterstellt. Mit der Erschießung der beiden Häuptlinge schloß der letzte Akt dieses Feldzuges. Diejenigen Kriegsfreiwilligen, Buren, Bastards, Hereros und Hottentotten, die nach Hause gehen wollten, wurden entlassen. Für ihre Dienste wurden sie reichlich mit Vieh belohnt, so daß alle zufrieden sein konnten. Die Schutztruppe aber zog jetzt rasch auf Windhuk zu, wo am 15. Juni 1896 der feierliche Einzug stattfand.

Welch ein Unterschied gegen den Einzug zwei Jahre vorher! Deutlich zeigte sich uns der Aufschwung, den die Landeshauptstadt und mit ihr die ganze Kolonie genommen hatte.

Und das alles wäre vernichtet und wäre verloren gewesen, wenn der Verrat der Hereros und der Angriff der Khauas-Hottentotten nicht durch unsere Siege zunichte gemacht worden wäre. Die Windhuker Damen und Herren kamen uns zu Pferde entgegen. Wir empfingen sie mit jubelndem Hurra, und zwar vor allem deshalb, weil unsere beiden schwerverwundeten Offiziere, die Herren Eggers und Helm, welche wir längst als tot betrauert hatten, gesund und munter sich unter den entgegenkommenden Reitern befanden.

Wie hatte sich Windhuk ausstaffiert, um uns würdig zu empfangen! Am Eingange der Stadt befanden sich eine Ehrenpforte und neben ihr eine Tribüne, von welcher Fest-Jungfrauen in weißen Kleidern Blumen auf uns herabstreuten. Alle Häuser waren auf das prächtigste geschmückt. Aus allen Fenstern und von allen Dächern

wehten die deutschen Fahnen. Überall sah man auf Tafeln und Plakaten Grüße angebracht wie: „Willkommen, ihr tapferen Krieger!", „Seid gegrüßt, ihr Vaterlandsstreiter!" usw.

Selbst die Pontoks der Eingeborenen waren mit kleinen schwarz-weiß-roten Fahnen versehen worden. Die Eingeborenen standen an den Straßen aufmarschiert, die Kinder unter Leitung der deutschen Schwestern vom Frauenverein. Wir waren ganz überrascht, als uns die eingeborenen Kinder mit dem Gesang der „Wacht am Rhein", des „Heil dir im Siegerkranz" und „Ich hatt' einen Kameraden" begrüßten. Während beim Einmarsch 1894 vier Trompeter einen Marsch geblasen hatten, spielte jetzt eine vollständige Musikkapelle, die sich unter dem Sergeanten Salpeter gebildet und eingeübt hatte, rauschende Weisen. Von den Bergen rings um Windhuk krachten Dynamitpatronen, die an Stelle der Salutschüsse abgefeuert wurden. Unter präsentiertem Gewehr standen die wenigen Mitglieder der weißen Besatzung, die in Windhuk zurückgeblieben waren. Am Eingange der Stadt ließ Major Leutwein halten und brachte ein dreifaches Hoch auf die Windhuker Bürgerschaft aus, die uns einen so großartigen Empfang bereitet hatte.

Mehrere Tage lang dauerten die Festlichkeiten, welche sowohl von seiten der Bürgerschaft als von seiten der Schutztruppe veranstaltet wurden. Jetzt, wo wir die große Verstärkung von vierhundert Mann erhalten hatten, konnten wir uns ja der Hoffnung hingeben, daß die vielen Gefahren, in denen wir in den letzten Monaten geschwebt hatten, für immer beseitigt waren.

Die nächsten Wochen nach dem siegreichen Einzuge in Windhuk brachten nur leichten Dienst. Man ritt Patrouille, es wurde etwas exerziert, Felddienst geübt und nach der Scheibe geschossen. Man konnte aber auch seinen äußeren Menschen wieder in anständige Verfassung bringen und ebenso dem inneren Menschen etwas zuführen. Wenn mittags zwölf Uhr von der Kaserne auf der Feste das Trompetensignal ertönte, gingen wir durch das nach Südwesten gelegene Gittertor hinunter, wo am Bergabhang, unter schattigen Bäumen gelegen, sich das Haus mit Küche und Speisesaal für die Schutztruppe befand. Reichliche Kost, sehr schmackhaft zubereitet, wurde uns zu

teil; bekam doch jeder Soldat zur Mittagsmahlzeit zwei Pfund Fleisch, da hier das Pfund Rindfleisch nur einen Preis von zehn Pfennig hatte. Dazu kam noch Gemüse, das von den Gärtnern der Schutztruppe gezogen wurde. Nur die Kartoffeln fehlten, wir mußten uns dafür mit Reis behelfen, der aber durch die im Überfluß vorhandenen Paradies-Äpfel und andere Früchte uns in immer neuer Zubereitung geboten werden konnte. Auch prachtvollen Braten vom Fettschwanzschaf gab es, wenn auch seltener.

Fünfzehntes Kapitel.

Am Rande der Kalahari.

Drei Wochen waren seit dem Einzug verflossen, und man hatte sich ordentlich wieder erholt, als eine Anzahl von uns die Mitteilung erhielt, daß wir uns in der Kommandantur einzufinden hätten. Wir waren zehn Mann aus verschiedenen Kompagnien, die unter Feldwebel Fröde zum Landeshauptmann Major Leutwein befohlen waren, da uns dieser etwas mitzuteilen hatte. Am 7. Juli fanden wir uns auf dem Hofe des Gouvernementshauses ein. Major Leutwein trat zu uns hinaus und sagte ungefähr folgendes:

„Drüben im englischen Gebiet, in Mafeking, ist die Rinderpest in verheerender Weise ausgebrochen. Es ist zu befürchten, daß sie sich durch Händler oder Wagenführer, aber auch durch Wild bis in das deutsche Schutzgebiet verbreitet und hier großes Unheil anrichtet, denn wir haben es bereits vor Jahren erlebt, daß durch die Rinderpest fast der gesamte Viehstand der Kolonie vernichtet wurde. Wir müssen uns gegen das Hereinbrechen der Seuche zu schützen suchen. Sie erhalten daher den Auftrag, sich nach Rietfontein, östlich von Gobabis, zu begeben, dort eine Station einzurichten und auf das sorgfältigste darüber zu wachen, daß weder Frachtführer noch Händler die deutsche Grenze passieren. Solche Leute mitsamt ihren Gespannen sind unter allen Umständen zurückzuweisen. Das wiederkäuende Wild, das in den Bereich der Station kommt, ist niederzuschießen, und durch sorgfältiges Patrouillieren hat das Kommando dafür zu sorgen, daß auch nicht an anderen, weiter entfernten Stellen ein Übergang mit Ochsenwagen oder Pferden von Händlern und Frachtführern versucht wird. Sie werden in Gobabis die letzte Ausrüstung erhalten, und

ich verlasse mich auf Ihre Pflichttreue und Ihren Diensteifer, denn Sie sind für lange Zeit von jeder Verbindung mit uns abgeschnitten."

Major Leutwein gab uns noch die besten Glückwünsche mit auf den Weg, und noch am selben Tage begannen wir mit dem Einpacken der Sachen. Es wurde ein Ochsenkarren mit Decken, Blechkoffern, Munition, Proviant und allerlei Gebrauchsgegenständen beladen; den Hauptteil des Proviantes aber sollten wir erst in Gobabis empfangen. Wir brachen nach Abgang des Ochsenwagens ebenfalls auf und erreichten ungehindert Gobabis. Hier hatte man die nötigen Vorbereitungen für uns getroffen, und die Ladung, die wir mitzunehmen hatten, war so groß, daß unser Ochsenwagen nicht ausreichte, sondern daß wir uns ein größeres Gefährt von dem dortigen Kaufmann borgen mußten. Wir mußten in Gobabis daran denken, auch unsere persönlichen Bedürfnisse einzukaufen, denn in den nächsten Monaten waren wir von aller Verbindung abgeschnitten und nur auf uns selbst und unsere Vorräte angewiesen . Wir legten unser Geld zusammen und kauften im Store von Ohlsen, der zum Glück große Vorräte hatte, tüchtig ein. Das Wichtigste war der Tabak, und wir erstanden eine ganze Kiste Plattentabak, für die wir zweihundert Mark bezahlten. Wir mußten auch daran denken, Kognak als Medikament mitzunehmen und zahlten für die Flasche vierzehn Mark. Selbst die halbe Literflasche Gin, das heißt Branntwein, mußte mit acht Mark bezahlt werden. Auch Bier nahmen wir mit uns, nur wurde gleich ausgemacht, daß wir damit sehr sparsam umgehen wollten, denn wir zahlten für eine Kiste Bier mit 48 Flaschen à dreiviertel Liter die Kleinigkeit von 168 Mark.

Am 13. Juli rückten wir von Gobabis ab. Unsere erste Station machten wir in Olifantskluft, wo wenige Wochen vorher die Besatzung der Militärstation durch Hauptmann von Estorff befreit worden war. Wir hatten gehofft, hier in der Militärstation gut übernachten zu können, aber wir fanden leider die Station in einem höchst traurigen Zustande. Wahrscheinlich durch herumschweifende Buschleute war das verlassene Fort vollständig verwüstet worden. Die am 18. April entsetzten Mannschaften hatten in einem Turme unter guten Verschluß ihre Blechkoffer mit allen Habseligkeiten zurückgelassen, da sie die-

selben auf dem Marsch nicht mit sich schleppen konnten. Der Turm war erbrochen und die gesamten Blechkoffer mit Gewalt geöffnet und ausgeraubt worden. Kleidungsstücke, Schuhwerk, alles blinkende Metall war fortgeschleppt, zerrissene Photographien und Briefe lagen umher und waren das einzige, was die Plünderer zurückgelassen hatten. In dem Innern der Station konnten wir nicht schlafen, da es hier von Ungeziefer wimmelte; wir mußten also im Freien kampieren. Wir hatten wohl vorsichtshalber unsere Decken mitgenommen, aber es war doch eisig kalt, und der Wagen mit den langsam marschierenden Ochsen war zurückgeblieben und konnte erst am nächsten Tage ankommen. Trotz des Lagerfeuers, das wir unterhielten, froren wir ganz erbärmlich. Wir warteten auf das Eintreffen des Ochsenwagens und gönnten dann den Zugtieren ebenso wie unseren Pferden einige Ruhe, denn die größte Durststrecke, die wir auf dem Wege zu überwinden hatten, lag vor uns. Wenn wir nämlich mit ausgeruhten Pferden acht Stunden lang im scharfen Trab und im Galopp ritten, waren wir imstande, die nächste Wasserstelle zu erreichen. Da aber natürlich zwischen den scharfen Ritten Pausen gemacht werden mußten, hatten wir zwölf Stunden angestrengten Marsches vor uns, bevor wir an die nächste Wasserstelle kamen. Wir nahmen uns Wasservorräte mit; ebenso wurden die Wasserfässer des Ochsenkarrens bis an den Rand gefüllt und noch einige Wassersäcke voll Wasser mitgenommen. Natürlich konnte aber so viel Wasser, wie die zwölf Ochsen brauchten, nicht mitgeschleppt werden.

Am 21. Juli, nachdem sich Menschen und Tiere ordentlich ausgeruht hatten, ritten wir am frühen Morgen los. Nach zwei Stunden wurde eine Ruhepause von einer Stunde gemacht. Abwechselnd reitend und rastend kamen wir nach vollen zwölf Stunden an unserm Bestimmungsorte an, das heißt man muß das Wort „Bestimmungsort" nicht mißverstehen. Wir kamen an den Grenzfluß Epukiro, der zwischen dem deutschen und dem englischen Gebiet die Grenze bildete. Der Fluß war ausgetrocknet, aber wir entdeckten sechs große Lehmlöcher, die zum Teil mit Wasser gefüllt waren, im Flusse. In unmittelbarer Nähe der Wasserstelle wuchsen hohe und starke Kameldornbäume, die uns schon von weiten her als Richtpunkte gedient hatten. Am Flusse

entlang gab es Buschwerk und niedrigen Laubwald. Hier wollten wir uns vorläufig einrichten. Wir hatten uns vorsichtigerweise Mäntel, Decken und Proviant mitgenommen, ebenso Feldkochgeschirre, und die erste Nacht verbrachten wir an den Wachtfeuern, gegen die Kälte geschützt, ganz gut. Am nächsten Tage machten wir sofort Patrouillen in die Umgegend, stießen auch auf Gruppen von Buschleuten mit ihren Familien, die aber vor uns Reißaus nahmen. Am Abend des zweiten Tages ritt ein Teil von uns dem Ochsenwagen entgegen, um zu sehen, was aus diesem geworden war. Etwa vier Stunden von unserem Lager fand man den Ochsenwagen mit total erschöpften Tieren. Der furchtbare Sandweg, den die armen Zugochsen passieren mußten, hatte ihre Kräfte vollständig aufgezehrt und ihre lang heraushängenden Zungen bewiesen, wie schwer sie durch den Durst litten. Man mußte die Tiere ausspannen und ledig bis zum Flusse treiben, damit sie hier ihren Durst löschen konnten. Zwei Mann blieben beim Wagen zurück, die uns dringend baten, sie bald abzulösen, da sie ebenfalls auf der langen Fahrt schwer vom Durst gelitten hatten. Die Wasserfäßchen, die an der Rückseite des Wagens befestigt waren, hatten sie längst leergetrunken. Nachdem die Ochsen aus den Lehmlöchern im Epukiro Wasser bekommen hatten, ruhten sie etwas aus und wurden zurücktransportiert. Gleichzeitig füllten wir unsere Feldflaschen und brachten auch den durstigen die Wagen bewachenden Kameraden Wasser mit.

Nun waren wir glücklich auf unserem neuen Posten angekommen und es galt, sich einzurichten. Vorläufig wurde Riedgras geschnitten und, so gut es gehen wollte, zu Matten geflochten, obgleich wir natürlich nicht die Übung hatten, welche die Eingeborenen in der Anfertigung von Matten besitzen. Aus Riedgras wurden vier Wände aufgebaut, die uns wenigstens Schutz gegen die Nachtkälte und gegen den Wind gewährten. Regen hatten wir ja in der trockenen Jahreszeit nicht zu erwarten, dagegen statteten uns die Mosquitos ihre Besuche ab und plagten uns mit ihren schmerzhaften Stichen in nicht zu beschreibender Weise.

Wir waren ungefähr drei Tage in gewissem Sinne „eingerichtet" auf unserer neuen Station, als wir zu unserm Erstaunen einen Zug

sich uns nähern sahen, bestehend aus einem Ochsenkarren und Reitern der Schutztruppe. Es war eine Verstärkung von den neu eingetroffenen vierhundert Mann unter Leutnant Schulze, denen auch noch Wachtmeister Urban beigegeben war. Leutnant Schulze sollte als Stationschef fungieren, Feldwebel Fröde sollte mit den entladenen Ochsenwagen nach Windhuk zurückkehren. So waren wir jetzt also ein Offizier, ein Wachtmeister und zwanzig Mann stark, und mit ganz anderen Kräften konnten wir an die Einrichtung der Militärstation gehen. Es war uns außerdem gelungen, mit den Buschleuten in Verbindung zu treten, indem wir uns durch Geschenke von Plattentabak und Streichhölzern ihr Vertrauen erwarben. Als sie sahen, daß wir Steine brachen und Bäume umhieben, um Balken für die Militärstation zu gewinnen, erboten sie sich, für uns gegen Bezahlung in Plattentabak und Streichhölzern, zu arbeiten. Sie wurden auch sofort zum Ziegelstreichen angenommen, zu einer Beschäftigung, die für die maßlos schmutzigen und verkommenen Menschen jedenfalls besser paßte als für uns.

Wir hatten ja bereits früher gehört, daß dieser Volksstamm der faulste und unsauberste sei, den man in Südwestafrika finden könne, aber wir hätten doch nicht geglaubt, daß sich diese Menschen so wenig vom Vieh unterschieden. Nicht einmal eine Unterkunftshütte bauen sie sich. Sie leben in Erd- oder Felsenhöhlen, oder liegen, allen Unbilden der Witterung — dem Regen in der nassen und der Kälte in der trockenen Jahreszeit — ausgesetzt, im Gebüsch oder unter den Bäumen. Sie besaßen nichts als das, was ihnen die Jagd brachte: Tierfelle, Antilopenhörner, leere Schalen von Straußeneiern, die ihnen als Gefäße dienten. Sie hatten nur eine primitive Kleidung aus Fellen oder Gras und ihre Waffen bestanden aus Assegaien (Speeren), Bogen und Pfeilen. Die Assegaien hatten meist eiserne Spitzen; die Pfeile hatten Spitzen aus Knochen, zwölf bis fünfzehn Zentimeter lang, welche die Buschleute mit der Hand so haarscharf zugespitzt hatten, daß man glaubte, die Knochen seien mit den besten europäischen Werkzeugen bearbeitet. Auch vergiftete Pfeile führten sie bei sich.

Lehm hatten wir in Hülle und Fülle in den Löchern des Flußbettes. Er wurde herausgeholt, die Buschleute, Männer, Weiber und Kinder,

bekamen Unterricht im Ziegelformen, und bald mehrten sich unsere großen Stapel von Ziegelsteinen, während wir die Grundmauern der Militärstation aus gebrochenen Steinen aufführten.

Der Bau wurde so schnell gefördert, daß wir schon nach vier Wochen einige gesicherte Räume in dem einen Seitenflügel beziehen konnten. Die Kaserne wurde im ganzen dreiflügelig mit turmartigen Verstärkungen an den Ecken. Sie war natürlich nicht nur zum Aufenthalt für die Besatzung, sondern auch zur Verteidigung eingerichtet. Sie enthielt Vorratsräume, in denen Proviant, Munition, Reserve-Kleidungsstücke usw. untergebracht werden konnten. Sie hatte einen Hof, der mit einer Mauer umgeben war, welche Schießscharten enthielt. Innerhalb des Hofes hatten wir einen kleinen Kraal angelegt für das Schlachtvieh, bestehend aus Ochsen, Ziegen und Schafen, das uns ebenfalls von Windhuk zugeführt wurde.

Die Buschleute halfen uns eifrig auch beim Bau, aber sie waren sehr mißtrauisch. Jedesmal, wenn es dunkel wurde, verließen sie das deutsche Gebiet und gingen über die Grenze. Warum sie sich gerade auf englischem Boden sicherer fühlten, konnten wir nicht von ihnen herausbekommen. Wir beobachteten sie einmal, wie sie alle, Männer, Frauen und Kinder, Hanf rauchten, und wir hatten hier Gelegenheit zu sehen, was der Mensch eigentlich als „Vergnügen" betrachtet. Ein Antilopenhorn wurde mit Hanf vollgestopft und dann die Ladung angezündet. An der Spitze des Horns befand sich eine Öffnung. Diese nahm der erste Buschmann in den Mund und tat daraus mehrere tiefe Züge. Den Hanfrauch aber blies er nicht aus, sondern er zog ihn in die Lunge hinein und behielt ihn darin so lange als möglich. Dann stieß er ihn plötzlich aus. Dicke Tränen liefen über sein Gesicht und nun folgte ein Hustenanfall, daß man glaubte, der Kerl wolle sein gesamtes Eingeweide herausbringen. Dieser Husten war geradezu krampfhaft und muß sehr schmerzhaft gewesen sein. Nachdem sich der erste der Buschleute dieses Vergnügen geleistet hatte, gab er das Antilopenhorn an den zweiten, und so ging es durch alle die schmutzigen Mäuler von Männern, Weibern und Kindern hindurch.

Sobald wir uns einigermaßen in der Station eingerichtet hatten,

machten wir weite Ausflüge in die Kalahari, um unserem Auftrage gemäß alles wiederkäuende Wild niederzuschießen. Daß wir dabei auf englisches Gebiet hinübergingen, war eigentlich selbstverständlich.

Man spricht im allgemeinen von einer Kalahari-Wüste. Diese Bezeichnung ist aber durchaus nicht richtig. Die Kalahari ist ein hohes Steppenland, das sich von Norden bis Süden, vom N'gami-See, der bereits außerhalb des deutschen Gebietes liegt, bis zum Oranje-Fluß 900 Kilometer lang, und von Westen nach Osten zwischen den Bergen des Namaqua-Landes und denen Transvaals hinzieht. Im ganzen hat die Kalahari ein Terrain von vielleicht einer Million Quadratkilometer, vielleicht sogar mehr. Erforscht ist sie nur zum Teil. Die Buren haben viele Treckzüge durch die Kalahari gemacht, und neben den Buren waren es unternehmende Engländer, besonders Goldsucher, welche allen Gefahren, welche durch die Wildnis und die Eingeborenen drohten, trotzten, und in der Tat auch Funde von Kohlen, Diamanten, Kupfer und Gold gemacht haben wollen. Die Buren haben wohl stark darauf gerechnet, das ganze riesige Terrain der Kalahari einmal zu annektieren. Jetzt wird es wahrscheinlich bald von den Engländern ausgebeutet werden, welche es als ihr Eigentum betrachten.

An ihrem Rande ist die Kalahari meist eine Sandwüste, und ein englischer Reisender weiß den Anblick, den die Gegend ihm bot, nicht besser zu schildern, als indem er sagt: „sie gliche einem erstarrten Sandmeer mit haushohen Wellen." Diese Wellen sind die Sandhügel, die sich durch die Ebene hindurchziehen. Auf die Sandwüste folgen minder unfruchtbare Ebenen mit Dorngestrüpp. Da aber, wo es Salzpfannen, Flüsse, die wenigstens in der Regenzeit Wasser führen, und große Seen gibt, bietet die Kalahari eine wunderbare Vegetation. Im Norden findet man zum Beispiel dichte Wälder. Aber auch in den Ebenen, da, wo der Boden feucht ist, glaubt man sich in einem Garten zu befinden, so viel Bäume wachsen gruppenweise, bald hier, bald da. Im Innern wächst der Boabab, der sogenannte Affenbrotbaum, und es gibt Exemplare hier, welche hunderte, ja tausende von Jahren alt sein müssen. Stämme, welche einen Umfang von fünfzig bis sechzig Metern haben, sind nichts Seltenes. Außer den Ebenen

und Hügeln hat aber die Kalahari auch noch Gebirgszüge, welche meist aus Porphyr bestehen.

Das Land ist bewohnt, und zwar von Buschleuten, aber auch von Betschuanen und von Mischlingen der verschiedenen Eingeborenen-Stämme. Es ist natürlich nur in der Nähe der Wasserläufe bevölkert, sonst aber bietet die ungeheure Fläche ein wahres Paradies für allerlei Getier. Da, wo der Weiße sich angesiedelt und das Land kultiviert hat, also auch bei uns in Deutsch-Südwestafrika, haben sich die großen Wildherden verzogen. Aber in der Kalahari findet man noch Herden von Tausenden von Stück Antilopen, Gazellen, Quaggas, von Gnus und Straußen. Elefanten, Giraffen, Flußpferde finden alle Bedingungen für ihre Existenz hier erfüllt; aber auch Löwen und Tiger, Hyänen und Schakale sind zahlreich vertreten. Der Löwe zieht hinter den Herden der Antilopen her und macht weite Züge selbst bis an die Grenze unseres deutschen Gebietes.

Wir hatten unsere Kaserne bereits bezogen und lagen eines Nachts in bestem Schlafe. Uns störte nicht mehr das langgezogene klagende Geheul der Schakale, die in großen Mengen unsere neue Ansiedlung umschlichen, weil sie irgend etwas zu rauben oder zu stehlen hofften. Der Schakal ist ein höchst listiges Tier. Er hat große Ähnlichkeit mit unserem deutschen Fuchs und vertritt auch in Südafrika gewissermaßen die Stelle desselben. Er ist nur hochbeiniger als der Fuchs und seine Farbe ist nicht rotbraun, sondern gelb und weiß. Man unterscheidet zwei Arten von Schakalen in Südafrika: den Schabracken- und den Gold-Schakal. Aber die beiden Arten haben sich wohl miteinander vermischt und es sind Bastarde zwischen beiden entstanden.

Die Schakale heulten also, und hin und wieder hörte man das Geschrei einer Hyäne. Unser Schlachtvieh im Kraal draußen meckerte, schrie und brüllte, und unsere Hunde, deren wir beinahe zwei Dutzend hatten, versuchten zeitweise das Geheul der Schakale durch ihr Bellen zu übertönen. Es mochte gegen ein Uhr Nachts sein, als ich aus dem Halbschlummer, in dem ich gelegen hatte, erwachte, und zwar durch ein eigentümliches Geräusch, das wie ferner Donner klang. Als ich mir die Augen gerieben hatte und ganz munter wurde, fiel mir die unheimliche Stille auf, die auf einmal eingetreten war. Kein

Laut ließ sich hören. Weder die Schakale noch die Hunde, weder die Ochsen noch die Schafe gaben einen Ton von sich. Dann ertönte es grollend, dumpf, wie schwerer Donner! Ein unheimlicher, nervenerschütternder, beängstigender Ton erklang durch die Nacht, und rasch hintereinander wiederholte sich dieses Donnerrollen, das doch nicht das eines Gewitters war.

Es war ein Löwe, der brüllte, und zwar muß er bis ziemlich dicht an die Station herangekommen sein. Wie wir am nächsten Tage sahen, war er auf der Verfolgung einer Quagga-Herde begriffen, denn wir fanden am Morgen das von ihm gerissene und halbverzehrte Quagga wieder. In der Nacht aber machte dieses Löwengebrüll, das auch meine Kameraden weckte, einen geradezu unheimlichen Eindruck auf uns. Jetzt wurde mir klar, warum die Jäger, die den Löwen kennen, ihn den „König der Tiere" nennen, ein solch donnerartiges Brüllen hat eben kein anderes Tier der Welt. Was ist dagegen das wütende Trompeten des Elefanten und selbst das Gebrüll des Tigers?! Bis zum Morgen verhielt sich alles Getier lautlos still; der Löwe war eben in der Nähe und hielt sein Mahl.

Da uns bekannt war, daß der Löwe zu den Resten seines Mahls zurückzukommen pflegt, legten wir uns zwölf Mann bewaffnet auf die Lauer in die Nähe des Quagga-Überrestes. Aber entweder hatte der Löwe uns bemerkt und kam nicht, oder er hatte es bei dem Reichtum an Wild in der Kalahari nicht nötig, Aas zu fressen, denn bis zum nächsten Abend ging das Quagga in Verwesung über. Wir kamen unverrichteter Sache von unserm Lauerposten wieder nach Hause.

Auch mit dem Anstand auf Tiger hatten wir kein Glück. Zweimal hintereinander holten sich freche Tiger Schafe aus unserem Kraal, begünstigt von pechfinsterer Nacht. In einer der nächsten Nächte, als es etwas Mondschein gab, wurden ein junger Hund und eine Eule in der Nähe der Station angebunden, und wir legten uns gedeckt sechs Mann schußbereit hin, um dem Tiger, wenn er herkäme, den Garaus zu machen. Wir lagen bis vier Uhr morgens, ohne daß sich etwas zeigte, und waren von dem bewegungslosen Liegen ganz steif geworden. Wir gingen nach der Kaserne zurück und entdeckten erst,

als es heller Tag war, daß die Tiger sich doch den Hund und die Eule geholt hatten. Wir mußten von den Kameraden wegen dieser nächtlichen Tigerjagd viel Spott aushalten und beschlossen, lieber Selbstschüsse zu stellen. Erst wurde ein sogenannter Zwangspaß hergestellt, und zwar durch Dornbüsche, die so in zwei Reihen gelegt wurden, daß sie allmählich zu einem Engpaß aneinander rückten. Dann wurde mit Hilfe von Pflöcken und Stricken ein geladenes Gewehr aufgestellt, auf dessen Mündung ein Stück Fleisch kam, das mit einer Schnur am Abzug befestigt war. Wenn der Tiger an dem Fleische zog, mußte der Schuß losgehen und ihm in den Rachen oder in die Brust fahren. Unsere Bemühungen sind aber ohne Erfolg geblieben; wir haben niemals einen Tiger durch Selbstschüsse gefangen. Dagegen selbstmordeten sich ein paar Hyänen durch ihre Freßgier, und einmal war auch ein Schakal durch den Selbstschuß gefallen. Wir versuchten immer neue Konstruktionen der Selbstschüsse, aber die Tiger gingen nicht an die Sache heran. Wahrscheinlich war ihnen schon der Zwangspaß, durch den sie hindurch mußten, verdächtig.

Auch unsere Vorräte von Biltong wurden uns durch nächtliche Tierbesuche entwendet, solange das Fleisch noch im Freien hing. Um uns nämlich Fleischvorräte zu verschaffen, hatten wir Biltong angefertigt, wie es die Ansiedler in Südafrika seit undenklichen Zeiten herstellen. Wenn viel Wild geschossen war, wurde das Fleisch in Streifen geschnitten, ordentlich eingesalzen und über Stangen gehängt, die man zwischen die Äste der Bäume legte. Das so getrocknete Fleisch hält sich monatelang.

Am Rande der Kalahari hatten wir auch Gelegenheit, gewissermaßen aus erster Hand, die Wanderheuschrecke kennen zu lernen, die sich aus den Eiern entwickelt, welche von den Heuschrecken in den Sand der Kalahari gelegt und hier von der Sonne zur Reife gebracht werden. Man unterscheidet zweierlei Arten von Wanderheuschrecken: die Fußgänger, von den Holländern „voetgangers" genannt, und die fliegende Heuschrecke. Welche von beiden schlimmer ist, läßt sich nicht so ohne weiteres entscheiden. Die Fußgänger rücken langsam vor. Ihr Zug ist mehrere Kilometer lang und vielleicht hundert Meter breit. Nichts kann sie in ihrem Marsche aufhalten außer Feuer.

Wenn sie sich auf den Weg begeben haben, so bedecken sie zollhoch das Land, und wo sie gewesen sind, bleibt kein Blatt, kein Zweiglein, keine Baumrinde übrig, sie fressen alles ab und hinterlassen nur ihren abscheulichen scharf riechenden Kot, der das Land, auf dem sie gewesen sind, noch für längere Zeit unfruchtbar macht.

Sie zogen in der Nähe unserer Station vorbei und schienen nicht übel Lust zu haben, auch uns einen Besuch abzustatten. Wir verhinderten dies durch Feuer, und die Buschleute trieben die Heuschrecken absichtlich in die Feuer hinein, um sie dann frischgebraten zu verzehren. Heuschrecken, denen durch das Feuer die Flügel und die Beine abgebrannt sind, bilden eine Delikatesse für sie. Einzelne unserer Kameraden haben es versucht, solche gebratenen Heuschrecken zu essen, und sie behaupteten, sie wären so zart und weich wie Ölsardinen; ich habe mich nie dazu entschließen können. Aber auch die Hereros und andere Eingeborene sammeln die Heuschrecken und trocknen sie, um sie gewissermaßen als Konserve für Zeiten aufzubewahren, in denen es nicht viel frisches Fleisch gibt. Wenn man sie in glühende Asche schüttet, sind sie nach wenigen Minuten gar und zum Genuß bereit. Die Eingeborenen verwahren diese Heuschrecken in Säcken, die sie aus Fellen herstellen und in der Erde vergraben. Hunde, Hühner und eine Menge von Raubvögeln sind große Freunde dieser „Fußgänger".

Während ihres Marsches, der ununterbrochen weiter geht, obgleich Tausende und abermals Tausende der „Fußgänger" unterwegs getötet werden, wachsen sie sehr rasch, und bald entwickeln sich bei ihnen Flügel, die von Tag zu Tag länger werden. Dann erheben sie sich in die Luft, und Professor Dove behauptet, daß die Scharen der fliegenden Wanderheuschrecke für Menschen und Tiere ein schlimmerer Feind seien, als ganze Rudel von Raubtieren.

„Als ich die Heuschrecken zum ersten Male sah," erzählt er, „lockte mich der Ruf: „die Springhaans kommen!" vor die Türe. Kaum war ich im Freien, als sich die Luft zu verdüstern begann. Wie eine schwere, dicht über der Erde dahinziehende Gewitterwolke wälzten sich dunkle Massen durch die Luft heran. Dann ertönte ein Brausen, wie von einem herannahenden Strom, das Geräusch der vielen Millionen von Flügelchen, und eine Viertelstunde später waren

wir dermaßen umschwirrt, daß uns Hören und Sehen verging. Das Pferd eines zufällig daherkommenden Reiters wurde scheu in all dem Surren und Schwirren, und es war unmöglich, auch nur langsam in einer Richtung vorwärts zu schreiten, denn der Boden war bisweilen mehr als fußhoch mit den über- und durcheinander krabbelnden Tieren bedeckt. Nur Hans, unser Strauß, stürzte sich mit fröhlichem Flügelschlagen in das Gewimmel und hielt eine Mahlzeit, die ihm herrlich mundete. Erst nach einer halben Stunde erhoben sich die braunen Massen und zogen mit einem frischen Winde nach Westen, aber noch am folgenden Tage konnte man ganze Bergrücken am Abhange des Khomas-Landes braun herüberschimmern sehen, gefärbt von ungezählten Millionen von Heuschrecken. Und wie sah das Land aus, über das der Zug hinweggegangen war! Kahlgefressen, die schönsten Weideflächen kaum noch imstande, einigen Ziegen ein dürftiges Futter zu bieten. So arg ist die Gier dieser geflügelten Ungetüme, daß sie selbst die Ochsentaue der Wagen nicht schonen und daß einmal sogar ein im Freien aufgehängter Cordrock von ihnen angefressen wurde. Doch sind die jungen, flügellosen „Voetgängers" noch mehr gefürchtet, da selbst der Wind ihren alles verwüstenden Marsch nicht zu hemmen vermag.

Die Wanderheuschrecke erscheint in ziemlich regelmäßigen Perioden, die durch eine Anzahl heuschreckenfreier Jahre unterbrochen werden. Wenn die Sommerwärme die nach Milliarden zählenden Eier im Sande der Kalahariſteppen ausgebrütet hat und die Tiere von günstigen Winden erfaßt werden, dann fallen sie über unser Schutzgebiet her, um erst wieder zu verschwinden, wenn in irgend einem Jahre anhaltende Ostwinde sie über die letzten grasbestandenen Striche in das kalte, nebelige Dünenland im Westen, vielleicht auch hinaus in den Ozean getrieben haben, ohne daß ihnen ein Umschlagen des Windes die Rückkehr in das Innere gestattet. So wenigstens ist die Ansicht der alten Jäger und Händler im Lande, und sie hat die Wahrscheinlichkeit für sich."

Die Heuschreckenplage ist in Afrika, aber auch in Europa, in vergangenen Zeiten noch schrecklicher gewesen als jetzt. Orosius erzählt, daß Afrika im Jahre der Welt 3800 von so viel Heuschrecken

heimgesucht wurde, daß sie, nachdem sie alles Grüne aufgezehrt hatten, ins Meer geflogen und, tot an den Strand zurückgeworfen waren, mehr Gestank verursachten, als die Leichen von hunderttausend Menschen. St. Augustin meldet von einer in Afrika ebenfalls durch Heuschrecken entstandenen Plage, wodurch nicht weniger als achtmal hunderttausend Menschen allein im Königreiche des Masinissa und viel mehr in den am Meere gelegenen Ländern aufgerieben wurden. Im venitianischen Gebiet sollen nach Mouffet im Jahre 1748 mehr als dreißigtausend Menschen in einer durch diese schreckliche Landplage entstandenen Hungersnot umgekommen sein. Im Jahre 1747 taten sie ungeheuren Schaden in der Wallachei, Moldau, Siebenbürgen, Ungarn und Polen. Einer dieser Schwärme, der im August nach Siebenbürgen kam, war mehrere hundert Klaftern breit und brauchte vier Stunden, um an einem bestimmten Orte vorbeizufliegen. Barrow, welcher im Jahre 1797 das Hottentottenland besuchte, erzählt, daß er einen großen Flächenraum im eigentlichen Sinne des Wortes mit Heuschrecken bedeckt gefunden habe. Das Wasser des großen Seekuh-Flusses war, wegen der unzähligen toten Heuschrecken, die auf seiner Oberfläche umherschwammen, nicht zu sehen. Mit Ausnahme der am Ufer stehenden Binsen war jedes grüne Hälmchen aufgezehrt. Bei einer früheren Gelegenheit waren die Heuschrecken durch einen stürmischen Nordwestwind ins Meer getrieben und später aufs Land geworfen worden, wo sie eine drei bis vier Fuß hohe Schicht gebildet hatten, die sich vierzehn Stunden weit erstreckte. Der Gestank, welchen die toten Tiere verbreitet hatten, war unerträglich und wurde in einer Entfernung von 150 englischen Meilen deutlich verspürt.

„Wenn sie ein Land heimsuchen," sagt Jackson in seiner „Reise durch Marokko", „so hat sich jeder vor Hungersnot zu wahren, denn sie bleiben drei bis sieben Jahre. Von Mogador bis Tanger war, im Jahre 1799, die ganze Erde mit denselben bedeckt; das ganze Land von den Grenzen der Sahara an wurde durch sie verwüstet; und um so merkwürdiger war es, daß jenseits des Flusses El Kos, über den sie jeden Augenblick hätten fliegen können, nicht eine einzige war. Zuletzt wurden sie alle von einem heftigen Orkan in das westliche Meer getrieben; das Gestade wurde, wie in früheren Fällen, von ihren

Äsern bedeckt, und der schreckliche Gestank verursachte eine Pest.“ Adanson sah am Senegal, wie die Heuschrecken nicht nur weit und breit alles Grün, sondern sogar das trockene Rohr, womit die Hütten bedeckt waren, wegfraßen.

Ob es jemals gelingen wird, in Afrika diese Wanderzüge der Heuschrecke zu beseitigen, ist wohl fraglich. Die moderne Wissenschaft versucht, auch die Wanderheuschrecke auszurotten, und in Englisch-Südafrika hat man durch Einimpfungen von Pilzen einige Erfolge erzielt. Das Bakteriologische Institut in Grahamstown verteilt über die Heuschreckengebiete im Kapland kleine Glasröheren, die mit einem sich jahrelang haltenden Pilzschädling gefüllt sind, der den Heuschrecken verderblich wird. Kommt ein Wanderzug der Heuschrecken heran, so fängt man eine Anzahl von Heuschrecken, taucht sie mit den Köpfen in den Inhalt der Glasröhrchen und setzt sie dann wieder unter die anderen Heuschrecken, mit denen sie weiter ziehen. Die eingetauchten Heuschrecken erkranken und sterben. Sie werden von ihren Genossen gefressen, dadurch erkranken diese und sterben auch, und so geht die Vernichtung weiter, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade, dann wird die Vergiftung immer schwächer. Sichere Anhaltspunkte über den Erfolg dieser Heuschreckenvergiftung hat man wohl bis jetzt noch nicht.

Sechszehntes Kapitel.

Im freien Jagdrevier.

Das Leben, das wir auf der Station führten, war das denkbar schönste. Der Dienst war in keiner Weise anstrengend. Wir erfreuten uns ungebundener Freiheit. Wir mußten tagelang Jagdausflüge machen, schon um uns mit frischem Fleisch oder mit Material zur Herstellung des Biltong zu versehen, und diese Jagdausflüge wurden deshalb immer ausgedehnter, weil sich das Wild immer mehr und mehr zurückzog. Wir lebten in der herrlichsten Natur, waren gesund und frisch, elastisch und in unserer Weise sehr vergnügt.

Allein dieses ungebundene Leben hatte auch seine Schattenseiten. Hin und wieder blieb die Proviantzufuhr von Windhuk aus. Wir wurden nicht etwa vom Kommando vergessen, das sorgte väterlich und in vollstem Maße für uns, aber der Transport von Windhuk bis Rietfontein war sehr schwierig und öfter kam es vor, daß das Kommando gar keinen Frachtführer fand, der sich entschloß, den Transport des Proviants und der Munition zu übernehmen. Besonders in der trockenen Jahreszeit war das Überwinden der Durststrecken sehr gefährlich. Frachtfahrer hatten einige Ochsen verloren und ließen sich infolgedessen selbst durch hohe Preise, die man ihnen bot, nicht veranlassen, einen regelmäßigen Frachtverkehr mit uns aufrecht zu erhalten. So kam es, daß wir manchmal vier Wochen und länger ohne frischen Proviant dasaßen, und dann wurde die Sache recht öde. Wir waren auf frisches Fleisch und auf Biltong beschränkt. Salz hatten wir immer im Vorrat, so daß wir also das frisch geschossene Wild kochen konnten. Aber wir hatten kein Brot, denn es fehlte uns an Mehl, wir hatten keinen Kaffee, wir hatten keinen Reis, und wenn uns auch noch der Tabak ausging, dann wurde die Sache erst recht schlimm.

Während einer solchen Periode, in der wir ganz einseitig lediglich durch Fleisch ernährt wurden, bekamen wir englischen Besuch. Ein Offizier mit zwei Mann von der Betschuana-Police (Betschuana-Polizei), das heißt von der berittenen Schutztruppe, welche die Engländer im Osten von Deutsch-Südwestafrika unterhielten, hatte eine größere Patrouille unternommen und machte uns einen freundnachbarlichen Besuch. Der Offizier — er führte den sonderbaren Namen Fips — und seine beiden Begleiter waren recht nette und liebenswürdige Leute. Sie kamen höflich bis an die Grenze und fragten, ob sie zu uns herüberkommen dürften, und natürlich wurden sie sofort eingeladen. Daß sie gerade jetzt kamen, wo wir ihnen nichts anbieten konnten, als etwas Wasser und Biltong, war uns natürlich nicht angenehm. Wir schämten uns direkt vor den Engländern, weil wir sie nicht einmal in notdürftigster Weise bewirten konnten. Aber der Offizier erklärte lachend:

„Oh, meine Herren, an solche Zeiten sind wir gewöhnt; wenigstens meine Leute, denn ich bin in Mafeking stationiert und revidiere die Posten nur zeitweise. Die englische Station hier in Ihrer Nachbarschaft wird von Mafeking aus mit Proviant versorgt, und auch die Führer der Ochsenkarren, welche durch die Kalahari gehen sollen, weigern sich manchmal, Frachten zu fahren. Dann ist auch bei unseren Leuten Schmalhans Küchenmeister, denn der Posten liegt von Mafeking in der Luftlinie siebenhundert Kilometer entfernt. Es kommt ja auch nicht darauf an, was man von seinen Nachbarn bekommt, sondern ob es in liebenswürdiger Weise angeboten wird, und Sie haben sich gegen uns so kameradschaftlich und freundschaftlich gezeigt, daß wir sehr befriedigt von unserem Besuche sind."

Wir waren erfreut über die Liebenswürdigkeit des englischen Offiziers und über die rücksichtsvolle Art und Weise, mit der er über unseren Mangel hinwegsah. Man findet solche Freundlichkeit nicht immer bei diesen Herren. Aber wir sollten noch mehr über die englische Freundlichkeit erstaunen. Zwei Tage später kam ein einzelner Mann von der englischen Schutztruppe zu uns geritten und überbrachte einen Brief des Leutnants Fips an unseren Kommandoführer. In diesem Briefe teilte der englische Offizier mit, daß es ihm große Freude

mache, aus den Vorräten seiner Station uns beifolgend etwas Proviant zu übermitteln, mit dem wir uns vielleicht bis zum Eintreffen der Vorräte von Windhuk durchhelfen könnten. Er und seine Leute freuten sich, diese kameradschaftliche Pflicht gegen uns erfüllen zu können.

Der englische Schutztruppler meldete uns, daß der Ochsenkarren jenseits der Grenze auf englischem Gebiet stünde, und daß unser Kommandoführer erst die Erlaubnis geben müßte, die Sachen von dort nach unserer Station zu schaffen, da ja die Ochsen der herrschenden Rinderpest wegen die Grenze nicht überschreiten durften.

Die kameradschaftlichen Gaben der Engländer waren wirklich hoch schätzenswert. Sie bestanden in einem Sack Reis, einem kleineren Sack Zucker, einem Sack Mehl und in einer Kiste Tee. Schriftlich und mündlich bedankten sich unser Kommandoführer und wir bei den englischen Kameraden. Es hat uns allen große Freude gemacht, daß einige Wochen später wir in die Lage kamen, den Engländern einen Gegendienst zu erweisen. Diesmal war ihnen der Proviant ausgegangen und sie wären in die größte Verlegenheit gekommen, wenn nicht unser Kommando in Windhuk ihnen gestattet hätte, eine ganze Wagenladung Proviant, die durch unsere Ochsen und mit unserem Wagen ihnen zugeführt wurde, in der Hauptstadt aufzukaufen. So kann die Freundschaft selbst im wildesten Afrika auch zwischen Deutschen und Engländern gepflegt werden und beiden Teilen Nutzen bringen.

Zusammen mit dem Proviant hatten die englischen Kameraden uns eine Einladung geschickt, sie auf ihrer Station zu besuchen, und unser Kommandoführer gab uns die Erlaubnis, in Gruppen zu den Engländern hinüber zu reiten und mit ihnen einen freundschaftlichen Verkehr aufzunehmen. Wir ritten zuerst vier Mann nach der englischen Station, wurden sehr gut aufgenommen und lernten dort eine sehr interessante Persönlichkeit, einen gewissen Mac Donald, kennen. Dieser Mann war, wie sein Name andeutet, ein Schotte, und hatte als Händler viel Geld verdient. Höchstwahrscheinlich hatte er auch Munitionsschmuggel getrieben für die Hottentotten und die Hereros, und hatte dadurch Reichtümer zusammengetragen, denn sein Name war uns schon früher öfter genannt worden. Hätten wir ihn in jener

Kriegszeit mit den Hottentotten und Hereros erwischt, so hätten wir ihn wahrscheinlich aufgehängt, jetzt, wo wir seine Gäste waren, taten wir natürlich, als wüßten wir nichts von seinem Munitionsschmuggel. Die englischen Kameraden sagten uns, seine Reichtümer betrügen mehrere Millionen Mark. Jetzt war er noch dabei, sein Vermögen durch Viehhandel zu vermehren. Er lud uns ein, seine Sammlung von Jagdtrophäen zu besichtigen, und das war sehr freundlich von ihm, denn er wußte wohl, daß wir nicht Geld bei uns hatten, um ihm etwas abzukaufen. Diese Sammlung hätte mehrere große Eisenbahnwagen gefüllt. Da waren mindestens ein Dutzend Löwenfelle, deren Preis pro Stück einhundertundzwanzig Mark betrug; da gab es Dutzende von Fellen von Tigern, Panthern, Fischottern, Zibetkatzen und Schakalen. Mac Donald besaß Elefantenzähne und prachtvolle Straußenfedern; er hatte die Geweihe und Felle sämtlicher in Südwestafrika vorkommenden Antilopen- und Gazellenarten, und man konnte Stunden damit zubringen, um seine Sammlungen zu bewundern. Er bewirtete uns mit Speisen und Getränken, und gern hörten wir ihm zu, wenn er von den Abenteuern erzählte, die er in der Kalahari und in den damals kaum erforschten Ländern in der Nähe der Buren-Republiken erlebt hatte. Er war mit den Treckburen, welche ja früher als alle anderen Erforscher in die Kalahari vorgedrungen waren, jahrelang herumgezogen. Ich will, so gut es geht, aus seinen Erzählungen nur die Abenteuer mit Löwen wiedergeben.

Die Löwen müssen in jener Zeit häufiger gewesen sein, als jetzt noch in unserer deutschen Kolonie die Leoparden. Ein Bur Namens Le Clercq (ein Teil der Buren stammt von französischen Hugenotten ab, daher der französische Name) ritt eines Tages auf die Jagd. Er hatte ein mit Posten geladenes Gewehr bei sich, weil er nur eine kleine Gazelle schießen wollte. Er ritt durch hohes Gras, das ihm, trotzdem er auf seinem Pferde saß, bis an die Hüften reichte. Plötzlich erhob sich unmittelbar vor ihm ein Löwe, ein großes, ausgewachsenes Exemplar, und der König der Tiere war gewiß ebenso erstaunt über die Begegnung mit dem Reiter, wie dieser. Le Clercq befand sich in der größten Gefahr. Schießen konnte er nicht, denn es wäre geradezu lächerlich gewesen mit Posten auf einen Löwen zu feuern. Er hielt

ſein Pferd an und blieb regungslos, er hoffte, der Gegner würde ihm aus dem Wege gehen. Aber das Raubtier war jedenfalls ſehr hungrig. Es kam auf Le Clercq zu und wenige Schritte vor ihm kauerte es ſich zum tötlichen Sprunge nieder. Le Clercq ſprang aus dem Sattel, und um doch irgend etwas zu ſeiner Rettung zu tun, legte er auf den Löwen an und ſchoß ihn auf den Kopf. Zum Glück drang einer der Poſten — wie ſich ſpäter herausſtellte — in das Auge des Löwen. Als aber der Schuß fiel, ſprang der Löwe auf Le Clercq, mit dem er unmittelbar darauf zu Boden ſtürzte. Le Clercq ſchützte mit dem rechten Arm ſein Geſicht, der Löwe biß ihm aber mit einem einzigen Ruck ſeiner Kinnladen den Arm entzwei. Le Clercq hielt ſich für verloren, denn er lag unter dem Löwen, der aber in derſelben Stellung verblieb. Sein Knurren ging in ein Röcheln über und er ſtarb an der kleinen Kugel, die ihm durch das Auge in das Gehirn gedrungen war. Le Clercq konnte ſich unter dem Löwen hervorarbeiten und ſein Arm heilte nach einiger Zeit wieder.

Schauerlich war das Abenteuer, das ein gewiſſer Kupt, einer der Treckburen, erlebte. Mit einem guten Freunde und Nachbarn, mit dem er ſchon lange bekannt war und der mit ihm und ſeiner Familie auf der Suche nach neuen Anſiedlungsplätzen war, ging er auf die Jagd. Sie entdeckten eine Quelle, die mit Buſchwerk und Gras umgeben war. Kupt gab das Gewehr an ſeinen Begleiter ab und wollte ſich niederbeugen, um aus der Quelle zu trinken. In demſelben Augenblick ſprang ein koloſſaler Löwe aus dem Gebüſch und packte den unglücklichen Kupt am linken Arm. Der Löwe war wohl ſelbſt ſehr überraſcht, denn er blieb mit ſeinem Opfer ruhig ſtehen. Kupt fühlte nicht einmal beſonderen Schmerz im Arme und er ſchrie ſeinem Begleiter zu, er ſolle herankommen und den Löwen durch den Kopf ſchießen. Aber der unglückliche Begleiter hatte durch den Schreck alle Willenskraft verloren und als ihm das flehentliche Bitten Kupts aus ſeiner Betäubung weckte, war er feig genug, ſich auf einen benachbarten Felsblock zu flüchten. Vergebens bat und flehte Kupt ihn um Hilfe an. Als der Löwe ſich anſchickte, ihn fortzuſchleppen, zog Kupt das Jagdmeſſer, das er in ſeinem Gürtel trug und ſtieß es in ſeiner Verzweiflung dem Löwen in die Bruſt. Der Löwe ließ

den Arm des Opfers los und stürzte sich mit seinen Klauen und Zähnen auf ihn. Er riß ihm die Brust derartig auf, daß die inneren Teile vollkommen bloß lagen. In weniger als einer Minute war der Löwe durch Blutverlust tot, aber die Hilfe, die jetzt der feige Begleiter dem unglücklichen Kupt brachte, kam zu spät. Er holte vom Lager schleunigst Leute herbei, doch als er mit diesen zurückkehrte, war Kupt an den Folgen der furchtbaren Verletzungen bereits verstorben.

Ein Engländer Namens Shaw war vor vielen Jahren mit einem Transport Ochsen für die holländische Kompagnie unterwegs und hatte nicht nur eine Anzahl weißer Begleiter, sondern auch Hottentotten bei sich. Eines Abends schlugen sie das Lager in der Nähe eines Kraals der Betschuanen auf. Es war heller Mondschein und im Lager war bis nach Mitternacht alles ruhig. Dann entstand Alarm, die Ochsen brachen in wilder Flucht aus und von allen Seiten ertönte der Schreckensschrei der Hottentotten:

„Ein Löwe! Ein Löwe!“

Shaw und die anderen Weißen stürzten mit den geladenen Gewehren aus dem Zelt, in dem sie geschlafen hatten. Sie sahen im hellen Mondschein einen riesigen Löwen in einer Entfernung von dreißig Schritt an sich vorüberspringen. Der Löwe trug irgend einen Körper in seinem Rachen, und Shaw glaubte, er habe einen jungen Ochsen erbeutet. Der Löwe zog sich in einen Dornbusch zurück, in welchem er blieb, obgleich ihm ein Dutzend Schüsse nachgeschickt wurden. Es galt vor allem, die Ochsen wieder zu beruhigen und einzufangen. Als man dann sich umsah, stellte es sich heraus, daß einer der Weißen, ein Holländer Namens Smitt, fehlte. Mit Schrecken wurde es nun Shaw und seinen weißen Begleitern klar, daß Smitt das Opfer des Löwen geworden war.

Als eine Anzahl von Weißen und Hottentotten auf das Dorngebüsch losging, erhob sich der Löwe mit Gebrüll und schien Lust zu haben, die Herankommenden anzugreifen. Er steckte also noch mit seinem Opfer im Busch. In der Hoffnung, daß Smitt noch lebe, postierten sich die Weißen hinter die Wagen, die ihnen Deckung ge-

währten, und begannen aus naher Entfernung ein Schnellfeuer auf den Buſch. Man nahm an, daß der Löwe durchlöchert ſei wie ein Sieb. Einer der weißen Begleiter Shaws, Namens Stamans, ergriff ein brennendes Stück Holz und näherte ſich dem Buſch, um zu ſehen, ob Smitt vielleicht noch zu retten ſei, als er aber bis auf wenige Schritte heran war, ſprang mit furchtbarem Brüllen der Löwe ihm entgegen. Stamans ſchleuderte ihm ſeinen Feuerbrand nach dem Kopfe und der Löwe fuhr erſchreckt zurück. Der Feuerbrand aber fiel in den Dornbuſch, und da der Südoſtwind lebhaft blies, begann der Buſch mit heller Flamme zu brennen. Man ſah deutlich, daß der Löwe noch vollkommen unverletzt war. Als das Feuer ihn vertrieb, packte er die Leiche des unglücklichen Smitt und verließ mit derſelben den ſchützenden Buſch. Noch gegen vierzig Kugeln wurden ihm nachgeſchickt, ohne daß er zu Fall gebracht wurde. Wahrſcheinlich war die Pulverladung der Gewehre zu ſchwach. Aber jedesmal, wenn er einen heftigen Schlag von einer Kugel erhielt, blieb er ſtehen und brüllte laut. Als einige beherzte Männer ihm nacheilen wollten, ließ er die Leiche fallen und drohte ſich auf die Verfolger zu ſtürzen.

Man mußte das Tageslicht abwarten, um ſich des Räubers zu bemächtigen. Unter keinen Umſtänden durfte man das Raubtier am Leben laſſen, denn es wäre nun Tag und Nacht der Expedition gefolgt und hätte ihr noch fürchterlichen Schaden zugefügt. Als der Morgen kam, erſchienen aus dem Kraal ſechzig mit Speeren bewaffnete Betſchuanen. Mit den Weißen machten ſie ſich auf die Suche nach dem Löwen. Erſtere wollten vor allem den Körper des unglücklichen Smitt finden, um ihn anſtändig zu begraben. Nach ungefähr einer halben Stunde ſah man den Löwen, der die letzten Überreſte der Leiche Smitts verzehrte. Wiederum fielen einige Schüſſe auf den Löwen, ohne ihm großen Schaden zuzufügen, aber er erhielt einige Wunden und wurde ſo wütend, daß er ſich auf die beiden ihm zunächſt ſtehenden Weißen ſtürzte. Mutig aber warfen ſich die Betſchuanen auf den Löwen und ſtießen ihm ſämtlich ihre Speere in den Leib. Shaw hat ſpäter erzählt, der Löwe habe durch die in ſeinem Leibe ſteckenden Speere wie ein Stachelſchwein ausgeſehen. Doch er ſtarb erſt, als er einen Schuß aus dem Gewehre Shaws durch den Kopf erhielt.

Mac Donald erzählte, daß zu einer gewissen Zeit die berühmtesten Löwenjäger in Südafrika zwei Deutsche Namens Müller gewesen seien. Dietrich und Christian Müller haben Dutzende von Löwen geschossen, und sind immer mit dem Leben davongekommen, weil sie außerordentlich kaltblütig waren und vor den Löwen keine Angst hatten. Sie gingen auch immer zusammen auf die Jagd. Ein einziges Mal hatten sie ein schlimmes Abenteuer: Dietrich und Christian Müller ritten, in einiger Entfernung voneinander, durch die Berge, als hinter einem Felsen mit furchtbarem Satze ein hungriger Löwe auf Dietrich lossprang und ihn mitsamt dem Pferde zu Boden warf. Aber schon im nächsten Augenblicke war Christian herangesprengt, und mit einem wohlgezielten Schusse durch den Kopf tötete er den Löwen. Dietrich war durch die Krallen des Löwen schwer verletzt und auf einem Ohr blieb er zeitlebens taub. Merkwürdigerweise war nämlich bei dem Ansprunge des Löwen eine Kralle desselben in das Ohr Dietrichs geraten, hatte im Innern eine schwere Wunde verursacht und das Trommelfell zerrissen.

Man konnte Mac Donald bei seinen Erzählungen stundenlang zuhören und man mußte sich darauf besinnen, daß es Zeit sei, sich zu verabschieden. Aber wenn man gehen wollte, wurde man von Mac Donald, der gern erzählte, zurückgehalten.

„Bleiben Sie noch, meine Herren," sagte er, „mischen Sie sich ein Glas Whisky mit Sodawasser. Ich will Ihnen noch ein Abenteuer erzählen, das mir begegnet ist und das Ihnen beweisen wird, daß der Löwe, wenn er gesättigt ist, eigentlich ein ganz harmloses Tier ist; wenigstens lange nicht so schlimm, wie zum Beispiel der Leopard, der stets zum Morden bereit ist. — Ich war eines Tages, nur mit einer Vogelflinte bewaffnet, gefolgt von einem Eingeborenen, der gleich mir zu Pferde saß, aufgebrochen, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen. Wir ritten durch Berge, und als wir in die Ebene kamen und in derselben ungefähr hundert Schritt zurückgelegt hatten, entdeckte ich rechts von uns, vielleicht zweihundert Meter entfernt, unter einem großen Mimosenbaume zwei riesige, lagernde Löwen. Sie können sich denken, wie mir zu Mute war. Wenn die Löwen uns fressen wollten, so gab es keine Rettung. Es waren zwei große

Tiere, ein männlicher und ein weiblicher Löwe, aber sie hatten zum Glück eben ihre Mahlzeit gehalten, das bewiesen die Überreste eines Quaggas, die dicht vor ihnen lagen.

„Weiter, Miſter, weiter!“ flüſterte mir der Eingeborene zu, und wir ritten weiter, ſo ruhig wie möglich und mühſam unſere Pferde feſthaltend, welche natürlich auch die Löwen bemerkt hatten und jeden Augenblick auszubrechen drohten. Die Löwen ſahen blinzelnd zu uns herüber. Einer von ihnen gähnte und riß ſeinen Rachen in geradezu erſchreckender Weiſe auf, aber wir kamen glücklich bei ihnen vorbei, ohne daß ſie uns irgend etwas getan hätten. Mein Begleiter meinte, die Löwen wären nur bewogen worden, uns nachzujagen, wenn die Pferde im Galopp davongelaufen wären. Daß ich an die Minuten, in denen ich wenige Meter von den Rachen zweier Löwen vorbeireiten mußte, Zeit meines Lebens denke, werden Sie begreifen.

Und nun zum Schluß noch ein recht komiſches Abenteuer, das nicht mir, aber einem Hottentotten begegnet iſt, der in meinen Dienſten ſtand. Dieſes Abenteuer beweiſt, daß der Löwe doch nicht beſonders intelligent ſein kann. Der Hottentotte war mein Begleiter auf verſchiedenen Handelszügen und ſchlief immer dicht bei meinem Zelte. Er wickelte ſich nachts in ſeinen Karoß, das heißt in das ungegerbte Schaffell ein, das er auf dem Rücken trug, und ſchlief nach Art der Hottentotten auf dem Geſicht. Ein Löwe brach nachts in unſer Lager, packte den Hottentotten, der neben meinem Zelte ſchlief, an ſeinem Schaffell und ſchleppte ihn davon. Der Hottentotte bemerkte wohl, in weſſen Rachen ſich ſein Karoß befand und daß er ſeine Gliedmaßen zu einem Löwenmahl hergeben ſollte. Er löſte den Knebel, der den Karoß auf ſeiner Bruſt zuſammenhielt, und fiel heraus, während der Löwe mit dem leeren Schaffell im Rachen davonlief. Das Tier muß in ſeiner Raubgier nicht einmal gemerkt haben, daß das Schaffell plötzlich um ſo vieles leichter wurde.“

Nach vierzehntägigem Aufenthalt bei den Engländern kehrten wir nach unſerer Station zurück.

Zu dem Wilde, das wir häufiger bei unſeren Patrouillenritten ſahen, gehörten die Strauße, doch gelang es uns niemals, näher als auf Hunderte von Metern an ſie heranzukommen. Der Strauß hat ein

vorzügliches Auge, er sieht dreimal so weit wie jedes andere Wild, und da man den Strauß häufig mit Herden von Quaggas und Zebras zusammentrifft, behaupten die Eingeborenen, die Vierfüßler hätten die Strauße sehr gern bei sich, weil sie wüßten, wie weit diese Tiere sehen können. Die Buschleute, die sich mit uns angefreundet hatten, brachten uns hin und wieder Straußeneier, und es war dann ein Genuß, einmal Rührei von Straußeneiern zu essen. Der Inhalt eines Eies langte für sechs Personen, selbst wenn sie recht hungrig waren.

Die Buschleute suchten sehr eifrig die Nester der Strauße, denn die leeren Eierschalen dienen ihnen zum Schmuck und zum Transport von Wasser. Sie flechten runde Netze, in deren Maschen die Buschweiber die leeren Eier stecken, um so eine ganze Anzahl nach der nächsten Wasserstelle zu schleppen und sie von dort, mit Wasser gefüllt, zurück zu transportieren.

Die Buschleute haben uns auch wiederholt ausgeplünderte Straußennester gezeigt. Es gibt wohl kaum etwas Primitiveres, als das Nest des Straußes. Das Tier kratzt einfach eine flache Höhlung in den Sand, schüttet diesen als kleinen Wall um das Nest herum und legt in einiger Entfernung von dem kreisrunden Wall noch einen zweiten an, so daß eine Art Graben um das Nest entsteht, in welchem sich das Wasser ansammeln, aber auch abfließen kann. In der Höhlung liegen bis fünfundzwanzig Eier, gewöhnlich sind es sechzehn bis achtzehn. In dem Graben liegen vier bis sechs Eier, die nicht bebrütet werden, sondern die der Strauß sofort, nachdem die Jungen ausgekrochen sind, zerschlägt, um den kleinen Tieren die erste Nahrung zu bieten. Wenn die Buschleute ein Straußennest entdecken, dessen Eier schon bebrütet sind, so sind doch wenigstens die Eier in dem Graben um das Nest herum noch genießbar. Tagsüber sitzt der weibliche Strauß auf dem Neste, nachts der männliche, weil das Brüten bei Nacht natürlich gefährlicher ist: Schakale und anderes kleines Raubzeug sind Feinschmecker und wissen Straußeneier zu würdigen. Ein Hieb vom Schnabel des Straußes, aber noch mehr ein fürchterlicher Schlag mit seiner großen Zehe tötet aber selbst einen jungen Leoparden. Stehen die Tiere vom Brüten auf und müssen sie das Nest eine zeitlang verlassen, so überschütten sie die angebrüteten Eier mit

heißem Sand, welcher bis zur Rückkehr die Eier warm hält. Die Eingeborenen behaupten, daß der Strauß ſein Neſt zerſtört und die Eier zertritt, wenn er entdeckt, daß in ſeiner Abweſenheit ein Menſch an dem Neſte geweſen iſt. Dadurch, daß die Eingeborenen die Neſter ausnehmen, werden die Strauße allmählich in Südafrika vernichtet. Das ſtrengſte Verbot, weibliche Strauße zu ſchießen, hilft gegenüber dem Ausplündern der Neſter nichts, und ſo wird wohl der Strauß in abſehbarer Zeit in Südafrika ausſterben, wenigſtens der wilde Strauß, während man ja die zahmen Strauße in großen Zuchtanſtalten mit Erfolg hält.

Mit den Straußenfedern iſt es eine eigene Sache; früher hatten ſie einen hohen Preis, weil es ſehr ſchwierig war, die Tiere zu erjagen. Dadurch, daß man die Federn von den zahmen Straußen in den Zuchtanſtalten gewinnt, ſind die Preiſe für Straußenfedern gefallen. Die Federn von den zahmen Straußen ſind zwar nicht ſo voll und ſo ſchön gekräuſelt wie von den wilden Tieren, dafür zerſchleißen und zerreißen wieder die wilden Strauße, die in den Gegenden leben, wo es viel Dornbüſche gibt, ihre Federn mehr. Die beſten Federn hat der männliche Strauß im Juni und Juli, und nur die ſchwarzen und die weißen Federn haben einen beſonderen Wert und kommen von den Männchen; die grauen Federn kommen von den weiblichen Straußen. Wenn man die Strauße nur wegen der Federn jagt, ſo ſchießt man ſie nicht, weil durch den Schuß, noch mehr aber durch das Blut die Federn verdorben werden. Man muß ſie mit dem Shambock niederſchlagen, um aber ſo nahe an den Strauß heranzukommen, dazu gehört Liſt, Geſchicklichkeit, Glück und Hilfe von Jagdgenoſſen oder Eingeborenen. Einem einzelnen Jäger, und hätte er ſelbſt das beſte Pferd, wird es niemals gelingen, ſich einem Strauße zu nähern. Ein Strauß läuft viel ſchneller als ein Pferd, und vor allem iſt er dauerhafter im Laufen, und da er mit ſeinen ſcharfen Augen den Reiter ſchon auf fünf- bis ſechshundert Meter bemerkt und ahnt, daß ihm Gefahr droht, hat er immer einen ſo großen Vorſprung, daß er nach kurzer Zeit aus den Augen des Reiters verſchwindet. Sind Dornbüſche oder Wald in der Nähe, ſo iſt der Strauß ſo wie ſo für den Jäger verloren, denn er flüchtet ſich in das un-

zugängliche Gebüsch hinein, in das ihm der Reiter nicht zu folgen vermag.

Es kommt dazu, daß der Strauß ein kluges Tier ist. Die auch heute noch bei uns durch Sprichwörter konservierte Ansicht, daß der Strauß so unsäglich dumm ist, zu glauben, der Jäger sehe ihn nicht, wenn er (der Vogel) den Kopf in den Busch stecke, ist natürlich eine Fabel. Ebenso ist es falsch, anzunehmen, daß der Strauß sehr gefräßig ist, weil man in seinem Magen manchmal Dinge findet, die wirklich nicht zur Nahrung bestimmt sind, wie Steine, eiserne Nägel und (in zoologischen Gärten) Uniformknöpfe oder womöglich Türklinken. Der Strauß verschlingt diese Dinge wohl in gewissen Anfällen von Geistesabwesenheit, unter denen er ganz entschieden leidet. Er muß zeitweise kollerig sein und dabei nicht mehr den freien Gebrauch seines Verstandes haben. In solchem Zustand kommt es auch vor, daß der Strauß nicht flieht, sondern den Jäger ruhig an sich herankommen läßt.

Auch wir beschlossen, uns einmal eine Straußenjagd zu leisten. Wir hofften stark, wertvolle Federn zu erbeuten. Wir machten es unseren Buschleuten klar, was wir wollten, und sie deuteten uns an, daß sie uns Strauße zutreiben würden. Nach einigen Tagen wurden wir auch von den Eingeborenen eingeladen, hinaus auf die Ebene zu kommen, wo wir uns in großen Abständen voneinander aufstellten. Von zwei Seiten her liefen die Buschleute auf einige Strauße zu, schnitten ihnen den Weg ab und trieben sie uns entgegen. Als die Strauße uns sahen, machten sie Kehrt und wollten ausbrechen, das ging aber nicht so leicht. Wir bildeten die Basis eines Dreiecks und die zwei Abteilungen der Buschleute gewissermaßen die Schenkel dieses Dreiecks, in dem die Strauße eingeschlossen waren. Die Hauptsache war, die Strauße so zu ermüden, daß sie nicht mehr laufen konnten und uns bis auf Schußweite herankommen ließen. Die Jagd war für die Strauße nicht weniger anstrengend, wie für uns und unsere Pferde. Wir galoppierten in glühender Mittagshitze hin und her und brachten schließlich zwei Strauße zur Strecke, die wir mit unseren Kugeln töteten; die anderen entwischten. Unsere Enttäuschung war groß, es waren ganz junge Tiere, die noch gar keine wertvollen

Federn hatten. Aber ſchließlich freuten wir uns doch über die erſte Beute an Straußen und ſchleppten die toten Vögel nach dem Lager zurück. Trotzdem es junge Tiere waren, hatten ſie doch ein ſolches Gewicht, ſelbſt in ausgeweidetem Zuſtand, daß je zwei Mann einen ſolchen Vogel tragen mußten.

Auf der Station wurden wir mit koloſſalem Hurra begrüßt, und wir entſchloſſen uns, die Strauße zu kochen, natürlich in einzelnen Stücken, denn um einen Vogel im Ganzen zuzubereiten, dazu hätte ein Rieſentopf gehört. Wenn ich ehrlich ſein ſoll, ſchmeckte das Straußenfleiſch ſchauderhaft, trotzdem es junge Tiere waren. Es war zähe und hatte einen widerwärtigen Geruch. Aber Jagdbeute ſchmeckt immer, und ſo taten wir Jäger denn wenigſtens, als hätten wir wer weiß was für eine Delikateſſe nach der Station gebracht.

Die Strauße leben gewiſſermaßen in Familien. Zu einem Strauß gehören vier bis ſechs Hennen, und die Eingeborenen erzählten uns, daß alle Hennen zuſammen ihre Eier in dasſelbe Neſt legten. Nur dadurch iſt es auch zu erklären, daß von den Rieſeneiern bis fünfundzwanzig und mehr in einem einzigen Neſte gefunden werden. Wir wollten von den Eingeborenen Straußenfedern einhandeln, ſie ſagten uns aber, ſie hätten keine. Durch Zufall entdeckte unſere Patrouille zwei Wochen ſpäter in einem Dornbuſch, wohl verſteckt, einige Bündel Straußenfedern, die mit Baſt zuſammengebunden waren. Die Beute wurde nach der Station gebracht, und die einzelnen Federn ſollten hier verteilt werden, aber ſchon am nächſten Tage erſchien weinend und klagend eine Anzahl von Buſchleuten und baten uns, ihnen die Straußenfedern zurückzugeben, da ſie ihnen gehörten.

„Ihr habt uns ja geſagt, daß ihr gar keine Straußenfedern habt, alſo gehören euch die Straußenfedern gar nicht!“ wurde ihnen entgegnet.

Nun geſtanden ſie uns, daß ſie die Federn für einen engliſchen Händler geſammelt hatten, der ſie früher ſtets vor den Deutſchen gewarnt hatte. Wir machten den Buſchleuten klar, daß der engliſche Händler nicht mehr hierher kommen würde, weil er ſich vor uns fürchte, und durch gutes Zureden bewogen wir ſie endlich, uns die Straußenfedern gegen eine Anzahl von Platten gepreßten Tabaks und Schachteln

Streichhölzer einzutauschen. Wir sagten auch den Eingeborenen, sie sollten uns noch mehr Straußenfedern bringen, aber entweder haben sie keine Strauße mehr erbeutet oder sie haben doch ihre Vorräte für englische Händler aufbewahrt, denn wir erhielten von den kostbaren Federn nichts mehr.

Eine Wildart, die wir bisher noch wenig gesehen hatten und die wir hier in großen Herden antrafen, waren die „Wildebeeste". So werden jene eigentümlichen Tiere genannt, die man bei uns in Deutschland auch aus den zoologischen Gärten und den Menagerien kennt und die bei uns „Gnu" heißen. Sie sind eine merkwürdige Vereinigung von Pferd und Rind. Das Gnu hat die Gestalt eines einjährigen Pferdes, eine aufrechte Mähne, einen Roßschweif und dicke nach vorn gebogene Hörner an der Stirn. Das Tier liefert ja kein besonders gutes Fleisch, aber es gibt schlechtere Braten, und zur Herstellung von Biltong läßt es sich immer noch verwenden. Die zierlichen Tiere treten in großen Herden auf, und wenn sie flüchtig werden, stürmen sie nicht kunterbunt durcheinander, wie dies die Antilopen machen, sondern sie folgen in langer Reihe einem Leittier. Ihre Schnelligkeit ist eine so große, daß ihnen ein gewöhnliches Pferd kaum zu folgen vermag. Man würde sie daher bei einer regelrechten Jagd schwer einholen können; aber man begegnet ihnen oft in überraschender Weise. Man hat sogar Zusammenstöße mit ganzen Herden von Gnus, und es geschieht dies wohl deshalb, weil das Gnu anscheinend von einer Gefahr überhaupt keine Ahnung hat. Andererseits wird behauptet, das Gnu leide an einer geradezu verderblichen Neugier. Trifft man nämlich auf eine Herde Gnus, so stutzen sie wohl, aber sie laufen nicht davon, sondern sie kommen näher an den Jäger heran. Schießt dieser, so setzt sich die ganze Herde in Galopp und stürmt auf ihn los. Das hat manchen Jäger schon veranlaßt, Kehrt zu machen und davonzureiten, um sein Leben zu retten. In Wirklichkeit aber ist es nur die törichte Neugier, die das Gnu veranlaßt, dem Jäger immer näher zu kommen. Erhalten sie auf sehr nahe Entfernung Feuer, dann machen sie doch Kehrt, besonders wenn sie sehen, daß ein Tier ihrer Herde stürzt. Werden sie flüchtig und schießt man hinter ihnen her, so bleiben sie auf den Knall des Schusses

ſtehen und laſſen den Jäger aus Neugierde herankommen, jagen ihm auch wohl entgegen. Natürlich iſt es nicht ausgeſchloſſen, daß die Tiere, wenn ſie in die Enge getrieben werden, den Menſchen wirklich angreifen, und ſie können ihm mit ihren Hörnern ſehr unangenehm werden. Beſonders ein alter Bulle mit den blutunterlaufenen Augen, dem tückiſchen Blick und den gebogenen Hörnern macht einen ſehr ſchreckhaften Eindruck. Einer der Baſtards erzählte uns, daß vor einer Reihe von Jahren ein Gnu, das von einem Reiter verfolgt und in die Enge getrieben wurde, ſich wütend umgewendet und den Reiter mit den Zähnen am Bein gepackt und aus dem Sattel geriſſen habe. Nur mit Mühe und Not ſei es dem Baſtard gelungen, das Tier durch einen Schuß niederzuſtrecken.

Durch die rote Farbe, beſonders durch das Schwenken roter Tücher, ſollen die Gnus magiſch angezogen werden. Die rote Farbe ſoll ſie ſo wütend machen, wie den Stier. Wir haben derartige Verſuche nicht gemacht. Stießen wir auf „Wildebeeſte“ in der Nähe der Station, ſo ſchoſſen wir möglichſt viele von ihnen nieder, weil ja auch durch ſie, ebenſo wie durch die Zweihufer, die Rinderpeſt verbreitet werden kann. Da die Tiere aber ganz geſund waren, verwendeten wir das Fleiſch, wie bereits erwähnt, zur Anfertigung von Biltong.

Auch Haſen wurden von uns hin und wieder erlegt. Sie ähneln dem deutſchen Haſen, doch halten ſich die ſüdafrikaniſchen Haſen meiſt in den Bergen auf. Sie ſind Nachttiere, ſind tagsüber faſt niemals zu ſehen und es iſt eine Seltenheit, wenn man gegen Abend einen zum Schuß bekommt. Das Tier führt auch den Namen „Springhaſe“, und zwar wegen der rieſigen Sätze, die es machen kann und zu denen es durch ſeine langen Hinterläufe befähigt iſt. Es ſollen Sprünge von ſechs bis ſieben Metern, hoch in die Luft, über Hinderniſſe hinweg, bei dieſen Springhaſen nichts Seltenes ſein.

Die Berg-Damaras haben betreffs des Haſen einen eigentümlichen Aberglauben. Sie ſind überzeugt, daß derjenige verheiratete Mann, der das Fleiſch eines Haſen ißt, die Abzehrung bekommt und ſtirbt. Unverheirateten Männern ſchadet angeblich das Fleiſch des Haſen nichts.

Siebzehntes Kapitel.

Ein trauriges Ende.

So hatten wir fast ein halbes Jahr auf der Station am Rande der Kalahari verbracht und wahrscheinlich deckte in der deutschen Heimat längst der Schnee die Fluren, während hier alles im Dezember sprießte und grünte, und uns die Gewitter fast täglich heimsuchten.

Das Weihnachtsfest nahte heran, und wir trafen allerlei Vorbereitungen, um dasselbe so würdig wie möglich zu feiern. Noch waren Vorräte von Tabak, auch etwas Bier vorhanden, und diese sowie etwas Kognak sollten zusammen mit dem Festbraten, den ein Ochse liefern mußte, der Feier des Festes dienen. Mitte Januar erwarteten wir so wie so wieder einen Transport von Proviant und von Genußmitteln, die wir auf unsere Privatrechnung in Whindhuk bestellt hatten.

Das Kommando in Windhuk hatte aber in liebenswürdigster Weise auch an uns gedacht, die wir, abgeschnitten von aller Welt, draußen am Rande der Kalahari das Weihnachtsfest feiern sollten. Der Transport wurde früher von Windhuk abgeschickt, als wir erwarteten, und am 23. Dezember traf er glücklich bei uns ein. Er brachte nicht nur Ergänzung für unsere Vorräte, sondern auch zwei große Kisten, die an den Stationskommandanten Leutnant Schulze adressiert waren. Diese Kisten enthielten Lichter, allerlei Leckerbissen, wenn auch in bescheidenen Quantitäten, und eine Anzahl von nützlichen Geschenken, unter denen Tabak, Messer, Tabakspfeifen, Bier usw. eine Hauptrolle spielten. Es wurde ein Baum besorgt, die Lichter wurden auf ihm befestigt, der Leutnant und die Unteroffiziere versahen die Geschenke mit Namenszetteln und wir feierten eine ganz regelrechte Weihnachtsbescherung, allerdings unter den absonderlichsten Verhältnissen. Als wir um den

lichterſtrahlenden Baum ſtanden, der kein Tannenbaum war, ſondern für den eine der Dornbaumarten des Landes benützt wurde, und wehmütig das „Stille Nacht, heilige Nacht" ſangen, ging draußen wieder einmal ein Gewitter nieder, das zweite an jenem Tage, und ſein Donner gab den Brummbaß für unſeren Geſang ab. Leutnant Schulze hielt eine Rede, die uns allen zu Herzen ging, dann folgte die Beſcherung, und ſchließlich ſaßen wir alle zuſammen, der Leutnant an der Spitze der Tafel, und feierten das Weihnachtsfeſt mit Eſſen, Trinken und Plaudern.

Eine große Überraſchung aber hatte ſich der Leutnant noch für einen Teil unſerer Beſatzung aufgeſpart. Als wir nämlich abgegeſſen hatten, zog er einen Brief aus der Taſche ſeines Uniformrockes und teilte uns den Befehl des Kommandos mit, daß diejenigen Mannſchaften, die ſich zu ſechsjähriger Dienſtzeit verpflichtet hatten, zur Dispoſition entlaſſen werden ſollten, da durch die Verſtärkung der Schutztruppe es möglich war, weniger Mannſchaften als früher unter den Waffen zu halten. Das bedeutete für uns altgediente Soldaten die Entlaſſung und die Rückkehr von dem vereinſamten Poſten nach Windhuk. Leutnant Schulze teilte mit, unſere Ablöſung würde im Januar erfolgen, da unmittelbar nach den Feiertagen die Reiter von Windhuk abgehen ſollten. So bald ſie bei uns ankamen, konnten wir Dispoſitions-Urlauber den Marſch nach Windhuk antreten.

Wir freuten uns natürlich ſehr, ſo überraſchend von dem einſamen Poſten fortzukommen, und die Kameraden, welche länger dableiben ſollten, beneideten uns nicht etwa, ſondern freuten ſich mit uns. Wir ahnten nicht, daß dies für lange Zeit die letzte Freude ſein ſollte, und noch weniger konnten wir vermuten, daß das Kommando, das wir nun ſo viele Monate auf dem entlegenen Poſten inne gehabt hatten, ein ſo böſes Ende nehmen und noch Opfer an Menſchen fordern würde. Uns ſchien ja unſere Aufgabe überhaupt jetzt ſchon zu Ende zu ſein. Wir mußten noch warten, bis die Ablöſung kam; aber mit unſeren Gedanken und Empfindungen waren wir ſchon wieder in Windhuk. Wir begannen allerlei Pläne zu ſchmieden, was wir unternehmen wollten, denn im Lande mußten wir bleiben. Diejenigen, die ſich zu vierjährigem Dienſte verpflichtet hatten, wurden wahr-

ſcheinlich gleich nach der Heimat entlaſſen, wenn ſie fortwollten. Wir aber konnten uns entweder anſiedeln oder irgend etwas unternehmen. Während der nächſten zwei Jahre mußten wir eben zur Dispoſition der Truppe im Lande weilen.

Von den Geſchenken, die das Kommando aus Windhuk geſchickt hatte, ließ der Stationskommandant einen Teil bis Neujahr aufbewahren. Am Neujahrstage hatten wir eine kleine Parade. Der Stationskommandant hielt eine Rede und ſchloß mit einem begeiſtert aufgenommenen dreimaligen Hoch auf den deutſchen Kaiſer. Dann gab es eine Feſtlichkeit und am nächſten Tage begann wieder der Dienſt, der jetzt nur noch in Patrouillenritten beſtand. Durch die Verfolgung des Wildes hatte ſich dasſelbe ſo weit von der Station verzogen, daß man tagelang reiten mußte, um nur überhaupt eine Wildſpur zu finden.

Bartel aber wollte uns doch noch eine Abſchiedsmahlzeit von Wildbraten verſchaffen und erklärte, er wolle einen mehrtägigen Ritt in die Kalahari unternehmen, um etwas zu ſchießen. Er lehnte jede Begleitung ab, obgleich wir ihm zuredeten, wenigſtens ein paar von den befreundeten Buſchleuten mitzunehmen.

„Was kann mir geſchehen," meinte Bartel; „es iſt Regenzeit und Waſſer finde ich überall. Ja, wenn es trockene, kalte Jahreszeit wäre, dann hätte ich zu fürchten, daß ich kein Waſſer finde und mitſamt dem Pferde zugrunde gehe. Aber jetzt bringt jeder Regen Waſſer und ſollte ich ſelbſt meine waſſerdichte Decke aufſpannen und ſie in ein kleines Baſſin verwandeln, in dem ſich Regenwaſſer für mich und das Pferd anſammelt. Proviant nehme ich mir mit, wenn auch nur für zwei Tage. Dann bin ich in der Wildregion und es wird mir gelingen, nicht nur für euch, ſondern auch für mich etwas zu ſchießen. Ich ſage euch, es wird ein großartiger Abſchiedsſchmaus werden, den ich veranſtalte. Ich werde all meine Kochkunſt aufbieten, um ein Abſchiedsdiner für die Ablöſung zuſtande zu bringen, von dem man noch ſprechen wird, ſolange die Station hier ſteht."

„Nur keine Strauße und keine Aasgeier!" wurde geſcherzt.

„Und ſieh zu, daß du nicht zu alte Antilopenbullen ſchießt!"

„Und keine Totenköpfe!“ höhnte ein anderer und erinnerte damit an einen Scherz, der mit Bartel vor einiger Zeit gemacht worden war. Einer der Baſtards, welcher die Transporte für uns von Windhuk brachte, hatte uns eine neue Art, Hammelsköpfe zuzubereiten, gelehrt, und zwar während einer Zeit, als Bartel gerade auf Patrouille war. Es wurde in einem Loch mit Holz ein Feuer gemacht, bis die Erde vollſtändig durchglüht war, dann wurde der Hammelskopf mit Haut und Haaren auf die glühenden Kohlen gelegt, mit Sand zugeſchüttet und nach einigen Stunden herausgenommen. Wir wunderten uns damals, daß der Baſtard uns beim Öffnen der Grube nicht heranließ und den Hammelskopf zerlegte, der, nebenbei bemerkt, ausgezeichnet ſchmeckte. Erſt ſpäter ſagte der Baſtard Döring und mir, daß ein ſolcher gebratener Hammelskopf täuſchend einem Menſchenkopfe ähnele. Wir machten dann das Experiment auf eigene Fauſt und brachten den gebratenen Hammelskopf auf den Tiſch. Er ähnelte wirklich in ſo abſcheulicher Weiſe einem Menſchenhaupte, daß Bartel, von Ekel ergriffen, die Kaſernenſtube verließ und nicht zu bewegen war, etwas von dem Gericht zu eſſen, trotzdem wir ihm das Fleiſch auch in zerlegtem Zuſtande anboten.

Ohne Mühe erhielt Bartel die Erlaubnis zu dem Jagdausflug von Leutnant Schulze, der ſich noch beſonders darum kümmerte, daß Bartel auch einen Kompaß mit ſich nahm. Unſer Kamerad ſtieg in den Sattel und ein ganzes Salvenfeuer von ſcherzhaften Ratſchlägen und Witzen wurde ihm noch zugerufen. Bartel war in beſter Stimmung und antwortete lachend:

„Wenn ich wieder zurückkomme und euch die ſchönſten Sachen gebraten haben werde, ſollt ihr mir Abbitte leiſten für alle die Witze, die ihr jetzt mit mir macht!“

Dann ritt er fröhlich davon, und weder er noch wir ahnten, daß er in den Tod ging.

Der zweite Tag ſeiner Abweſenheit war verfloſſen und Bartel kehrte nicht zurück. Wir vermuteten, er würde nachts ankommen, aber als er am Morgen des dritten Tages noch nicht wieder da war, wurden wir unruhig. Als auch gegen Mittag nichts von ihm zu ſehen war, baten wir den Stationskommandanten, eine Patrouille

nach der Gegend machen zu dürfen, nach welcher Bartel fortgeritten war.

Holzinger, Döring und ich ritten, nachdem wir uns mit Proviant und Waſſer verſorgt hatten, ab, und lebten immer noch in der Hoffnung, wir würden Bartel, der ſich aus irgendwelchem Grunde verſpätet hatte, begegnen. Aber wir ritten bis gegen Abend, ohne eine Spur von ihm zu ſehen. Wir lagerten uns abſichtlich auf einem der Hügel, welche die Ebene hier und dort durchquerten, und zündeten aus Dorngeſtrüpp ein ſehr hohes Feuer an, das wir ſtundenlang unterhielten, um Bartel, wenn er ſich etwa verritten hatte, ein Zeichen zu geben.

Wir erwogen, um das Feuer ſitzend und unſeren Proviant verzehrend, ob wohl Bartel wirklich etwas Schlimmes begegnet ſei.

„Die Sache iſt nicht ſo gefährlich," meinte Döring. „Daß er ſich verritten haben könnte, glaube ich nicht. Er orientierte ſich ſehr gut, er hatte einen Kompaß und eine Uhr bei ſich. Er kannte auch das Terrain, wenigſtens bis auf eine gewiſſe Entfernung von der Station, durch die vielen Patrouillenritte und Jagdausflüge."

„Ich meine, wenn ihm etwas geſchehen wäre, ſo hätte das Pferd allein den Weg nach der Station genommen," ſagte Holzinger.

„Das iſt nicht geſagt," entgegnete ich. „Das Pferd kann ſich ebenſo den Hals gebrochen haben, wie er. Es gibt überall Wühltiere, wie Schuppentiere, Erdferkel und ähnliches Geſindel, welches Gänge unter der Erde gräbt, die für den Reiter verhängnisvoll werden. Wenn man bei der Verfolgung irgend eines Wildes im vollſten Jagdgalopp auf unterwühltes Terrain gerät, dann kann es einem ſehr ſchlimm gehen. Gerät das Pferd mit ſeinen Füßen in einen ſolchen unterirdiſchen Bau, dann überſchlägt es ſich und Mann und Pferd können den Hals brechen."

„So ſchlimm iſt es ja wohl nicht," meinte Döring wieder; „Bartel wahr ſehr vorſichtig und hat mich bei Jagdausflügen immer wieder darauf aufmerkſam gemacht, wenn die Bodenbeſchaffenheit gefährlich wurde. Auch iſt doch ein ſolcher Sturz nicht immer gleich tödlich für Mann und Pferd. Es gibt einen gehörigen Rumpler, man ſchießt

Kobolz und das Schlimmste ist eventuell, daß das Gewehr unbrauchbar wird."

„Er kann ja auch mit einem Löwen zusammengestoßen sein," meinte ich. „Gerade an einer Wasserstelle kann ein einzelner Reiter ganz plötzlich vor einem Löwen stehen und dann wird die Sache sehr schlimm, besonders wenn der Löwe springt, bevor der Mann zum Schuß kommt."

„Dann wäre das Pferd zurückgekommen. Es ist doch nicht gleich anzunehmen, daß der Löwe Mann und Roß auffrißt," widersprach Döring. „Ich weiß nicht, du bist so sehr geneigt, an ein Unglück zu glauben."

„Das bin ich auch," erklärte ich; „nicht etwa, weil ich irgend eine Ahnung habe, sondern weil ich Bartel kenne. Bartel weiß, daß wir besorgt um ihn sind. Er weiß, daß eine Expedition ausgeschickt wird, um ihn aufzusuchen, und das will er nicht. Er hat es stets vermieden, seinen Kameraden unnütze Mühe zu machen. Dann ist Bartel auch gar nicht so ehrgeizig. Wenn es ihm wirklich innerhalb der zwei Tage nicht gelungen wäre, irgend ein Wild zu erlegen — was gar nicht gut anzunehmen ist —, dann wäre er ruhig nach der Station zurückgekommen, auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden."

„Hoffen wir das Beste," meinte Holzinger. „Es bleibt uns jetzt nichts übrig, als zu ruhen, aber möglichst früh brechen wir auf. Wir wollen dann weiter nach Bartel suchen. Sollte er unterdes nach dem Lager zurückgekehrt sein, so würde man uns doch von dort aus eine Nachricht geben!"

Wir schliefen in der Nacht recht unruhig und besonders ich war um Bartel besorgt. Wenn man jahrelang mit einem Menschen zusammen gelebt hat, wenn man besonders die Gefahren eines fremden Klimas, eines Krieges mit den Eingeborenen zusammen durchgemacht, wenn man Freud und Leid in echter Kameradschaftlichkeit miteinander geteilt hat, dann wächst einem jeder Kamerad ans Herz, er wird einem mindestens so lieb wie ein teurer Verwandter.

Wir brachen am Morgen auf, gleich nachdem wir gefrühstückt hatten. Wir ritten in weiter Entfernung voneinander, so weit, daß wir nur noch den Schall eines abgefeuerten Schusses hören konnten.

Wir hatten Krimstecher und suchten die Gegend vor uns in kurzen Zwischenräumen genau ab. Wir waren bis gegen Mittag geritten, als Holzinger, der auf dem rechten Flügel sich befand, rasch hintereinander zwei Schüsse abgab. Ich wiederholte die Schüsse, da ich in der Mitte ritt und Döring benachrichtigen wollte, der auf dem linken Flügel vorgegangen war. Ich sah bald darauf Döring an mich herankommen und wir eilten zu Holzinger hinüber.

Er hatte einen Fund gemacht, und zwar einen sehr traurigen und beängstigenden: das Pferd Bartels lag tot am Boden.

Es entwickelte starken Verwesungsgeruch, es mußte also schon seit mehreren Tagen tot sein. Trotz des üblen Geruches untersuchten wir das Pferd so genau wie möglich. Es zeigte keine Wunde und keine Verletzung, es war vollständig mit Sattel und Zaumzeug versehen. Der Boden rings herum war weder aufgewühlt, noch zeigte er andere Spuren irgend eines Kampfes.

Wo war Bartel?! Der Proviantbeutel fehlte am Pferde, an dessen Sattel ihn Bartel beim Fortreiten befestigt hatte. Hatte das Pferd einen Hitzschlag bekommen? Es war sonst gar nicht zu erklären, weshalb das Pferd tot dalag. Auch ein plötzlicher Anfall von Pferdesterbe war nicht zu vermuten, denn das Pferd hatte keinen Schaum in den Nüstern. Irgend etwas Geheimnisvolles, Schreckliches mußte geschehen sein! Wir beratschlagten längere Zeit. Wenn Bartel das Pferd plötzlich verloren hatte, mußte er doch naturgemäß seinen Rückweg nach der Station nehmen und jedenfalls wäre er uns dann auf dem Rückmarsch begegnet.

Wir beschlossen, bis zum Abend in drei Richtungen, von dem Pferde aus, nach Bartel zu suchen. Nur die Richtung, die nach der Station zurückführte, sollte von uns nicht ausgekundschaftet werden. Wir verabredeten, bis Sonnenuntergang wieder an der Stelle zurück zu sein, wo das tote Pferd lag.

Ich ritt wieder geradeaus, Holzinger und Döring nach rechts und links. Wir machten jeder einen weiten Bogen, um zu dem verabredeten Platze zurückzukommen.

Als wir uns abends gleichzeitig dem toten Pferde näherten und einander schon sehen konnten, bemerkten wir, daß ein Trupp Busch-

männer eilfertig von dem Kadaver flüchtete. Wir verständigten uns durch Schwenken mit den Hüten. Wir wußten, daß die Buschmänner natürlich das Pferd geplündert hatten. Wir ritten auf sie los und Holzinger feuerte einen Schuß ab. Einer der Buschmänner fiel, die anderen entflohen unter großem Geschrei.

Ich hielt den Schuß Holzingers für ganz zwecklos, und doch sollte er uns, abgefeuert in Aufregung und Schmerz um den verlorenen Freund, von Nutzen werden. Die Buschmänner hatten das Pferd abgesattelt und hatten die ganze Ausrüstung fortgenommen. Als wir zu dem Buschmann kamen, der von der Kugel Holzingers gefallen war, entdeckten wir, daß dieser Halbmensch nur einen Streifschuß am Kopfe hatte, der keineswegs gefährlich war. Der Unglückliche kam bald wieder zu sich, hob flehend die Hände empor, und wir gaben ihm zu verstehen, daß wir ihm nichts tun wollten. Wir verbanden ihn, so gut es ging, gaben ihm Tabak und suchten von ihm herauszubekommen, ob er oder seine Landsleute nicht einen Weißen gesehen hätten, der zu Fuße herumzog. Die Verständigung mit ihm war überaus schwer. Der Buschmann und wir schnitten die fürchterlichsten Grimassen, hielten uns Finger und Faust unter die Nase, schrieben mit den Fingern in der Luft und zeichneten im Sande, und bekamen wenigstens etwas aus dem Buschmann heraus: er deutete uns an, daß das Pferd Bartels durch einen Schlangenbiß gestorben sei.

Das war möglich! Aber sollten wir annehmen, daß auch unser unglückseliger Kamerad durch den Biß einer Schlange ums Leben gekommen war? Dann hätten wir ihn aber doch bei der Schnelligkeit, mit welcher das Schlangengift wirkt, in der Nähe seines toten Pferdes gefunden. Wir machten auch dem Buschmann Zeichen, daß wir trinken wollten, um von ihm zu erfahren, ob es nicht eine Wasserstelle in der Nähe gäbe. Fanden wir nämlich kein Wasser, so mußten wir sofort aufbrechen, um die Wasserstelle zu erreichen, an der wir uns am Abend vorher gelagert hatten. Der Buschmann verstand uns, er schien aber nicht geneigt, uns Auskunft zu geben.

„Die Kerle verraten ja nie eine Wasserstelle," meinte Döring; „besonders den Weißen gegenüber bewahren sie stets das Geheimnis!"

„Ja, ich weiß es genau," sagte auch Holzinger, „sie halten untereinander, besonders aber gegen die Weißen ihre Wasserstellen geheim, schütten selbst Pfützen zu und stecken nur einen Riedhalm in den Sand, durch den sie das Wasser heraussaugen."

Wir beschenkten den Buschmann nochmals mit Tabak und gaben ihm von unserem Proviant zu essen, der ihm sehr gut zu munden schien. Darauf nahm der Buschmann mein Kochgeschirr und ging damit davon. Natürlich folgten wir ihm. Nachdem er ungefähr zehn Minuten gegangen war, bückte er sich zur Erde und fing an, eine Pflanze auszugraben, von der nur drei kleine Blätter über den Sand hinausragten. Als er ungefähr fünfundzwanzig Zentimeter tief gegraben hatte, zog er eine ganz kolossale Rübe aus der Erde heraus. Diese tat er in das Kochgeschirr und zerstampfte sie mit einem Steine. Das Kochgeschirr wurde von einem kühlenden Saft, der in der Rübe sich befunden hatte, fast dreiviertel gefüllt. Der Buschmann trank von dem Saft und machte die Zeichen des Behagens.

Ich wollte auch sofort trinken, aber Holzinger meinte:

„Nein, wartet nur, denn dem Kerl ist nicht zu trauen. Dem kommt es nicht darauf an, sich selbst umzubringen, wenn er uns nur bei dieser Gelegenheit um die Ecke bringen kann."

„Das glaube ich nicht," rief ich, „der Mann ist unser Freund. Wir haben ihn durch die Geschenke gewonnen."

Ich trank von dem Saft, den ich sehr wohlschmeckend und kühlend fand, und bald darauf entschlossen sich auch Döring und Holzinger zum Trinken. Der Buschmann grub noch fünf oder sechs solcher eigentümlichen, tief unter dem Boden wachsenden Rüben heraus, die wir mit in das Lager nahmen. Wir schliefen Nachts, wenn auch etwas unruhig, denn wir wollten uns nicht von dem Buschmann bestehlen lassen. Es war zu vermuten, daß er fortlaufen würde. Er war zwar verwundet, aber bei diesen Leuten will das nicht viel sagen. Als wir aber morgens erwachten, lag er noch da und grinste uns an. Er zeigte uns eine Stelle, wo eine ganze Anzahl der wässerigen Rüben wuchs, und unsere Pferde fraßen sie mit großer Gier.

Wir berieten, ob wir nach der Station zurückkehren oder weiter nach Bartel suchen sollten. Jetzt, nachdem wir die wässerigen

Rüben gefunden hatten, brauchten wir uns nicht einmal um Waſſerſtellen zu kümmern, beſonders da uns der Buſchmann durch Zeichen mitteilte, ſolche Rüben gäbe es in der Gegend allenthalben. Er deutete auch an, daß er mit uns gehen wolle. Wir waren überzeugt, er habe unſere Abſicht begriffen, nämlich, daß wir den Weißen, der zu dem toten Pferde gehörte, ſuchten. Wir beabſichtigten, in einem großen Bogen zur Station zurückzukehren. Es war anzunehmen, daß Bartel, wenn er lebte, nach dem Verluſt des Pferdes unter allen Umſtänden den Weg dorthin angetreten hatte.

Es gelang Döring, einen kleinen Wildbock zu ſchießen, und gegen mittag, als wir Raſt machten, zeigte uns der Buſchmann ein ſehr ſchmutziges Waſſerloch. Es enthielt trübe Flüſſigkeit, doch war dieſelbe noch zum Kochen verwendbar. Nachdem wir gegeſſen hatten, brachen wir wieder auf und zogen langſam der Station zu.

Auf eine Entfernung von mehreren hundert Metern entdeckte der Buſchmann mit ſeinen ſcharfen Augen einen fremden Gegenſtand auf dem Boden. Er deutete auf denſelben und gab Zeichen des Erſtaunens. Wir konnten trotz unſerer Krimſtecher nicht erkennen, was er meinte und was das für ein Gegenſtand ſei. Wir ſahen nur einen kleinen ſchwarzen Punkt. Als wir näher heranrückten, entdeckten wir, daß es ein Notizbuch ſei; es war das Taſchenbuch des armen Bartel. Kaum hatten wir dieſes Buch gefunden, als der Buſchmann wieder zu krähen und zu ſchreien begann, wir ſahen ganz in der Nähe die Feldmütze und den Karabiner Bartels.

Es dauerte indes noch einen halben Tag, bis wir den unglücklichen Kameraden fanden.

Bartel lag tot auf der Erde. Er mußte ein fürchterliches Ende gehabt haben, denn ſein Geſicht war verzerrt. Nach dem Ausſehen der Leiche zu ſchließen, war der Tod wohl ſchon vor zwei Tagen eingetreten.

Hier war nicht mehr zu helfen. Das Notizbuch aber gab uns Auskunft über den geheimnisvollen Tod des unglückſeligen Kameraden. Wir fanden Eintragungen, die ſich auf Bartels letzte Stunden bezogen.

Da ſtand es klar und deutlich zu leſen:

„Mein Pferd ist von einer Schlange gebissen worden und ist fortgelaufen. Ich habe es einen halben Tag lang gesucht. Als ich es fand, war es bereits tot."

„Ich habe keinen Proviant."

„Ich habe eine Pflanze gefunden, die bittere Nüsse trägt. Ich habe von diesen Nüssen gegessen und ich fürchte, ich bin vergiftet."

„Meine Gedanken verwirren sich zeitweise; ich weiß nicht, wo ich mich befinde und wohin ich gehe."

„Meine tote Mutter ist bei mir gewesen und hat mich getröstet. Ich war in Windhuk und bin wieder zurückgekommen."

„Es ist sehr einsam hier und ich habe nichts zu essen als die bitteren Nüsse."

„Warum kommt niemand und wer hat mich hierher gebracht?"

„Lebt alle wohl, ich bin verloren, ich bin vergiftet und werde wahnsinnig."

„Vor meinen Augen ist es schwarz, ich kann nicht mehr schreiben."

„Das Meer kommt, das Meer, und alles ertrinkt. Ich werde mich durch Schwimmen . . . ."

Hier brachen die Aufzeichnungen ab.

Es war aus ihnen klar ersichtlich, daß Bartel zeitweise seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen war. Das erklärte auch, daß er nicht den Weg zur Station einschlug, trotzdem er den Kompaß in seiner Tasche hatte. Er muß eine Zeitlang im Kreise herumgelaufen sein, dann hat er wohl apathisch dagesessen oder gelegen. Wir fanden noch in der Tasche seiner Litewka zwei grüne Nüsse, bei deren Anblick der Buschmann in lautes Geschrei ausbrach. Aus seinen Gestikulationen entnahmen wir, daß diese Nüsse giftig waren. Sie mußten kein schnelltötendes Gift enthalten, sie hatten aber jedenfalls eine Betäubung bei Bartel hervorgerufen und ihn der klaren Überlegung beraubt. Infolgedessen aß er immer wieder von den Nüssen und ging so an der langsamen Vergiftung zugrunde. Wenn es einen Trost für uns gab, so war es der, daß er in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht mehr bei Bewußtsein gewesen war und keine Ahnung davon hatte, was mit ihm geschah.

Wir konnten nicht daran denken, die Leiche des unglücklichen

Kameraden nach der Station zu transportieren. Es war in der Nacht vorher ein ſtarkes Gewitter niedergegangen, die Sonne hatte am Tage furchtbar gebrannt, die Leiche begann bereits zu verweſen. Wir gruben ein Grab, legten den armen Bartel hinein und ſchaufelten das Geröll auf ihn. Dann holten wir Steine herbei und legten ſie auf das Grab nieder, damit die Hyänen nicht die Ruhe des armen Toten ſtörten. Wir feuerten dreimal unſere Gewehre über den Steinhügel ab und verrichteten ein ſtilles Gebet. Dann beſtiegen wir unſere Pferde und brachen nach der Station auf.

Wir waren während der nächſten zwei Tage alle einſilbig, jeder hatte mit ſeinen Gedanken zu tun. Jetzt in dem Augenblicke, in dem wir zur Dienſtentlaſſung kamen, wo nach menſchlichem Ermeſſen die Zeit der Gefahren und Strapazen vorüber war, hatten wir noch einen lieben Freund verloren, und doch ſollte er nicht das einzige Opfer ſein, das dieſe Tage von uns forderten.

Unſer langes Ausbleiben hatte natürlich in der Station beunruhigt, und es wurde uns eine ſtarke Patrouille entgegengeſchickt. Bei dieſer befand ſich einer der Reiter, die erſt mit der letzten Verſtärkung herangekommen waren. Er ſah uns zuerſt und jagte auf uns zu. Er war wohl nicht genug mit den Gefahren des Bodens vertraut. Als der Mann hundert Meter von uns entfernt war, brach das Pferd plötzlich auf der Vorderhand zuſammen und überſchlug ſich. Pferd und Reiter blieben liegen, und als wir eilfertig heranjagten und aus den Sätteln ſprangen, ſahen wir, daß der unglückliche Reiter ſich das Genick gebrochen hatte. Das Pferd hatte beide Vorderbeine gebrochen und mußte ſofort erſchoſſen werden. Es war mit beiden Füßen unglücklicherweiſe in den unterirdiſchen Bau von ſogenannten Erdmännchen geraten, die in Südafrika das Reiten in ſcharfer Gangart an gewiſſen Stellen lebensgefährlich machen. Wir brachten die Leiche des Kameraden nach der Station zurück und am nächſten Tage fand die Beerdigung ſtatt.

Die beiden Todesfälle ſo raſch hintereinander hatten eine ſehr gedrückte Stimmung bei der geſamten Beſatzung erzeugt. Es kam uns vor, als ſchwebe das Unglück wie eine große dunkle Wolke über unſerer Station. Die Ungeduld, mit der wir auf die Ablöſung warteten,

war fast unerträglich. Jeder von uns sehnte sich so bald wie möglich von dem Ort des Schreckens weg, fürchtend, daß auch ihn noch der Tod ereilen könnte.

Endlich kam die Ablösung und mit ihr ein Ochsenkarren. Zwei Tage später rückten wir, nach herzlicher Verabschiedung von den zurückbleibenden Kameraden, von der Station am Epukiro ab. Auch jetzt noch verfolgte uns das Pech. Wir hatten auf der Station zufälligerweise keine Schlachtochsen, auch die Vorräte von Biltong waren fast zu Ende gegangen und so konnte uns nur wenig Fleisch mit auf den Weg gegeben werden.

Aber es war ja Regenzeit! Vor Wassermangel brauchten wir uns nicht zu fürchten, die Ochsen brauchten keine Entbehrungen zu erleiden und wir konnten hoffen, bald in Windhuk zu sein. Da es viel Wasser gab, war auch anzunehmen, daß wir auf Wild stoßen würden.

Aber das Unglück verfolgte uns, die Regengüsse waren fast ausnahmslos Wolkenbrüche, und wiederholt mußten wir an Flußbetten Halt machen, weil wir durch die reißenden Wasser nicht hindurch konnten. Da ringsum alles überschwemmt war, gab es auch kein Wild in unserer Nähe, und so lebten wir denn von Kaffee und Hartbrot, bis die uns begleitenden Hottentotten auf die Jagd nach Ochsenfröschen gingen.

Der Ochsenfrosch hat bekanntlich seinen Namen daher, daß er mit tiefer, dumpfer Stimme über alle Maßen laut quakt, so daß aus der Entfernung sein Schrei wie Ochsengebrüll klingt. Er ist ein Riesenfrosch, der bis zwanzig Zentimeter lang wird. In den Pfützen und Überschwemmungstümpeln fand er sich in großer Menge. Die Hottentotten und die Bastards schlachteten die Frösche, zogen ihnen die Haut ab, nahmen sie sauber aus und brieten sie dann. Sie sagten uns, sie schmeckten sehr gut, aber der Ekel war so groß, daß wir uns lange nicht entschließen konnten, diesen Braten zu essen. Aber schließlich siegte doch der Hunger über den Ekel, und wir überzeugten uns, daß die Ochsenfrösche sehr gut schmeckten. Man gewöhnt sich in Afrika an alles, auch an das, was wir in Deutschland verschmähen würden, und ich kann es mir heut manchmal noch nicht vorstellen, wie wir es

fertig brachten, uns an den Ochsenfröschen zu delektieren. Aber man ißt ja auch in Europa Froschkeulen, die allerdings sehr zart sind. Das Fleisch der Ochsenfrösche ist derber.

Vier ganze Wochen brauchten wir zu dem Rückmarsch nach Windhuk, und als wir von der letzten Bergeshöhe die immer freundlicher und schöner werdende Hauptstadt zu unseren Füßen liegen sahen, dankten wir Gott, daß uns nicht noch schlimmeres Unglück auf unserem Wege widerfahren war und daß wir wenigstens glücklich alle wieder in kultivierte Gegenden kamen.

Achtzehntes Kapitel.

Beim Eisenbahnbau.

Als wir in Windhuk eintrafen, fanden wir die Kameraden, die mit uns im Jahre 1894 nach Deutsch-Südwestafrika gekommen waren, und die sich nur auf vier Jahre verpflichtet hatten, bereits in Zivil. Sie konnten nach Hause fahren, wenn sie wollten, und wurden auf Kosten der Regierung nach Swakopmund und dann nach der Heimat befördert. Wir zur Disposition Entlassenen konnten uns jetzt einem bürgerlichen Berufe widmen. Auch ein Teil der Kameraden, die mit ihrer Dienstzeit fertig waren, wollte nicht nach Hause, sondern hatte die Absicht, sich als Farmer, Viehzüchter, Frachtfahrer oder Handwerker in der Kolonie niederzulassen. Ein Teil von ihnen fand auch bei der Regierung und bei den Gerichten als Unterbeamte und Schreiber Anstellung.

Döring und ich hatten uns ein ganz hübsches Sümmchen Geld gespart, und das verdankten wir vor allem den Kommandos auf entlegene Posten. Auf diesen einsamen Stationen gab es gar keine Gelegenheit, Geld auszugeben. Döring meinte, es wäre das beste, wenn wir uns von unseren Ersparnissen ein großes Ochsengespann und einen Wagen anschafften und wenn wir beide Frachtfahrer werden würden. Wir kannten die Gegend zwischen Windhuk und Swakopmund sehr genau, hatten auch etwas vom Wagenfahren und Behandeln der Ochsen gelernt und diese Beschäftigung brachte viel Geld ein. Die Frachtfahrer bekamen damals für hundert englische Pfund von Swakopmund bis Windhuk vierzehn Mark. Man hatte auch immer Rückfracht von Windhuk nach Swakopmund, und wenn wir einige Jahre lang die Frachtfahrerei betrieben, konnten wir mit einem sehr an-

ständigen Überschuß uns vom Geschäft zurückziehen. Vorausgesetzt war natürlich dabei, daß wir nicht besonderes Unglück hatten.

Es erwies sich als sehr vorteilhaft für uns, daß wir nicht sofort Wagen und Gespann kaufen konnten, denn hätten wir uns die Ochsen angeschafft, so wären wir binnen kurzem vollständig verarmt, unsere Ersparnisse wären ganz und gar verloren gewesen. Die Kolonie wurde nämlich von einem schweren Unglück betroffen: die Rinderpest brach aus und zwar in einer verheerenden Weise. Wohl hatte die Regierung die Grenzen durch Kommandos — wie wir auch eins an der Grenze der Kalahari innehatten — gesichert, aber in diesem Lande der Überraschungen versagen alle Sicherheitsmaßregeln. Die Rinderpest kam nicht über die Grenzen, sondern sie brach mitten im Lande aus und sie verbreitete sich mit Blitzesschnelle. In wenigen Wochen waren tausende von Haupt Rindvieh, Ochsen, Kühe und Kälber, dahingerafft, und das ganze Land stand vor einer schweren Katastrophe. Die Regierung tat, was sie konnte. Es wurden in den von der Seuche befallenen Orten Desinfektions-Anstalten eingerichtet, der Verkehr zwischen den Ortschaften wurde beschränkt und Weiße wie Eingeborene konnten nur mit Passierschein ihren Bezirk verlassen. Von Berlin wurde der berühmte Professor Koch berufen, um mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft die Seuche zu bekämpfen, und seine „Impfungen" haben ja auch Erfolg gehabt. Vorläufig aber entstand für das Land ein großer Schaden, ja, man mußte darauf gefaßt sein, daß eine Hungersnot ausbrach. Es fehlte durch die Rinderpest an Schlachtvieh, dann aber auch an Zugochsen. Da außerdem aber wegen der Absperrungsmaßregeln gegen die Rinderpest und ihre Verbreitung das Fahren mit den Ochsenwagen sehr behindert war, entstand eine derartige Verkehrsstockung zwischen Swakopmund und Windhuk, daß die Hauptstadt des Landes ohne alle Sendungen von der Küste blieb. Es mußte irgend etwas geschehen, um nicht nur jetzt, sondern auch für die Zukunft Abhilfe zu schaffen. Auf Antrag der Landesregierung bewilligte der deutsche Reichstag mit anerkennenswerter Geschwindigkeit das nötige Geld zum Bau einer schmalspurigen Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk, über eine Entfernung von ungefähr vierhundert Kilometern. Die Leitung des

Baues sollten Offiziere und Unteroffiziere der deutschen Eisenbahnbrigade übernehmen, die auch bald mit ganzen Schiffsladungen von Eisenbahnmaterial in Swakopmund eintrafen.

Mit unserer Frachtfahrerei war es nun nichts, aber die Regierung brauchte landeskundige Führer für die Eisenbahnoffiziere, und als Döring und ich uns meldeten, wurden wir sofort von der Regierung mit einem Monatsgehalt von einhundertundfünfzig Mark und freier Verpflegung angenommen. Außer uns meldete sich noch eine ganze Anzahl disponibler Schutztruppler, die in Windhuk zurückgeblieben waren. Sofort wurden wir mittels Ochsenwagen nach Swakopmund befördert, wegen der Verkehrsstockung aber und weil die Ochsen eines Bezirks nicht über die Grenzen desselben hinausgehen durften, brauchten wir zwanzig Tage zum Zurücklegen dieser Strecke.

Der Anblick von Swakopmund brachte uns eine gewaltige Überraschung. Wir erkannten den Ort nicht wieder. Wo bei unserer Landung vor vier Jahren die Wellblechbude der Stationsmannschaften gestanden hatte, war eine große Militärkaserne errichtet worden. Der Wellblechschuppen der Firma Mertens & Sichel hatte sich in ein Warenhaus verwandelt, das allerdings nur aus Holz erbaut war, das aber mit seinen Türmen, die auch an anderen privaten und Regierungsgebäuden nicht fehlten, einen sehr stattlichen Eindruck machte. Die deutschen Militär-Eisenbahner und das Baumaterial waren schon in Swakopmund, und sofort wurden die verfügbaren Kräfte in drei Abteilungen formiert. Die eine der Abteilungen, das Unterbau-Kommando, übernahm den Empfang des Baumaterials, das von Deutschland eintraf, blieb als Verwaltungsstelle in Swakopmund und sorgte für die Anwerbung von eingeborenen Arbeitern, sowie für die Verproviantierung und den Nachschub von Baumaterial für die zweite Abteilung, die Bauspitze, welche sofort von Windhuk aus mit der Herstellung der Eisenbahnstrecke begann. Das dritte Kommando, zu dem auch ich gehörte, die sogenannte Trassier-Abteilung, hatte die Aufgabe, von Nonidas aus die Eisenbahnlinie bis Windhuk auszumessen und festzustellen. Das Trassier-Kommando bestand aus sieben Weißen und dreißig Eingeborenen, meist Hereros. Führer war Oberleutnant Kecker von der Eisenbahn-Brigade.

Eine kurze Erklärung wird genügen, um die Aufgabe klar zu machen, die unserm Trassier-Kommando zugefallen war.

Bevor man an den Bau einer Eisenbahnlinie geht, muß man natürlich den Weg feststellen, den diese Linie durch das Land nehmen soll. Diese Linie heißt in der Eisenbahnbaukunst Trasse, von dem französischen „trace“. Die idealste Trasse ist die gerade Linie zwischen dem Anfangs- und dem Endpunkt der Bahn, denn bekanntlich ist die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten. Je kürzer eine Eisenbahnlinie ist, desto weniger Geld kostet sie, aber eine solche ideale Trasse wird man nur in einer Ebene finden, die flach wie ein Billard ist. Da, wo Gebirge und Flußläufe Hindernisse bilden, würde die geradlinige Trasse durch den Bau vieler Brücken, Viadukte, hoher Dämme, Einschnitte und Tunnels natürlich Kosten verursachen, die geradezu unerschwinglich sein würden.

Wir mußten also bei Feststellung der Trasse von Nonidas bis Windhuk einerseits den nächsten Weg nach Windhuk suchen, andererseits aber mußten wir allen Hindernissen so viel wie möglich aus dem Wege gehen, und das war eine doppelte Aufgabe, deren Lösung manchmal große Schwierigkeiten bereitete. Der Swakopfluß und seine Nebenflüsse wanden sich manchmal in hundertfachen Krümmungen durch die steilen, zerklüfteten Ufer. Man mußte diesen Flußwindungen ausweichen, mußte sie umgehen und doch dafür Sorge tragen, daß keine allzugroßen Umwege entstanden. Die Hereros erwiesen sich beim Ausmessen und beim Aufstellen der mit Strohwischen versehenen Markierstangen sehr anstellig. Die Arbeit war abwechselungsreich und nur für den leitenden Offizier besonders schwer, der aus dem Kartenzeichnen gar nicht herauskam. Sehr schwierig wurde die Arbeit für uns, als wir in das Gebirge kamen. Um einen Kilometer weiter mit der Trassierungslinie zu kommen, mußten wir manchmal hunderte von Kilometern hin und her laufen und Umwege machen.

Es wäre aber alles zu ertragen gewesen, wenn nicht das Fieber bei unserem Trassierkommando ausgebrochen wäre. Besonders unangenehm trat die Krankheit bei den Weißen auf, und das Schlimmste war das Erbrechen, von dem das Fieber diesmal in auffallender Weise begleitet war. Wir kamen so von Kräften, daß manchmal

die Arbeiten eingestellt werden mußten. Man genas, half dann bei der Pflege der erkrankten Kameraden und wurde wieder krank, und so schleppten wir uns denn unter Strapazen, Mühseligkeiten und körperlichen Leiden, zu denen natürlich auch eine tiefe seelische Depression kam, in neun Monaten nach Windhuk, wo wir dann noch den Platz feststellten und zum Teil ausschachteten, auf dem der Bahnhof angelegt werden sollte.

Ich war mit meinen Kräften zu Ende und kam wieder einmal in das Lazarett in Windhuk. Ich hatte nicht allein mit dem Fieber, sondern auch mit schweren rheumatischen Leiden zu kämpfen, die nicht weichen wollten. In der Zwischenzeit hatte es wieder einen Aufstand gegeben. Diesmal waren es die Zwartbooi-Hottentotten, die Schwarzhütler, deren Gebiet im Norden, nördlich von den Hereros, liegt. Zu den Zwartbooi-Hottentotten hatten sich die verbrecherischen Elemente der Hereros, die im Jahre 1896 gegen uns gefochten hatten, ebenso die Überreste der Khauas-Hottentotten geflüchtet, und diese ehemaligen Genossen Lamberts und der erschossenen Häuptlinge Nikodemus und Kahimema hatten die Niederlagen, die sie durch uns erlitten hatten, nicht vergessen. Sie rächten sich dadurch, daß sie Räubereien gegen diejenigen Farmer und Viehzüchter unternahmen, die sich in der fruchtbaren Gegend bei Otyo, südlich von der Etoscha-Pfanne, angesiedelt hatten. Plötzlich war der Krieg ausgebrochen, und da es unter den Hereros wieder zu gähren begann, war die Lage der Kolonie wieder einmal recht kritisch. Aber noch war Hauptmann von Estorff da, der mit seiner ersten Kompagnie allein den Feldzug gegen die Zwartbooi-Hottentotten unternahm und zu einem siegreichen Ende führte. Er hatte allerdings starke Verluste und wurde selbst aufs neue verwundet, aber der Aufstand wurde doch niedergeschlagen. Die Überreste der Khauas und aufrührerischen Hereros wurden vollständig vernichtet und die Gefangenen wurden nach Windhuk geschafft, wo sie für die Regierung Arbeiten verrichten mußten. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Expedition zur Unterdrückung eines Aufstandes von Eingeborenen die letzte gewesen ist, die unternommen werden mußte.

Als ich endlich genesen war und mich wieder zum Eisenbahndienst

meldete, vertraute man mir mit Rücksicht darauf, daß ich noch Erholung brauchte, einen Eisenbahn-Viehposten an, und zwar wurde ich nach Nawas, eine Reitstunde von Jakalswater entfernt, geschickt. Jakalswater liegt ungefähr halbwegs zwischen Swakopmund und Otyimbingwe. Auf dem Eisenbahn-Viehposten war ich ganz selbständiger Herr und Kommandeur von vierzig Eingeborenen. Unter diesen befanden sich Bastards, Hereros, Damaras und Hottentotten. Sie dienten als Treiber, Tauleiter, Wagenführer, Wächter und Viehhüter. Ich hatte auf dem Viehposten ungefähr fünfhundert Stück Vieh zu beaufsichtigen, und zwar gegen zweihundert Stück Zugochsen, welche in acht Gespanne zu vierundzwanzig Stück eingeteilt waren. Dazu kam Schlachtvieh, Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, ferner vierzig Maulesel und einige Reitpferde. Ich hatte die Aufgabe, das Vieh zu überwachen, dafür zu sorgen, daß es getränkt wurde und das nötige Futter fand, zu verhindern, daß es davonlief, hatte genau Buch über die ein- und ausgehenden Stücke von Zug- und Schlachtvieh zu führen. Jedes Stück, das neu nach dem Posten kam, wurde, wenn es Ochse, Pferd oder Maulesel war, auf dem linken Hinterschenkel mit dem Eisenbahnzeichen gebrannt. Dieses bestand in einem geflügelten Rade mit einer darüber schwebenden Krone. Die Maulesel lösten sich im Tagesdienst ab und hatten die Wasserwagen nach den Arbeitsplätzen zu fahren, wo Weiße und Eingeborene stationiert waren und wo es nicht Quellen oder Sammelbassins gab. Natürlich hatte ich auch dafür zu sorgen, daß die Wasserfässer mit gutem Wasser auf der Station gefüllt wurden und daß sie regelmäßig ihre Fahrten unternahmen. Die Ochsengespanne hatten das Baumaterial von Swakopmund oder später von der Bauspitze, bis wohin es auf der schon fertigen Eisenbahnstrecke gebracht wurde, in das Innere des Landes zu befördern.

Ich hatte also mit meinen fünfhundert Tieren und vierzig Eingeborenen eine Menge Arbeit und Umständlichkeit. Schon die Wasserversorgung der fünfhundert Tiere war keine Kleinigkeit. Ich mußte durch meine Leute ganze Teiche in der Nähe des Swakopflusses graben lassen, um die Tiere genügend tränken zu können. Nachdem ich mich aber mit dem Dienst erst vertraut gemacht hatte, gewann ich Zeit zur Jagd und ich mußte sie ausüben, weil mir durch Raubzeug zeitweise

großer Schaden an Schafen, Ziegen und selbst an Kälbern geschah. In erster Linie war es die Hyäne, die mir große Unannehmlichkeiten bereitet hatte.

Eines der widerwärtigsten Geschöpfe, die es in der Welt gibt, ist die Hyäne, und man findet wohl kein Lebewesen, das diesem Tiere nicht gram und feind wäre. Wenn man eine Zeitlang in Südafrika gelebt hat, sammelt sich im Europäer eine wahre Wut gegen dieses feige, stinkende, widerwärtige Vieh an. Man macht die erste unangenehme Bekanntschaft mit ihr durch ihr Geschrei, das einen in den ersten Nächten nicht schlafen läßt, oder wenn man zur Ruhe gegangen ist, immer wieder aufschreckt. Je näher man aber dieses abscheuliche Tier kennen lernt, desto erbitterter wird man gegen dasselbe. Es kommt in Südafrika sowohl die gestreifte wie die gefleckte Hyäne vor. Die Grundfarbe des Pelzes ist grau oder rötlich, mit unregelmäßigen braunen oder schwärzlichen Querstreifen. Beine und Schwanz sind gewöhnlich schwärzlich, das Gesicht grauschwarz; doch kommen alle möglichen Verschiedenheiten in der Färbung vor. Die ungebildeten Holländer, welche zuerst nach Südafrika kamen, haben der Hyäne den sonderbaren Namen „Wolf" beigelegt, trotzdem sie vom Wolfe so gar nichts hat. Viel mehr ähnelt sie einem Schweine. Der Kopf erinnert mit seinem Gebiß an den Hund, mit dem hinteren Teile von den Augen bis zu den Ohren an das Schwein. Die dunklen, tückischen, lichtscheuen Augen geben diesem Kopfe ein noch widerwärtigeres Aussehen, als er schon durch seinen Bau hat. Das Haar ist struppig, der Rücken gebogen, die ganze Figur häßlich, vorn höher als hinten. Die gesträubte Mähne, die vom Hinterkopfe fast über den ganzen Rücken geht, vermehrt den unsauberen Eindruck, den das Tier macht. Selbst in den Sagen der Eingeborenen Südafrikas kommt die Abneigung gegen die Hyäne zum Ausdruck, wie dies folgende Fabel der Eingeborenen beweist:

„Vor Zeiten waren Leopard und Hyäne einfarbig. Der Leopard nun, der einigermaßen putzsüchtig war, fragte hier und dort, ob nicht jemand im Lande sei, der ihm sein einfarbig Gewand verzieren könne, und als man ihn deshalb an einen Mann verwies, ging er zu ihm und fragte ihn, ob er die Arbeit unternehmen wolle und

was er dafür beanspruche. Der Mann sagte zu und verlangte einfach Fleischnahrung zugebracht zu erhalten. Der Leopard, sehr erfreut, ging sofort ans Werk und schleppte Tag um Tag Schafe, Ziegen, Antilopen herbei, bis der Mann genug hatte und ihn zum Danke über und über mit Flecken bemalte. Und als der Leopard an der Schönheit seiner neuen Tracht zweifelte, sagte ihm der Mann, er solle durchs Dorf laufen und hören, was die Leute sagten. So tat er und hörte, daß die Leute ihn beneideten und sein schönes Fell anstaunten. Auf seinem Wege zum Walde begegnete er der Hyäne, die ihn ebenfalls bewunderte und fragte, ob auch sie sich bemalen lassen könne. Der Leopard verwies sie an jenen Mann, der ihr dieselben Bedingungen stellte, wie dem Leoparden. Die Hyäne, ihrer Kraft bewußt, fing nun an zu jagen und brachte Wild und Schafe ein. War aber der Leopard freigebig, so war die Hyäne habsüchtig; von allem Wilde fraß sie zunächst die besten Teile und brachte nur den Rest zum Maler. Als nun die Zeit zum Bemalen gekommen, bemalte sie der Mann mit so häßlichen Farben und in so häßlichem Muster, daß sie zum Gespötte der Leute wurde. Und das ist sie bis heute geblieben."

Das Gebiß der Hyäne ist stumpf, aber die Muskeln ihrer Kinnladen und ihres Halses sind so stark, daß es fast unmöglich ist, ihr das zu entreißen, was sie einmal gepackt hat. Dabei ist ihr Hals steif, und im Altertum behauptete man, ihr ganzer Hals bestünde aus einem Knochen, während sie in Wirklichkeit sieben Halswirbel hat. Die Hyäne ist überaus gefräßig und der Hunger macht dies feige Geschöpf zeitweise mutig. Wie feig die Hyäne ist, wenn sie einzeln dem Menschen gegenüber steht, habe ich in Südafrika durch einen Kameraden kennen gelernt. Diesem trat während der Trassierung der Eisenbahn im klippenreichen Gebirge eine Hyäne in den Weg. Er ging auf sie los, schnitt ihr jeden Ausweg ab, und die Hyäne war feige genug, sich ohne Widerstand von dem Kameraden mit einem Taschenmesser abstechen zu lassen. Allerdings war der Kamerad, Namens Schulz, früher im österreichischen Forstdienst gewesen und verstand es, mit Raubzeug umzugehen.

Ist ein Rudel Hyänen zusammen, dann wäre es auch wohl für einen Menschen gefährlich, ihnen in dunkler Nacht unbewaffnet zu

begegnen. Die hungrige Hyäne soll sich sogar Menschen aus dem Lager nachts herausholen; ich selbst habe Ähnliches aber nicht erlebt. Jedenfalls wird die Hyäne aber dem Vieh sehr gefährlich. Rudel von Hyänen fallen selbst Ochsen des Nachts an und den Kühen beißt die Hyäne mit Vorliebe das Euter ab. Schafe, Ziegen, Kälber sind vor ihr ebenfalls nicht sicher. Bei Tageslicht bekommt man die Hyäne fast niemals zu Gesicht, sie ist ein Nachttier, das am liebsten auf Aas geht und durch Vertilgung des Aases entschieden Nutzen bringt. Eigentümlich ist die Friedfertigkeit und Verträglichkeit zwischen Aasgeiern und Hyänen, man sieht sie an größeren Stücken gefallenen Wildes oder Viehes gemeinsam fressen. Die Eingeborenen behaupten, sowohl der Aasgeier wie die Hyäne entwickelten durch ihre Nahrung einen derartig widerwärtigen Aasgeruch, daß sie einander als Fraß nicht begehrlich erschienen.

Man fängt die Hyäne in der Falle oder man legt Selbstschüsse, nicht etwa in der Absicht, irgend einen Vorteil von der Hyäne zu haben — denn sowohl ihr Fleisch wie ihr Fell sind unverwendbar —, sondern nur, um sich dieses widerwärtige Raubtier vom Halse zu halten und um das Vieh in den Kraalen vor Schaden zu bewahren. Mit Selbstschüssen sind Hyänen leicht zu erlegen, denn kein Tier geht so plump in jede Falle, wie dieses gefräßige Vieh.

Uns brachten die Hyänen dadurch zur Verzweiflung, daß sie immer in die Fallen und in die Selbstschüsse gingen, die wir für die Tiger angelegt hatten. Es machte uns nicht einmal mehr Spaß, eine solche Bestie zu fangen, denn wir hatten nur die Mühe, sie totzuschlagen und zu vergraben. Eines Morgens fand ich in der Falle eine Hyäne, die sich nur mit dem Vorderfuße in dem Eisen gefangen und dabei eine leichte Verletzung zugezogen hatte. Ich wollte einen Versuch machen, ob die sehr junge Hyäne nicht zu zähmen wäre, offen gesagt hoffte ich, es würde möglich sein, mit Hilfe der gezähmten Hyäne sich ihre wilden und ungezähmten Geschlechtsgenossen vom Leibe zu halten. Meine Kaffern fesselten die Hyäne, während sie noch im Eisen lag, derartig mit Ochsenstricken, daß sie sich gar nicht bewegen konnte. Zum Abzeichen, daß sie uns gehöre, wurde sie leicht mit dem Eisenbahnstempel gebrannt. Ich verband ihr die gequetschte Pfote, fütterte

sie gut, machte ihr aus Lederriemen ein Halsband und legte sie an eine Kette, die an einem Baume festgebunden wurde. Bissig war das Tier nicht; es wurde gut gefüttert und es schien sich in sein Schicksal ergeben zu haben. Wir irrten uns aber, sie dachte fortwährend an ihre Freiheit, und eines Tages gelang es ihr, den Kopf aus dem Halsband zu ziehen und zu entwischen. Ich bin neugierig, was der Eingeborene sich gedacht haben mag, der vielleicht die Hyäne fing oder auf der Jagd erlegte und bei ihr dann den Eisenbahnstempel auf dem linken Hinterschenkel fand.

Mit den Tigern hatte ich anfangs große Schwierigkeiten. Eines Tages kam der Viehwächter vom Felde, zitternd vor Schreck, mit der Mitteilung, daß in seiner Gegenwart ein Tiger in die Schafherde eingebrochen sei und ein Stück Vieh totgebissen habe; der Tiger halte sich noch in der Nähe auf.

In der Tat pflegt der Tiger das erbeutete Stück Vieh nicht weit zu schleppen; er ist zu gierig nach dem Blute. Er beißt dem Tiere die Halsschlagadern durch, saugt das Blut aus und schleicht sich dann fort, um sich zu verstecken. Erst gegen Abend kommt er zurück, um dann seine Beute zu fressen. Mit dem Militärgewehr Modell 88, das mir das Eisenbahnkommando geliefert hatte, bewaffnet und genügend mit Patronen versehen, brach ich sofort auf, um den Tiger zu erlegen. Ein Teil meines Personals, der sich mit Knütteln und Äxten bewaffnet hatte, folgte mir. Nachdem wir, am Swakopflusse entlang, eine halbe Stunde gegangen waren, zeigte mir der Wächter die Stelle, wo der Überfall stattgefunden hatte. Das totgebissene Schaf lag noch da, aber von dem Tiger war nichts zu sehen. Auch die Eingeborenen waren überzeugt, daß er in der Nähe sei, und wir begannen die Umgegend abzusuchen. Wir stellten fest, daß der Tiger nur im hohen Riedgras, also Schilf, das im Flußbett selbst wächst, sich versteckt haben konnte.

Ich machte mich schußfertig und meine Trabanten warfen Steine in das Riedgras; der Tiger kam aber nicht heraus. Endlich steckten wir das Schilf in Brand und prasselnd schlugen die Flammen empor. Ganz plötzlich, als wir schon glaubten, der Tiger sei nicht mehr im Riedgras, sprang er heraus und verschwand zwischen den Klippen des

Flußbettes mit solcher Geschwindigkeit, daß ich gar nicht mehr hinter ihm her schießen konnte.

Auf meine Meldung erhielt ich vom Kommando zwei Raubtierfallen geliefert, welche ich so sorgfältig wie nur möglich aufstellte. Die Tiger aber schienen gar keine Neigung zu haben, in die Falle zu gehen. Es dauerte vierzehn Tage, ohne daß wir irgend welchen Fang gemacht hätten. Dann kam aber eines Morgens früh, als ich noch im Schlafe lag, einer meiner Leute, ein Bastard namens Stephanus, und schrie mich an:

„Herr, Herr, schnell! Ein Tiger ist im Eisen!"

Ich bekleidete mich nur notdürftig, nahm Gewehr und Patronen und eilte nach der ziemlich weit entfernten Fangstelle. Schon von weitem hörte ich ein wütendes Kreischen und Brüllen und bald sah ich auch in einiger Entfernung einen prachtvollen Tiger in der Falle stecken. Ich wollte sofort an ihn heran, aber meine Leute hielten mich mit Gewalt zurück:

„Bania kwei, Mister, bania kwei!" („Sehr böse, Herr, sehr böse!")

Stephanus machte mich darauf aufmerksam, daß ein Tiger in seiner Wut sich manchmal ein Bein, mit dem er in die Falle geraten ist, selbst abbeißt, nur um auf den Menschen, der sich ihm nähert, loszuspringen. Ich machte mein Gewehr schußfertig und schlich mich vorsichtig an den Tiger heran. Ich überzeugte mich, daß er mit beiden Hinterbeinen in der Falle saß und zwar so fest, daß er sich nicht losmachen konnte. Als ich mich ihm aber bis auf wenige Schritte genähert hatte, sprang mir die wütende Bestie mitsamt der Falle entgegen, so daß ich vor Schreck zurückfuhr. Zum Glück hatte ich die Kette, an welcher die Falle hing, an einen Stein befestigen und diesen tief in die Erde eingraben lassen. Hätte ich diese Vorsichtsmaßregel nicht gebraucht, so wäre wahrscheinlich der Tiger in seiner rasenden Wut mitsamt der Falle auf mich losgesprungen. So hielt ihn die Kette zurück. Ich trat ganz nahe an die fauchende Bestie heran und schoß ihr eine Kugel durch den Kopf.

„Ajoh! Ajoh!" riefen die Hottentotten und Hereros und erhoben ein Geschrei, das beinahe noch fürchterlicher war, als das Gebrüll,

das der Tiger vorhin ausgestoßen hatte. Die Beute wurde aus der Falle geschraubt und in das Lager geschleppt. Ich war natürlich stolz darauf, den ersten Tiger erlegt zu haben, und ich maß ihn sorgfältig, um zu finden, daß er vom Kopfe bis zur Schwanzspitze 2,80 Meter hatte.

Mit dem Fangen von Tigern hatte ich sonst keinen Erfolg weiter. Es fingen sich lauter Hyänen in den Fallen, worüber ich mich, wie bereits erwähnt, nur ärgerte. Von Nawas ging ich mit dem Fortschreiten des Baues der Eisenbahn nach Salem, dann nach Hasis, wo ich auch für den Tigerfang zu spät kam, denn der dort wohnende Kaufmann Hoffmann hatte kurz vorher sieben Tiger in seinen Fallen gefangen.

Nachdem ich fast ein volles Jahr den Eisenbahnviehposten inne gehabt hatte, wurde ich plötzlich nach Swakopmund kommandiert. Im August des Jahres 1899 kamen nämlich zwei Stabsoffiziere von der Eisenbahnbrigade aus Berlin, um die Trasse der Eisenbahnlinie, die schon bis Salem geführt war, zu besichtigen und ihr Gutachten abzugeben. Da ich bei den Trassierungsarbeiten bis Windhuk beschäftigt gewesen war, wurde ich mit einigen anderen Kameraden den Offizieren als Führer beigegeben, und nicht weniger als ein halbes Jahr dauerte dieses Kommando, da im Interesse der leichteren Herstellung der Bahn an den schwierigsten Stellen des Landes die Trasse vollständig verändert wurde. Ursprünglich sollte die Bahn von Jakalswater nach dem wichtigen Verkehrspunkte Otyimbingwe geführt werden, da sich aber hier zu große Schwierigkeiten boten, wurde sie von Jakalswater nach Norden, nach Karibib, und von dort in östlicher Richtung nach Okahandia projektiert, so daß Otyimbingwe weit entfernt von der Eisenbahn liegt.

So war das Jahr 1900 herangekommen und im Monat März, gerade als das Trassierungskommando Windhuk erreicht hatte, erfuhr ich, daß ein Transport ausgedienter Soldaten von Windhuk nach Swakopmund abginge, um nach Deutschland befördert zu werden. Ich hatte bis dahin immer noch die Absicht gehabt, im Lande zu bleiben, jetzt befiel mich aber eine solche Sehnsucht nach der Heimat, ein so krankhaftes Heimweh überkam mich, daß ich all meine Pläne aufgab

und beschloß, nach Deutschland zurückzukehren, zumal meine Dienstzeit abgelaufen war. Döring wollte ursprünglich im Lande bleiben, als er aber erfuhr, daß ich nach Hause ginge, meldete er sich auch zur Zurückbeförderung und mit ihm eine größere Anzahl von unseren Kameraden, mit denen wir Freud und Leid zusammen, während der sechs Jahre, getragen hatten.

Wir wurden nach Swakopmund befördert. Leider trafen wir dort erst ein, nachdem der Dampfer, mit dem wir nach Deutschland fahren wollten, schon den Hafen verlassen hatte. Wir mußten vier Wochen auf den nächsten Dampfer warten. Da in Swakopmund die Kaserne zu klein für alle Mannschaften war, die in ihr Unterkunft haben wollten, schickte man uns nach Nonidas, zehn Kilometer von Swakopmund, wo wir in einem großen leeren Pferdestall untergebracht wurden. Hier haben wir uns vier Wochen lang in fürchterlichster Weise gelangweilt. Zum Glück hatte Nonidas einen Bahnhof und auch ein Bahnhofsrestaurant, aber wir konnten nicht den ganzen Tag kneipen, wollten wir etwas von unserem ersparten Gelde noch nach Haus bringen. Wir mußten sogar sehr zurückgezogen leben und vertrieben uns die Zeit mit Kartenspielen und mit dem Wiederauffrischen der Erinnerungen.

Neunzehntes Kapitel.

Heimfahrt.

Am 3. Mai 1900 verließ der Dampfer „Marie Woermann" mit uns Swakopmund.

Noch einen letzten Abschiedsblick warfen wir auf die Küste, die uns bei unserer Ankunft vor sechs Jahren so unwirtlich und ungastlich erschienen war. Wir betrachteten sie jetzt mit anderen Augen, aber Swakopmund hatte sich auch bedeutend, und zwar zu seinem Vorteil, in diesen sechs Jahren verändert.

Wir blieben noch lange auf Deck, bis die Küste unseren Blicken entschwand. Die meisten von uns hatten wohl kaum Aussicht, das Land wiederzusehen, in dem wir so viel trübe und doch auch interessante Stunden verlebt hatten.

Wind und Wetter begünstigten unsere Fahrt. Schon am 7. Mai liefen wir in die Kongomündung ein, um unsere Vorräte von Süßwasser zu ergänzen. Die Hitze in der Nähe des Äquators machte sich von Stunde zu Stunde mehr bemerkbar. Am 9. Mai passierten wir den Äquator, und es war im Schiffsraum so fürchterlich heiß, daß wir alle auf Deck schliefen. Man trug nur die allernotwendigsten Kleidungsstücke und wußte sich doch vor Hitze nicht zu lassen. Eine große Zahl der Kameraden wurde von dem „roten Hund", jenem unangenehmen, durch Hitze verursachten Hautausschlag befallen, welcher ein unerträgliches Jucken im Gefolge hat. Als wir alle vor Hitze verzweifeln wollten, verwies uns unser lustiger Kamerad Weber, der auch hier nicht seinen Humor verlor, auf den Heizraum des Schiffes.

Ja, da unten war es wirklich fürchterlich! Da unten war es noch viel, viel heißer als auf Deck und im sonstigen Innern des Schiffes. Dort unten war wirklich die Hölle, und obgleich die Heizer stündlich abgelöst

wurden, brach doch mancher von ihnen ohnmächtig während des Dienstes zusammen.

Am 10. Mai, nachts zwölf Uhr, wurden wir auf einen mitten aus dem Wasser gespenstisch hervorragenden Schatten aufmerksam gemacht. Es war die Insel St. Thomé, die wir passierten. Am 12. Mai sieben Uhr morgens kamen wir in Lagos an und blieben hier fünf Tage, weil sehr viel Frachtladung, bestehend aus tausenden von Fässern mit Palmölkörnern, sowie mit bereits ausgepreßtem Palmöl, eingenommen wurde. Die Eingeborenen, pechschwarze, kräftige Neger-Gestalten, kamen mit ihren Kokosnüssen, Ananas und anderen Südfrüchten an Bord, und für geringes Geld, für fünfzig Pfennig, konnte man sich ganze Berge von diesen Südfrüchten, sowie von Zuckerrohr, das einen köstlichen Wohlgeschmack hat, wenn man es aussaugt, verschaffen. Der arme Bartel, der niemals in Südwest-Afrika Gelegenheit gehabt hatte, von den Ananas zu genießen, von denen er schon an dem Tage geschwärmt hatte, an dem wir uns freiwillig zum Dienst meldeten, hätte hier endlich seine Sehnsucht stillen können. Wir erinnerten uns wehmütig des auf so schreckliche Weise verlorenen Kameraden.

Am 20. Mai passierten wir Kap Palmas und fuhren in der Nähe der Küste einige Stunden lang dahin. Wir sahen im Hintergrunde die hohen bewaldeten Berge und an der Küste die zahlreichen Palmenbäume. Am 22. Mai gingen wir in Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik Liberia, vor Anker, um Ladung zu übernehmen. Am Eingange des Hafens sahen wir die Mastspitzen eines vor kurzem gesunkenen Schiffes. Monrovia ist zum größten Teil von Schwarzen bewohnt, deren Hütten am Ufer in prachtvollem Grün liegen. Auf einem mit Papyrusbäumen, Kokospalmen- und Mandelbäumen bewachsenen Höhenrücken sahen wir die Wohnungen der Europäer. Die weißen Villen nahmen sich vom Meere her sehr gut aus. Wir blieben bis zum Abend im Hafen und hatten ununterbrochen Beschäftigung mit Dutzenden von Haifischen, die unser Schiff umschwammen. Von den Passagieren wurden diese abscheulichen Raubfische, von denen einzelne wohl mehr als drei Meter lang waren, mit Brot, Semmel und Fleisch gefüttert und einige dieser Riesenfische sprangen hoch aus dem Wasser heraus, um sich die besten Bissen anzueignen. Wenige Tage

vorher hatten wir während der Fahrt aus ziemlicher Entfernung die Spritzwasser von drei Walfischen gesehen.

Am 26. Mai, gegen sechs Uhr morgens, kamen wir nach Cabo Verde und dadurch in das französische Gebiet von Senegambien. Die wohlbefestigte Stadt Dakar, wo wir anlegen wollten, durften wir nicht betreten, da das gelbe Fieber dort herrschte. Wir blieben nur wenige Stunden im Außenhafen, um Kohlen zu übernehmen. Die kahlen, spitzen Berge mit den wild zerklüfteten Schluchten, die wir vom Meere aus sahen, machten auch keinen besonders einladenden Eindruck.

Zwei Tage später hatten wir eine Leiche an Bord. Ein deutscher Passagier, welcher von Kapstadt nach der Heimat reiste und bereits krank an Bord gekommen war, starb an der Schwindsucht. Er schien einer von den Männern zu sein, denen es in Afrika geglückt war. Sein Leben lang hatte er dort gearbeitet, gestrebt und Reichtümer zusammengebracht. Nun wollte er nach der Heimat zurück, um die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Unterwegs ereilte ihn der unerbittliche Tod. Wie wenig beneidenswert erschien nun das Schicksal dieses Mannes! Wir brachten zwar keine Reichtümer mit nach Hause, sondern nur kleine Ersparnisse von unserer Löhnung. Aber wir waren gesund, wir waren bereit, den Kampf mit dem Leben um so frischer aufzunehmen, als wir unsere Körper- und Geisteskräfte in Südwestafrika gestählt hatten.

Am 29. Mai wurde die Leiche über Bord gesetzt. Die Schiffsmaschine stand still. Der rasch zusammengezimmerte Kasten, in dem die Leiche lag und an dessen Fußende alte Kesselrosten angebracht waren, wurde auf das Deck gebracht. Alle Passagiere und die dienstfreien Schiffsmannschaften mit den Offizieren umstanden den einfachen Sarg. Der Kapitän sprach ein Gebet und einige Trostworte zu den weinenden Angehörigen des Verstorbenen. Dann wurde der Sarg über Bord gelassen und versank rasch in den Fluten. Der Kapitän eilte auf die Brücke, der Maschinen-Telegraph klingelte und mit voller Kraft nahm unser Dampfer seine Fahrt wieder auf.

Am 1. Juli trafen wir in Madeira, auf der Rhede von Funchal, ein. Wir waren von dem herrlichen Anblick, den die Rhede und die Stadt Funchal boten, geradezu berauscht. Traumhaft schön lag am

Fuße des grünenden halbkreisförmigen Abhangs die Stadt, und bis hinauf zur höchsten Bergeshöhe hoben sich die weißen Häuschen aus dem malerischen Grün der Weinberge und Wälder heraus. Da wir schon am Abend abfuhren, durften wir das Land nicht betreten. Von Reisenden, die schon mehrfach in Madeira gewesen waren, wurde uns gesagt, daß wir nichts verloren hätten. Der zauberhaft schöne Eindruck verschwindet vollständig, wenn man die Stadt betritt, welche eine der schmutzigsten und verwahrlosesten der ganzen Welt sein soll. Gerade als wir in den Hafen einliefen, verließ ein englisches Kriegsschiff, welches englische Soldaten nach Südafrika transportierte, den Hafen und die Engländer begrüßten uns mit Geschrei und Gejohle, wohl weil unser Dampfer die deutsche Flagge führte. Diese jungen Menschen schienen sehr übermütig zu sein und nicht zu ahnen, welchen Entbehrungen und Gefahren sie in Südafrika entgegen gingen. Wir wußten es besser, was sie erwartete, und die schweren Niederlagen, die sie bald darauf durch die Buren erlitten, machten ihnen wohl auch klar, daß es kein Kinderspiel ist, in Südafrika Krieg zu führen. Wir übernahmen als Ladung eine Menge Madeira-Wein, und alle Passagiere versorgten sich für billiges Geld durch die Händler, die auf das Schiff kamen, mit Weintrauben, Orangen, Bananen, Erdbeeren, Kokosnüssen und all den köstlichen Früchten, die man bei uns in der Heimat nur für teures Geld in den Delikatessenläden erhält.

Am 5. Juni passierten wir Kap Finisterre und kamen in den berüchtigten Biscayischen Meerbusen, der uns aber diesmal mit schönem Wetter aufwartete. Zwei Tage später hatten wir die Westspitze Frankreichs, in deren Nähe Brest liegt, hinter uns. Am Abend des 7. kamen wir bei Havre vorbei und passierten am 8. Juni Dover, von wo aus telegraphisch, durch das Kabel, unsere Ankunft nach Hamburg gemeldet wurde

Den 9. Juni von Mittag ab, standen wir ungeduldig auf Deck, denn wir näherten uns der Heimat.

Ein unbeschreiblich wohliges Gefühl ergriff und beherrschte uns alle — es war die Luft des Vaterlandes, die uns entgegenwehte! Wir kamen in die Elbe, in deutsches Fahrwasser, aber als wir am finstern Abend Cuxhaven erreichten, sahen wir nur eine Menge von Lichtern

auf dem Flusse und um die Stadt her, so daß es uns schien, als habe man uns zu Ehren eine große Illumination veranstaltet. Patriotische Lieder ertönten auf unserem Deck; wir atmeten die Luft der Heimat, das Schiff wiegte sich auf deutschen Gewässern. Da die Ebbe eintrat, mußten wir für die Nacht vor Anker gehen.

Der nächste Tag, der 10. Juni, war ein Sonntag. Wir hatten Appell im Parade-Anzug und es war herrliches, frisches Wetter. Die Passagiere und wir Mannschaften der Schutztruppe standen bunt durcheinander auf Deck, als wir jetzt, von einem Schleppdampfer gezogen, stromaufwärts nach Hamburg zu uns in Bewegung setzten. Zahlreiche Vergnügungsdampfer, besetzt mit festesfrohen Menschen und mit Musikkapellen, begegneten uns, und wenn man die Uniformen der Schutztruppe auf Deck erkannte, wurden uns von den Passagieren der Dampfer jubelnde Begrüßungen zu teil. Die Musikkapellen spielten patriotische Weisen, und dieser Empfang in der Heimat trieb uns die Tränen der Rührung in die Augen.

Wer seine Heimat lieb haben will, muß in die Ferne gehen, muß jahrelang fortbleiben, muß verzichten auf alle die Freuden und Genüsse, die ihm die Heimat bietet, erst dann wird er bei seiner Rückkehr einsehen, wieviel Großes und unsäglich Schönes die Heimat ihm gewähren kann. Dann wird ihm erst die Bedeutung des Dichterwortes klar werden:

„Ans Vaterland, ans teure schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Gegen Mittag kamen wir, nach achtunddreißigtägiger Fahrt von Swakopmund in Hamburg an. Wir wurden zu kurzem Urlaub nach der Stadt entlassen, um am nächsten Tage, nach ärztlicher Untersuchung und nachdem wir Urlaubspässe und alle uns noch zustehenden Zahlungen erhalten hatten, endlich nach unserer Heimat, nach dem Binnenlande, abzureisen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie es jetzt in Deutsch-Südwest-Afrika aussieht.

Lieber junger Leser, es wird dich gewiß freuen, zu erfahren, was denn aus der deutschen Kolonie Südwestafrika in den letzten Jahren geworden ist, nachdem du aus den Erinnerungen des braven Schutztrupplers kennen lerntest, unter welchen Mühen und Gefahren die deutsche Schutzherrschaft in Südwestafrika aufgerichtet und der Anfang einer Kolonisation gemacht wurde. Es wird dir gewiß interessant sein, zu vernehmen, daß die Fortschritte, welche die Kolonie in den letzten fünf Jahren gemacht hat, als außerordentlich große zu bezeichnen sind. Wer von den Mitgliedern der Schutztruppe und den Beamten, die vor fünf Jahren Südwestafrika verlassen haben, heute dahin zurückkehrt, würde aus dem Erstaunen nicht herauskommen. An manchen Orten würde er sich fragen, ob das wirklich die primitiven Ansiedlungen, ob das wirklich die im Entstehen begriffenen Ortschaften seien, die er verlassen hat und die er jetzt als aufstrebende Städte wiederfindet, denen eine reiche Zukunft beschieden scheint.

Schon bei dem Eintreffen in Swakopmund würde der Wiederkehrende erstaunt sein über die Hafenanlage, deren voller Betrieb im Februar 1903 aufgenommen wurde. Eine 375 Meter in das Meer vorgeschobene, massive Mole ermöglicht es den Leichterfahrzeugen, direkt an ihr anzulegen. Ein Seeschleppdampfer bringt jetzt die Leichterfahrzeuge bis an die Kaimauer, wo sie mit Hilfe eines gewaltigen Dampfkrans und eines Handkrans entladen werden. Auf dem Hafendamm befindet sich eine Hafenbahn, welche die Güter nach dem Bahnhofe der Swakopmund-Windhuk-Eisenbahn führt. Ein großer Leucht-

turm mit weißem Blinkfeuer, ein kleines rotes Hafenfeuer an der Spitze der Mole, erleichtern die Ansteuerung.

Die Stadt Swakopmund hat sich weiter zu ihrem Vorteile verändert. Massive Bauten sind aufgeführt worden, unter denen das größte Haus der englischen Telegraphen-Gesellschaft gehört, durch welche Deutsch-Südwestafrika zum Anschluß an den Weltverkehr gelangt ist. Das Seekabel, das von Kapstadt nach Mossamedes geht, hat nämlich Anschluß in Swakopmund gefunden, so daß von Swakopmund aus über die ganze Welt gekabelt werden kann.

Restaurants und Hotels, große Geschäftshäuser sind in Swakopmund entstanden. Es gibt hier einen frisch-frei-fröhlichen deutschen Turnverein und sogar eine Weißbierbrauerei, welche Berliner Weißbier in vortrefflicher Qualität verzapft.

Den großen Aufschwung, den die Kolonie nehmen wird, verdankt sie natürlich in erster Reihe der Eisenbahn. Seit dem 1. Juli 1902 ist die Eisenbahn von Swakopmund bis Windhuk im vollen Betriebe. In den letzten Jahren ist mit einer durchschnittlichen Stärke von 4 Offizieren, 6 Beamten, 306 Unteroffizieren und Angestellten, sowie mit 1600 Eingeborenen gearbeitet worden und große Schwierigkeiten hat man überwunden. Die Brücke über den Okahandya-Rivier hat 306 Meter Länge, über den Swakop-Fluß 180 Meter. Außerdem sind gerade im letzten Drittel der Bahn noch sieben andere Brücken außer diesen beiden großen angelegt worden. Die Eisenbahn, die über Karibib und Okahandya nach Windhuk führt, hat gleichzeitig die telegraphische Verbindung Swakopmunds mit der Hauptstadt gebracht. Auch telephonieren kann man von Swakopmund nach Windhuk, und während Swakopmund selbst schon eine Fernsprechanlage besitzt, entwickeln sich solche auch in Windhuk und Okahandya.

Das endliche Auffinden von reichhaltigen Kupfer- und Blei-Erzen in der Otavi-Mine, welche im Norden der Kolonie, in dem südlich von der Etoscha-Pfanne gelegenen Distrikt, gewonnen werden, soll zu einem zweiten Bahnbau veranlassen, den mit einem Aufwande von achtzehn Millionen Mark die englische Gesellschaft der Otavi-Minen von Tsumeb bis nach Swakopmund unternehmen wird. Diese Bahn wird 355 englische Meilen lang und nicht nur dem Erztransport, sondern

auch der Erschließung des Nordens der Kolonie, namentlich des Ovambo-Landes dienen, wo sich vortrefflicher Boden für Ackerbau vorgefunden hat und wo sich auch bereits Buren angesiedelt haben. Zur Erschließung des Kaoko-Landes, wo reiche Erzlager vermutet wurden, wird die neue Bahn ebenfalls beitragen. Auch in der Nähe von Okahandya, nicht allzuweit von der Eisenbahn Swakopmund-Windhuk, sind reiche Erzlager entdeckt worden, deren Ausbeutung durch die Nähe der Eisenbahn sehr erleichtert werden wird. Außer dieser Eisenbahn- und Telegraphenverbindung hat es sich das Gouvernement angelegen sein lassen, einen guten Weg von Windhuk nach Süden durch das Auas-Gebirge über Rehoboth bis Gibeon und darüber hinaus anzulegen. Eine Heliographen-Linie, welche mit zehn Apparaten besetzt ist, vermittelt den heliographischen Verkehr nicht nur für die Schutztruppe und für die Regierung, sondern auch für die Privaten von Keetmannshoop im Süden bis Windhuk. Ebenso ist die Station Karibib mit einer nach Norden führenden Heliographenverbindung, die bis Outyo geht und sehr lebhaft auch von Privaten benützt wird, bedacht worden. Der hochwichtige Verbindungsweg zwischen der Lüderitz-Bucht und Keetmannshoop ist fast vollendet und erschließt auch das südliche Küstengebiet, das noch vor wenigen Jahren zu den vollkommen unerforschten Teilen der Kolonie gehörte.

Der Postverkehr der Kolonie nimmt beständig zu. Es werden jährlich allein eine Million Briefe befördert. Der Postanweisungsverkehr beträgt gegen zehn Millionen Mark. Die Beförderung von Telegrammen und Zeitungen hat erheblich zugenommen. Es befinden sich Postanstalten, die von Postbeamten verwaltet werden, in Windhuk, Karibib, Keetmannshoop, Swakopmund und Okahandya. Außerdem gibt es noch 27 andere, von Privatpersonen verwaltete Postagenturen und -Hilfsstellen. Im Innern der Kolonie wird der Verkehr durch Karren- und Botenposten aufrecht erhalten.

Dieser Aufschwung des Postverkehrs ist entstanden durch die Zunahme der weißen Bevölkerung. Die Schutztruppe ist um eine Gebirgs-Batterie vermehrt worden und ihr Bestand beträgt 33 Offiziere, 8 Sanitätsoffiziere, 2 Roßärzte und 710 Unteroffiziere und Mannschaften. Die Zahl der wehrpflichtigen Personen des Beurlaubtenstandes im

Schutzgebiet aber, die im Falle eines Krieges zum Dienst eingezogen werden können, beträgt gegen 900 Personen.

An einen Aufstand der Bevölkerung ist nicht gut zu glauben. Die Hereros besonders haben sich als anstellig und fleißig erwiesen und die Dienste, die sie sowohl im Minenbetrieb wie bei der Eisenbahn in den Werkstätten und im Betriebe leisten, sind ganz beachtenswerte.

Einer der Helden der vorstehenden Kapitel, der frühere Hauptmann von Estorff, war seit langer Zeit Major und stellvertretender Gouverneur in Windhuk, ist aber seit dem Juli 1903 nach Deutschland zurückgekehrt, um als Major und Bataillonskommandeur wieder in die aktive Armee einzutreten. Der Landeshauptmann ist Oberst Leutwein, und hoffentlich bleibt dieser tüchtige Mann noch recht lange der Kolonie erhalten; denn unzweifelhaft verdankt sie fast alles, was sie erreicht hat, seinem klugen und geschickten Verhalten. Sein Grundsatz, mehr durch Güte und Liebenswürdigkeit, als durch Gewalt Erfolge zu erreichen, hat sich glänzend bewährt.

Die ehemaligen Afrikander werden erstaunt sein, zu erfahren, daß am 1. Januar 1902 die Kopfzahl der Weißen 4674 betrug und seit dieser Zeit noch gestiegen ist. Es waren allerdings im letzten Jahre 1031 Personen dazu gekommen, meist Buren, die infolge des Krieges mit England aus dem nunmehr annektierten Gebiete Südafrikas nach Deutsch-Südafrika eingewandert sind. Der Burenkrieg ist nicht ohne Einfluß auf die Kolonie geblieben. Die dritte Kompagnie der Schutztruppe mußte zur Deckung der Grenze lange Zeit im Süden, am Oranjefluß, stationiert werden. Durch den Krieg ist die Rinderpest wieder aus der Kapkolonie nach dem deutschen Gebiet gedrungen und nur durch sehr kostspielige und umfängliche Maßregeln, durch Absperrungen, Schutzimpfungen usw. ist es gelungen, die Kolonie vor großem Unglück zu bewahren. Der Post- und Geschäftsverkehr wurde durch den Krieg natürlich besonders im Süden des Landes stark behindert. Der Burenkrieg hatte aber insofern eine günstige Folge für die deutsche Kolonie, als Vieh zu ziemlich hohen Preisen aus Deutsch-Südwestafrika nach der Kapkolonie exportiert wird, um die von den Engländern in Südafrika vernichteten Viehherden wieder einigermaßen zu ergänzen. Europäisches und australisches Vieh,

das man nach der Kapkolonie eingeführt hat, bewährte sich in keiner Weise. Dagegen hat sich das deutsch-afrikanische Rind, dessen Zucht durch die Bemühungen der Regierung systematisch verbessert wird, für die Einführung in die Kapkolonie sehr geeignet erwiesen.

Auch die Verteilung der weißen Bevölkerung hat sich gegen früher verändert. Die stärkste weiße Bevölkerung am 1. Januar 1902 hatte Keetmannshoop mit 1523 Personen. Darunter waren 268 Deutsche, 1138 Kapländer und Buren, 90 Engländer und 11 Holländer. Dann folgt Windhuk mit 1117 Personen, darunter 918 Deutsche und 185 Engländer. Dann kam mit 617 Personen der Bezirk Swakopmund, wo 438 Deutsche wohnten; Gibeon mit 506, Karibib mit 227, Omoruru mit 209, Outyo mit 201, Grootfontein mit 180 und Gobabis mit 94 Personen, worunter 82 Deutsche und 12 Buren.

Unter der erwachsenen männlichen Bevölkerung spielen ja natürlich die Schutztruppe und die Beamten mit 858 Personen die größte Rolle. Diese Kategorie der Bevölkerung aber hat sich in den letzten Jahren nur um die Mannschaft der Gebirgs-Batterie vermehrt. Die Zahl der Engländer hat nur um 9 zugenommen. Es gab 686 Ansiedler und Farmer, 719 Handwerker und Arbeiter, 238 Kaufleute, Händler und Gastwirte und 52 Geistliche und Missionare.

Seitdem die Eisenbahn Swakopmund-Windhuk fertig ist, hat natürlich der Frachtverkehr mit Ochsenwagen von Windhuk nach der Küste stark abgenommen. Es sind infolgedessen auch eine Anzahl von Polizeistationen der Schutztruppe, die auf diesem Wege lagen, eingezogen worden. Dagegen sind neue Stationen der Schutztruppe nach Norden und Süden vorgeschoben worden und die nördlichste Station dürfte augenblicklich Zesfontein, südlich vom Kunene-Flusse sein, während sich die südlichste Station in Warmbad nicht weit vom Oranje-Flusse befindet.

Sehr erfreulich ist die Entwicklung, die das Land in gesundheitlicher Beziehung genommen hat. Zwar ist der Typhus, der in Swakopmund lange Zeit geherrscht hat, noch nicht vollkommen erloschen; aber die Verhältnisse haben sich auch dort sehr gebessert. Mit großem Erfolge ist man der Malaria entgegengetreten und ebenso ist der Gefahr der Beulenpest, die sich wohl infolge des Burenkrieges in der

Kapkolonie und besonders bei Port Elisabeth gezeigt hat, durch Abwehrmaßregeln begegnet worden. Epidemien sind im Schutzgebiet fast gar nicht vorgekommen. Auch in den Schulen, die von der Regierung in Windhuk, Gibeon, Swakopmund, Keetmannshoop eingerichtet worden sind, sucht man die Kinder über hygienische Maßregeln und über den Schutz gegen Epidemien und die landesüblichen Krankheiten aufzuklären.

Viehzucht und Landwirtschaft haben große Fortschritte zu verzeichnen. Das Wichtigste für Südwestafrika bleibt ja immer die Beschaffung von Wasser. Es ist genügend Wasser im Lande vorhanden; es muß nur zu Tage gebracht und an der richtigen Stelle bereit gehalten werden. Mit Erfolg hat man verschiedene Gebirgsklüfte, besonders in der Nähe von Windhuk durch Einbauen von Sperrmauern in Staubassins umgewandelt, in denen sich während der Regenzeit Millionen von Kubikmetern ansammeln, die dann in der trockenen Zeit zu Berieselungszwecken verwendet werden können. Hunderttausende von Mark sind ausgegeben worden, um Tiefbohrungen allenthalben im Lande zu unternehmen. Diese Bohrungen, welche teils vom Gouvernement, teils vom kolonialwirtschaftlichen Komitee in Deutschland veranlaßt worden sind, haben fast überall günstige Resultate ergeben. Der Gartenbau hat sich im ganzen Lande stark gehoben. Obst-, Wein- und Tabakbau haben bereits Erfolge aufzuweisen. Der Heuschreckenschaden war in den letzten Jahren wieder erheblich, indes haben sich die Mittel zur Bekämpfung bewährt.

Große Mühe gibt sich das Gouvernement mit der Hebung der Forstwirtschaft. Die in Brakwater bei Windhuk eingerichtete forstwirtschaftliche Versuchsstation wurde im Berichtsjahre 1902 wieder aufgelöst, da sich die dortigen Boden- und Wasserverhältnisse als ungünstig erwiesen hatten. An deren Stelle wurden unter der Leitung eines im November 1901 im Schutzgebiet eingetroffenen höheren Forstbeamten eine neue forstwirtschaftliche Saat- und Pflanzschule in Okahandya eingerichtet, wo für eine solche bessere Bedingungen vorhanden sind. Die bisher in Brakwater gezogenen Pflanzen, etwa 20 000 Stück, wurden teils nach Okahandya überführt, teils dem Bezirksamt Windhuk zur Anpflanzung in Windhuk und zur Abgabe an Ansiedler

überwiesen. Für die Forststation Okahandya wurde eine 21 ha große Fläche eingerichtet; die erste Arbeit war der Bau eines Brunnens mit Becherpumpenbetrieb, welcher stündlich 20 000 Liter Wasser liefert. Bis jetzt sind etwa 8 ha Land zur Saat vorbereitet. Die Station wird imstande sein, jährlich 10 Millionen Pflanzen zu liefern, die im freien Gelände in der Nähe von Okahandya (in Osona am Swakop) ausgepflanzt werden. Die hiernach aufzuforstende Fläche, welche von der Eisenbahn durchschnitten wird, soll das mittlere Schutzgebiet mit dem nötigen Brenn- und Nutzholz versehen. Eine zweite Forststation wurde in Ukuip im Swakop unterhalb Otyimbingwe errichtet. Deren Aufgabe ist ausschließlich die Kultur der Dattelpalme. Die klimatischen und sonstigen Vorbedingungen für diese ertragreiche Kultur sind im mittleren Teile des Schutzgebietes in den Flußläufen, zwischen dem Kuisip und dem Omaruru-Fluß, äußerst günstige. Sie wird daher vorläufig die wichtigste Aufgabe für die Forstwirtschaft bilden. Die günstigen Aussichten für diese Kultur sind durch einzelne in diesem Gebiet schon vorhandene und reichlich tragende ältere Exemplare der Dattelpalme schon erwiesen. Der Anbau geschieht teils durch Aussaat der Kerne, teils durch Pflanzung von Wurzelsprößlingen. Zu letzterem Zweck sollen fünfjährige Wurzelsprößlinge aus Algier bezogen werden, von welchen bis jetzt 100 bestellt sind. Ein jeder wiegt etwa 30 kg und kostet mit Transport bis zum Schutzgebiete etwa 8 Mark. Der Vorzug der Pflanzungen mit fünfjährigen Sprößlingen liegt in der bereits in zwei bis drei Jahren eintretenden Ernte, während die Saat der Kerne erst in etwa acht bis zehn Jahren die ersten Erträge liefert. Für die Dattelkulturversuche wird zur Zeit ein Gelände von 100 ha vorbereitet, von welchem bereits einige Hektar besät sind. Die Anlage einer dritten Forststation in Windhuk wurde durch das massenhafte Auftreten einer Schildlaus (prosophora prosopides) zur Notwendigkeit. Dieses Insekt konnte nur mittels Fällens der stark befallenen Bäume bekämpft werden, wodurch der größte Teil des Akazienbestandes in Windhuk zerstört worden ist. Der neuen Forststation fällt die Wiederbepflanzung des abgetriebenen Geländes mit edleren Holzarten zu; auch soll sie ihre Tätigkeit auf den Anbau der Flußufer ausdehnen.

Die Rindvieh- und Pferdezucht hat sich stark gehoben. Ganz außerordentlich aber sind die Erfolge bei der Aufzucht des Kleinviehes. Besonders der Süden der Kolonie hat sich für die Zucht von Schafen und Ziegen als sehr geeignet erwiesen. Die Hühnerzucht ist ebenfalls stetig im Zunehmen begriffen und weist gute Ergebnisse auf. Leider sind größere Versuche mit der Straußenzucht noch nicht unternommen worden, weil es an Kapital fehlt. Die Schweinezucht hat infolge der Trockenheit der letzten Jahre wenig Fortschritte gemacht. Um die Ausrottung des Wildes zu verhindern, sind Schonzeiten eingeführt worden, sowohl für Strauße, als für Gazellen und Antilopen.

Von industriellen Unternehmungen ist zu erwähnen, daß auf einer Farm in der Nähe von Okahandya eine Gerberei eingerichtet worden ist, welche einheimische Felle zu Leder macht. Mit dieser Gerberei ist eine Schuhmacherei verbunden, welche das fertige Leder zu Schuhen verarbeitet.

Die Pferdesterbe trat in den letzten Jahren weniger heftig auf. Die wissenschaftliche Untersuchung hat ergeben, daß die verhängnisvolle Krankheit durch einen Erreger verursacht wird, der so klein ist, daß er mit den heutigen mikroskopischen Hilfsmitteln nicht gesehen werden kann. Impfungen, die mit den Pferden vorgenommen worden sind, um sie zu „salzen" und gegen die Seuche zu immunisieren, haben, wenn auch keine guten, so doch ermutigende Resultate ergeben, so daß zu hoffen ist, daß man mit wissenschaftlichen Mitteln allmählich auch diese Geißel Südwestafrikas ebenso wie die Rinderpest ausrotten wird.

Nach menschlichem Ermessen hat die Kolonie ihre schlimmste Zeit hinter sich, und wenn nicht große Schädigungen durch Seuchen, durch das Ausbleiben des Regens in der Sommerzeit und durch politische Verwicklungen für die Kolonie entstehen, wird sie unzweifelhaft sicher vorwärts schreiten und in absehbarer Zeit ein wertvoller Besitz für das Deutsche Reich und eine neue wertvolle Heimat für die Kaufleute, Ansiedler und Industriellen werden, die sich entschlossen haben, in diesem Teile Südwestafrikas zu arbeiten.

So wird das teuere, deutsche Blut, das in den Kämpfen um die

Sicherung der Schutzherrschaft geflossen ist, nicht umsonst vergossen sein, und alle diejenigen Braven, welche unsägliche Mühen und Strapazen ertragen haben, um in den Anfängen der Kolonie eine Basis für die Entwicklung zu schaffen, werden mit Stolz sagen können:

„Auch wir haben unser Teil dazu beigetragen, um tausenden von Menschen eine neue Heimat, um dem Deutschen Reiche einen in mannigfachen Beziehungen wertvollen Besitz im afrikanischen Erdteil zu schaffen!"

Nachwort.

Die vorstehenden Schilderungen sind nach den Aufzeichnungen eines Mitgliedes der südwestafrikanischen Schutztruppe, eines Reiters, der jetzt wieder Waschaufseher in Oberschlesien ist, geschrieben. Der Schutztruppler, Vincenz Janus ist sein Name, hat gut beobachtet und ein Tagebuch geführt. Seine Schilderungen habe ich, wo notwendig, nach amtlichem Material ergänzt. Da er sich nur wenig auf Beschreibung von Land und Leuten einläßt, wurden diesbezügliche Angaben den schon vorhandenen Werken über Südwestafrika entnommen, die Quellen aber habe ich stets sorgfältig angegeben.

Der Verfasser.

Im Verlage von **Carl Siwinna** in **Leipzig** und **Kattowitz** erschien ferner:

Musikalische Silhouetten

von **Camille Bellaigue.**

Autorisierte Übersetzung von M. Toussaint, mit einem Vorwort von Adam Röder, Wiesbaden. Mit Illustrationen von Artur Lewin. In elegantem Geschenkband auf Büttenpapier gedruckt Mk. 4.50.

Adam Röder, Wiesbaden, sagt in seinem Vorwort unter anderem:

„... und dabei die glänzende Feder Bellaigues ebenso schätzen lernte, wie die gewissenhafte und feinsinnige Leistung der deutschen Bearbeiterin und Übersetzerin."

„Bellaigue genießt in seinem Vaterlande den Ruf eines hervorragenden und gerechten Ästhetikers, der seinen Stoff meisterhaft beherrscht und ihn in einer gediegenen und geschmackvollen Form vorzulegen versteht. Für uns Deutsche kommt besonders in Betracht, daß er unseren nationalen Meistern nicht nur nicht mit Vorurteil gegenübertritt, sondern sich liebevoll in ihr Wesen und Schaffen zu versenken und mit charakteristischen Strichen das Bleibende an dem Ewigkeits-Gut deutschen Musikschaffens darzustellen weiß."

„Es ist eine stattliche und achtunggebietende Galerie bedeutender Männer aller Nationen, die Bellaigue uns vorführt. Wenn er sie Silhouetten nennt, so ist das nur der Ausfluß persönlicher Bescheidenheit des Schriftstellers dem eigenen Werke gegenüber. Denn was Bellaigue uns bietet, ist kein Schattenriß, sondern ein volltöniges Lichtbild, das mit den Silhouetten die Schärfe der Konturen gemein hat. — Ich wünsche dem Werke des französischen Schriftstellers und der gehaltvollen Form, die ihm die deutsche Übersetzerin gegeben hat, den Beifall aller Musikfreunde, den es im hohen Maße verdient."

„Heiß Flagge und Wimpel!“

ist ein ganz eigenartiges Marinewerk für die Jugend bearbeitet, aber auch von großem Interesse für jeden Erwachsenen. Das Buch ist von einer „Landratte“ geschrieben, die es an sich selbst erfahren hat, wie verständnislos der Laie den ganzen Schiffseinrichtungen und dem Leben in der Marine gegenübersteht, wenn er zum erstenmal mit den neuen Verhältnissen Bekanntschaft macht. Der Verfasser begeht daher nicht den Fehler, beim Leser Kenntnisse vorauszusetzen, die der Fachmann für selbstverständlich hält, die der Laie aber nicht besitzt. Der Verfasser führt uns auf das Schulschiff „Moltke“, das in Dienst gestellt wird, um nach Westindien zu gehen. Was der Leser erfahren soll, sagt der Verfasser im 1. Kapitel: „Wir werden Kenntnis nehmen von den verschiedenen Dienstobliegenheiten der Offiziere und Mannschaften, der Kadetten und Schiffsjungen. Wir werden in jeden Winkel des Schiffes kriechen und uns dort umsehen. Wir werden unsichtbar uns in der Kajüte des Kommandanten aufhalten; wir werden Besuche in der Maschine machen; wir werden in der Kadettenmesse anwesend sein, wenn es dort recht lustig zugeht. Wir werden in Sturm und Gewittergraus mit oben auf den höchsten Raaen uns ‚auslegen‘ und kennen lernen, was es heißt, ein vom Gewitter gepeitschtes Segel zu reffen. Wir werden ernste und fröhliche, interessante und rührende Szenen durchleben; wir werden ungesehen überall Zutritt suchen und finden, wir werden uns selbst in das Zwischendeck hinunter wagen, wo der Stabswachtmeister herrscht, oder sagen wir vielmehr: ein Schreckensregiment führt, der Stabswachtmeister, welcher die Polizei an Bord darstellt, Pfotenhauer ist sein Name (was besagt nicht dieser Name schon!).“ Der Verfasser hält sein Wort getreulich. Unter beständig wechselnden Schilderungen führt er den Leser über Plymouth, Lissabon, die Azoren, Madeira, die Capverdischen Inseln nach Rio de Janeiro. Dann geht die Fahrt über Havanna nach Neuorleans, wo die Deutschen dem Schulschiffe und seiner Besatzung einen begeisterten Empfang bereiten, dann zurück nach der Heimat. Überall sieht man die Absicht des Verfassers, zu belehren, zu unterrichten, Vorurteile zu zerstören. Aber der Ton wird niemals langweilig oder doktrinär, selbst die notwendigsten Instruktionen werden nur löffelweise eingegeben und sofort von lustigen oder anregenden Schilderungen, von Beschreibungen der Hafenorte und ihrer Bewohner abgelöst. Auf diese Weise erreicht der Verfasser sicher das Ziel, das er sich gesteckt und unabläßig im Auge behalten hat. Was er wollte, sagte er im ersten Kapitel mit den Worten: „Wenn wir aber im Geiste auf diesem Schiffe gewesen sind und die Reise hin und zurück

Verkleinerte Illustrationsprobe aus Phoenix-Bibliothek Band III:
„Heiß Flagge und Wimpel“.

gemacht haben werden, dann werden wir ganz andere Begriffe von dem Leben und Treiben auf einem Kriegsschiffe haben, als bisher. Es herrschen daheim, bei den Landratten, jung und alt, die absonderlichsten Begriffe über den Dienst auf den Kriegsschiffen, über Offiziere und Besatzung. Wir werden vor allem eine Menge Vorurteile aufgeben müssen! Wir werden uns davon überzeugen, daß die Matrosen nicht rohe, ungebildete Tölpel und schwer von Begriffen sind, brutale Kerle, deren einziges Vergnügen darin besteht, Grog zu trinken. Wir werden aber auch das gegenteilige Vorurteil fallen lassen müssen, nämlich daß ein jeder Matrose ein bildschöner, blondlockiger, blauäugiger Knabe sei, voll Gefühl und Schwärmerei, der von früh bis abends Gedichte deklamiert, bei einem schönen Sonnenuntergang in Tränen ausbricht, und der sich weinend mit seinen Genossen umarmt, wenn der Ruf: „Land! Land!" ertönt. Wir werden uns davon überzeugen, daß der Schiffsdienst ein harter, gefährlicher und verantwortlicher ist und daß des Matrosen Hauptbeschäftigung nicht im Singen, Tanzen und Grogtrinken besteht, sondern daß man von ihm viel, sehr viel, außerordentlich viel verlangt. Wir werden aber auch das Vorurteil fallen lassen, daß der Dienst auf dem Schiffe nichts ist als eine Art Selbstmord, ein Schweben zwischen Himmel und Hölle, und wir werden endlich die Überzeugung gewinnen, daß der harte Schiffsdienst die Schiffsjungen und Kadetten zu Männern macht und die Kraft und den Charakter der Männer stählt und festigt." So führt das Buch in einer Art und Weise, wie sie bisher noch nicht versucht worden ist und die selbst für den erwachsenen Leser sehr interessant sein dürfte, in die Details des so mannigfaltigen und eigenartigen Dienstes an Bord eines solchen Schiffes ein. In stets lebendiger, sehr oft humoristischer Darstellung wird ein Einblick in den Dienstbetrieb im Hafen und auf See gewährt, werden die Mühen und Gefahren des Dienstes geschildert. Das Buch wird in den Köpfen unserer heranwachsenden Knaben ganz neue und zwar richtige Ideen über das Leben und Treiben an Bord eines Kriegsschiffes erzeugen und mit sehr vielen veralteten und phantastischen Ansichten aufräumen.

Die Ausstattung ist eine durchaus vornehme und gediegene und das Buch durch ganzseitige Vollbilder illustriert. Die Umschlagzeichnung, sowie das künstlerisch farbig hergestellte Titelbild sind vom Marinemaler Willy Stöwer angefertigt, das interessante Werk, welches den dritten Band der Phönix-Bibliothek aus dem Verlage von Carl Siwinna in Leipzig und Kattowitz bildet, ist bei dem billigen Preise von 4,50 Mark bestens empfohlen.

Im Verlage von **Carl Siwinna** in **Leipzig** und **Kattowitz** erscheint ferner:

Phoenix-Kalender.

Führer durch das Schülerleben mit Schreibkalender, für ein Jahr reichend.

Erscheint: Ostern und Michaeli. — Bearbeitet von Dr. H. Mensch.

In elegantem Ganzleinwandband mit Titelpressung. Bequemes Taschenformat, Blattgröße ca 9 : 13½ cm.

Inhalts-Verzeichnis.

4 Stundenpläne vor dem Titel.

I. Kalendarium. Dabei Oster-, Pfingst- u. Quatembertage; Chronologische Kennzeichen; Israelitische Feiertage; Kalender der Griechen (Russen), Juden, Moslemen, Alten Griechen; Finsternisse. Ermittelung des Wochentages aus dem Datum.

II. Tabellen.

1. Schriftliche Aufgaben.
2. Lehrerverzeichnis.
3. Mitschülerverzeichnis.
4. Meine Bibliothek.
5. Ausgeliehene Bücher.
6. Entliehene Bücher.
7. Geburtstage.
8. Taschengeld.
9. Turnliste.
10. Notizen.

III. Notizkalender mit geschichtlichen Gedenktagen. Jeder Tag eine halbe Seite.

IV. Nützliche Angaben.

A. 1. Die deutschen Hochschulen.
2. Die Berechtigung der höheren Lehranstalten Preußens
3. Einjährig-freiwilliger Dienst.
4. Ratschläge zur Berufswahl.
a) Höherer Justizdienst. b) Höherer Verwaltungsdienst. c) Diplomatischer Dienst. d) Konsul. e) Dolmetscher. f) Architvar. g) Staatsbau- und Maschinenfach. h) Eisenbahnbeamter. i) Post- und Telegraphenbeamter. k) Forstbeamter. l) Bergbeamter. m) Landmesser. n) Reichsbankbeamter o) Nahrungsmittelchemiker. p) Prakt. Arzt. q) Kreisarzt. r) Zahnarzt. s) Tierarzt. t) Kreistierarzt. u) Apotheker. v) Armeeoffizier. w) Reserveoffizier. x) Zeug- und Feuerwerksoffizier. y) Sanitätsoffizier. z) Roßarzt. aa) Militärgeistlicher. bb) Militär-Justizbeamter. cc) Militär-Intendanturbeamter. dd) Zahlmeister. ee) Marineoffizier. ff) Marine-Maschineningenieur. gg) Evang. Geistlicher. hh) Kathol. Geistlicher. ii) Akademischer Lehrer. kk) Volks- u. Mittelschullehrer. ll) Universitätsprofessor.

B. Geographisch-statistische Notizen.

1. Die Erdkugel.
2. Die Erdteile.
3. Die Meere.
4. Die Staaten der Erde (Angabe von Regierungsform, Staatsoberhaupt und dessen Geburtsjahr oder Regierungsantritt, Flächeninhalt, Einwohnerzahl, Dichte der Bevölkerung, Landesfarben, Hauptstadt und deren Einwohnerzahl
5. Die Provinzen Preußens.
6. Die bayerischen Regierungsbezirke.
7. Die sächsischen Kreishauptmannschaften.
8. Die württembergischen Kreise.
9. Die badischen Bezirke.
10. Die hessischen Provinzen.
11. Die Staaten Oesterreich-Ungarns.
12. Die Regenten Europas.
13. Das Kaiserlich Deutsche Haus.
14. Das Königlich Bayerische Haus.
15. Das Königlich Sächsische Haus.
16. Das Königlich Württembergische Haus.
17. Das Großherzoglich Badische Haus.
18. Die Eisenbahnen der Erde.
19. Die Eisenbahnen Europas.
20. Der Handel der größten Staaten Europas.
21. Die großen Handelsflotten Europas.
22. Die Kriegsflotten der Seegroßmächte.
23. Die deutschen Kriegsschiffe.
24. Gliederung des deutschen Heeres.
25. Die größten Heere.
26. Die größten Städte der Erde.
27. Die höchsten Berge.
28. Die wichtigsten Flüsse.
29. Die wichtigsten Seen.
30. Die Menschenrassen.
31. Die Religionen.
32. Die Sprachstämme.

C. Geschichte.

A. Weltgeschichte.
1. Orientalische Geschichte.
2. Griechische Geschichte.
3. Römische Geschichte.
4. Geschichte des Mittelalters
5. Geschichte der neueren Zeit.
6. Brandenburg-preußische Geschichte.
7. Neuere Geschichte der nichtdeutschen Staaten.

B. Die Deutschen Kaiser.
C. Die Päpste.
D. Die wichtigeren Konzile und Synoden.
E. Kunstgeschichte.
I. Architektur. II. Bildhauerkunst.
F. Die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Literaturgeschichte.
G. Hauptstationen in der Geschichte der Musik.

D. 1. Die amtlichen Abkürzungen für die Maßeinheiten.
2. Papiermaße.
3. Maße für stückweise gezählte Dinge.
4. Maße der Gewichte aller Länder.
5. Vergleichende Münztabelle aller Länder.
6. Tabelle zur Umrechnung deutscher, österreichischer, französischer, italienischer, englischer, russischer und amerikanischer Münzen untereinander.
7. Das Gewicht der deutschen Reichsmünzen.
8. Post- und Telegraphengebühren.

E. Die wichtigsten Formeln der Mathematik und Tabellen zur Physik

A. Algebra.
B. Geometrie.
C. Quadrate und Kuben der Zahlen 1—100.
D. Vergleichende Tabelle der drei Thermometer
E. Einige bemerkenswerte Geschwindigkeiten.
F. Spezifische Gewichte einiger Körper.
G. Schmelzpunkte einiger Substanzen.
H Siedepunkte einiger Flüssigkeiten.

F. Wissenswertes aus der Sprachenkunde.

1. Verzeichnis griechischer Verben.
2. Verzeichnis lateinischer Verben.
3. Abkürzungen lateinischer Wörter.
4. Tabelle der französischen unregelmäßigen Verben.
5. Die wichtigsten englischen unregelmäßigen Verben.

G. Preisrätsel.

Kein Schüler versäume, sich diesen vielseitigen Kalender anzuschaffen!

S.17.10034

T 51 931 580 √

In den Kreisen der Pädagogen, Eltern und Erzieher sehnt man sich seit langen Jahren nach einer Verbesserung der Jugendschriften, die alljährlich in großen Mengen auf den Markt kommen und welche meist den Fehler haben, die Phantasie der jugendlichen Leser zu überreizen, ohne ihnen für Herz und Geist etwas anzubieten. Es entspricht entschieden einem tiefgefühlten Bedürfnis, eine Sammlung von Jugendwerken herauszugeben, welche sich bemüht, gleichzeitig unterhaltend und belehrend zu sein, unserer Jugend Anregung zu geben und zugleich erziehlich zu wirken. Den Anklang, den das erste Werk dieser Art, die für die Jugend geschaffene Bearbeitung des de Wet-Buches gefunden hat, war die Veranlassung diese Serie, betitelt

Phoenix-Bibliothek

ins Leben zu rufen.

Auch bei allen übrigen Büchern sind die Grundzüge festgehalten worden, die der Jugendausgabe des de Wet'schen Werkes in weiten Kreisen Anerkennung und Wertschätzung verschafft haben. Es ist auf der Grundlage realer Thatsachen eine Erzählung aufgebaut, welche nicht phantastische Erfindungen enthält, sondern sich streng an wirkliche Geschehnisse hält. Die Thatsachen bleiben unverändert, sie werden weder verzerrt noch verschoben; sie dienen aber nur als Hintergrund für eine Erzählung, welche es sich zur Aufgabe macht, die Jugend über neue Verhältnisse und Zustände sorgfältig zu belehren und ihr zu zeigen, daß nichts in der Welt durch Zufall oder durch leichtfertiges Drauflosgehen geschaffen wird, sondern allein durch Zähigkeit, Energie, Gewissenhaftigkeit, Ausdauer und Fleiß. Es ist besonders darauf Bedacht genommen, der Jugend bei allen diesen Verhältnissen auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen, dem Leser klar zu machen, wie der Erfolg stets teuer erkauft werden muß, wie man nur zum Ziele kommt, nachdem man zahlreiche, oft sehr große Hindernisse überwunden hat. Gerade dadurch aber, daß man der Jugend zeigt, wie auch die größten Schwierigkeiten durch Thatkraft und Mut überwunden werden, soll ihr das doppelte Vertrauen auf Gott und auf die eigene Kraft gegeben werden. Die Bücher sollen dazu beitragen, unsere Knaben zu Männern zu erziehen, zu tatkräftigen Männern die sich daran gewöhnen, mit vorhandenen Verhältnissen zu rechnen und vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken. Die Darstellung ist nicht trocken, sondern anregend, Humor und Rührung fehlen nicht.

Die literarische Bearbeitung wird von ersten Schriftstellern, die künstlerische Ausstattung von hervorragenden Malern, Druck u. Einbände von bedeutenden Leipziger Anstalten besorgt.

Es sind bis jetzt erschienen:

Band 1: General Christian R. de Wet's
Der Kampf zwischen Bur und Brite,
Band 2: Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwestafrika,
Band 3: „Heiß Flagge und Wimpel."

Preis Mk. 4,50 pro Band.

Alle Förderer und Freunde deutscher Jugendlitteratur begrüßen das Erscheinen der

Phoenix - Bibliothek

mit Freuden. Mit dieser Sammlung wird allen Schul-, Jugend- und Volks-Bibliotheken Unterhaltungsstoff geboten, wie er schon immer für die heranreifende männliche Jugend

als dringend erforderlich

ersehnt wurde. — Die Anschaffung der „Phoenix-Bibliothek" sei daher allen Bibliotheken, sowie den Lehrern und Erziehern, vor Allem aber den Eltern

unserer deutschen Jugend

bestens empfohlen.

21/3 B

Von der Phoenix-Bibliothek sind bis jetzt erschienen:

Band 2.

Mit Büchse, Spaten u. Ochsenstrick
in Südwest-Afrika

von A. Oskar Klaußmann, mit Kartenskizze u. 6 Vollbildern, farbige Illustration und Titelzeichnung von A. Dressel

führt die jungen Leser an der Hand der Erinnerungen eines Mitgliedes der südwestafrikanischen Schutztruppe in diese deutsche Kolonie, welche so wenig bekannt und doch die wertvollste von allen ist. Alle die schweren Mühsale und Strapazen, welche unsere braven Soldaten der Schutztruppe in den Kämpfen gegen die Hottentotten und Hereros durchgemacht haben, werden eingehend geschildert; aber heitere Szenen wechseln mit ernsten ab und ausgiebige Belehrung über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, Tier- und Pflanzenwelt wird den jugendlichen Lesern zu Teil.

Band 3.

„Heiß Flagge und Wimpel"
von A. Oskar Klaußmann

mit 6 Vollbildern, farbige Illustration und Titelzeichnung von dem Marinemaler Willy Stöwer wird, wie ich glaube, eine Lücke in unserer Jugendliteratur ausfüllen. Es schildert, an der Hand der Aufzeichnungen eines Maaten der Kriegsmarine, das Leben und Treiben an Bord eines deutschen Schulschiffes, das seine Ausreise nach Westindien unternimmt. In einer Art und Weise, wie sie bisher noch nicht versucht worden ist und die selbst für den erwachsenen Leser sehr interessant sein dürfte, führt das Buch in die Details des so mannigfaltigen und eigenartigen Dienstes an Bord eines solchen Schiffes ein. In stets lebendiger, sehr oft humoristischer Darstellung wird ein Einblick in den Dienstbetrieb im Hafen und auf See gewährt, werden die Mühen und Gefahren des Dienstes geschildert. Das Buch wird in den Köpfen unserer heranwachsenden Knaben ganz neue und zwar richtige Ideen über das Leben an Bord eines Kriegsschiffes erzeugen und mit sehr vielen veralteten und phantastischen Ansichten aufräumen.

Band 1.

In neu revidierter Auflage und neuer Ausstattung
General Christian R. de Wet's

Der Kampf zwischen Bur u. Brite

frei bearbeitet von A. Oskar Klaußmann mit Kartenskizzen und 7 Vollbildern, farbige Illustration und Titelzeichnung von R. Hellgrewe.

Dieses Buch ist nach den authentischen Mitteilungen und Nachrichten de Wets verfaßt, beschränkt sich aber nicht auf dieselben, sondern bietet noch eine Fülle von interessanten, ebenfalls wahrheitsgemäßen Episoden, welche nicht nur die Phantasie, sondern auch das Empfinden der jugendlichen Leser anregen. Das sehr spannend geschriebene Jugendwerk schildert nicht nur die Heldentaten des Generals de Wet und seiner Getreuen, sondern zeigt auch, was Vaterlandsliebe, Gottvertrauen, Ausharren im Unglück, Geduld und Mut, selbst in den schlimmsten Lagen des Lebens vermögen. Es schildert den Krieg deshalb auch nicht nur von der heroischen Seite, sondern zeigt auch seine Schrecknisse, zeigt das Unglück und Elend, daß über die Unschuldigen, über die Frauen und Kinder kommt, es führt den jugendlichen Leser in die Lazarette und schildert hier Leiden und Jammer. Es ist unzweifelhaft ein Buch von ungesucht erziehlichem Wert, das gleichzeitig eine historische Darstellung der Kriegsthaten des berühmten Burenführers enthält.

Carl Siwinna, Verlag in Leipzig und Kattowitz.

Zeitungsstimmen über Band I der Phoenix-Bibliothek:

Germania:

„. . . Die Schilderung ist einfach und verständlich, dabei packend und interessant. Unsere Jugend, die den Erzählungen von dem Ringen und Siegen, den Kämpfen und Leiden des heldenhaften Burenvolkes so eifrig lauschte, wird die Schilderungen mit hohem Interesse verfolgen und das Buch von Kapitel zu Kapitel mehr liebgewinnen. . .“

Münchener allgemeine Zeitung:

„. . . fast luxuriös ausgestattet . . .“

Kölnische Zeitung:

„. . . eine volkstümliche Festgabe, die besonders in der deutschen Knabenwelt herzlich begrüßt . . .“

Leipziger Neueste Nachrichten:

„. . . unter der diesjährigen Weihnachtsliteratur für die Jugend ohne Frage an erster Stelle . . .“

Bazar:

„. . . Das lebendig geschriebene, mit vielen anregenden Episoden versehene Buch . . .“

Aus der Zeit für die Zeit:

„. . Selbstverständlich überragt diese Jugendschrift alle Erzählungen, einen hohen pädagogischen Wert . . .“

Schlesische Zeitung:

„. . . Eine der interessantesten Jugendschriften . . .“

Nordd. Allgemeine Zeitung:

„. . . Die Ausstattung mit Bildern und Karten ist sehr reich . . .“

Bozner Zeitung:

„. . . Wie gerufen kommt diese interessante Jugendschrift . . .“

Neue Freie Presse, Wien:

„. . . sehr anziehend und spannend . . .“

Die Post:

„. . . hoch über den sonstigen Jugendschriften eine Fülle von interessanten, ebenfalls wahrheitsgemäßen Episoden . .“

Breslauer Gerichtszeitung:

„. . . Allen Eltern sei dieses schön ausgestattete Buch, das spottbillig zu haben ist, für ihre Knaben dringend empfohlen . . .“

Fürs deutsche Volk:

„. . . eine im hohen Grade instruktive und gleichzeitig alle edlen Regungen des jugendlichen Gemüts weckende Bearbeitung . . .“

Kölnische Volkszeitung:

„. . . fesselnd geschriebene Darstellungen . .“